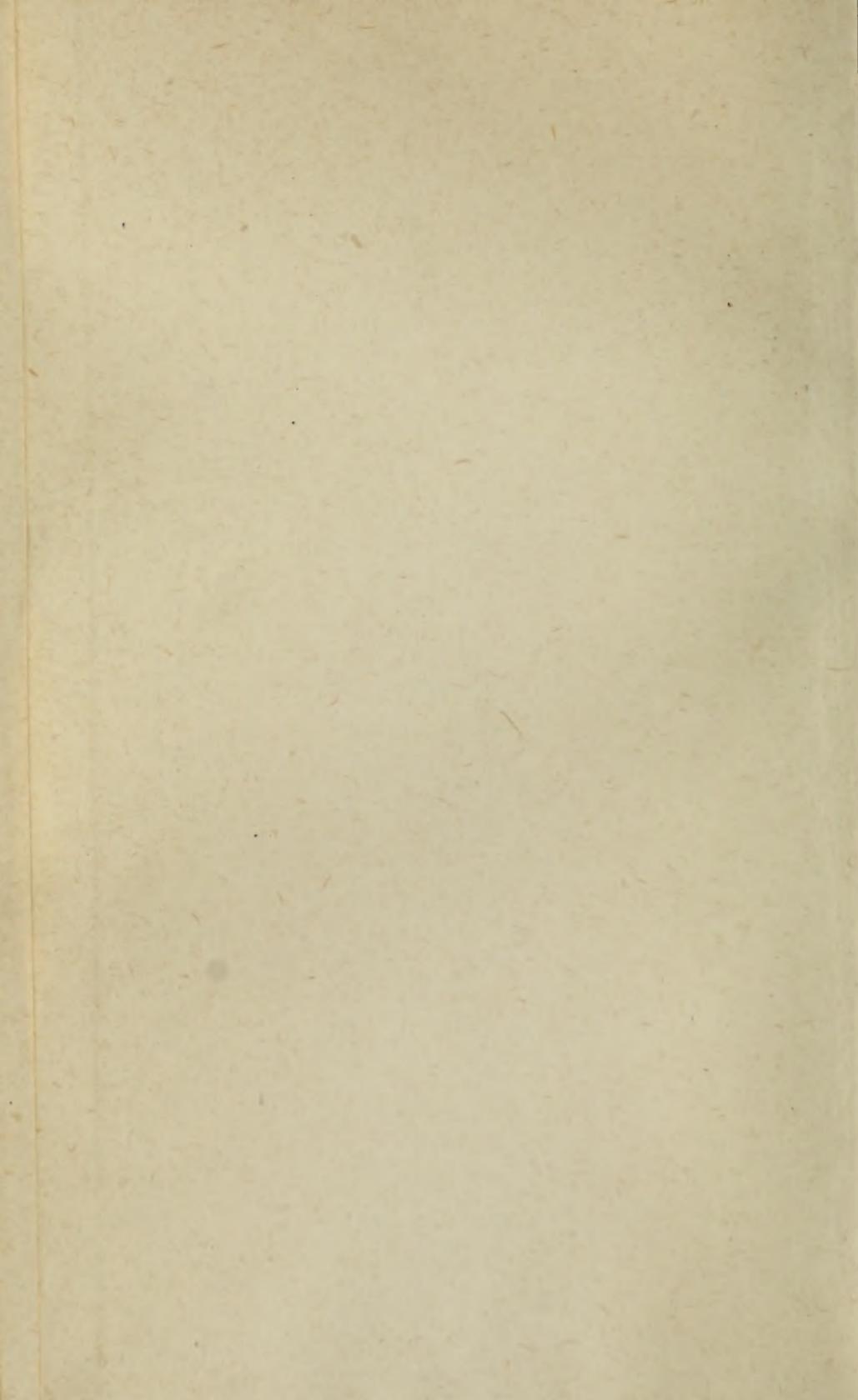
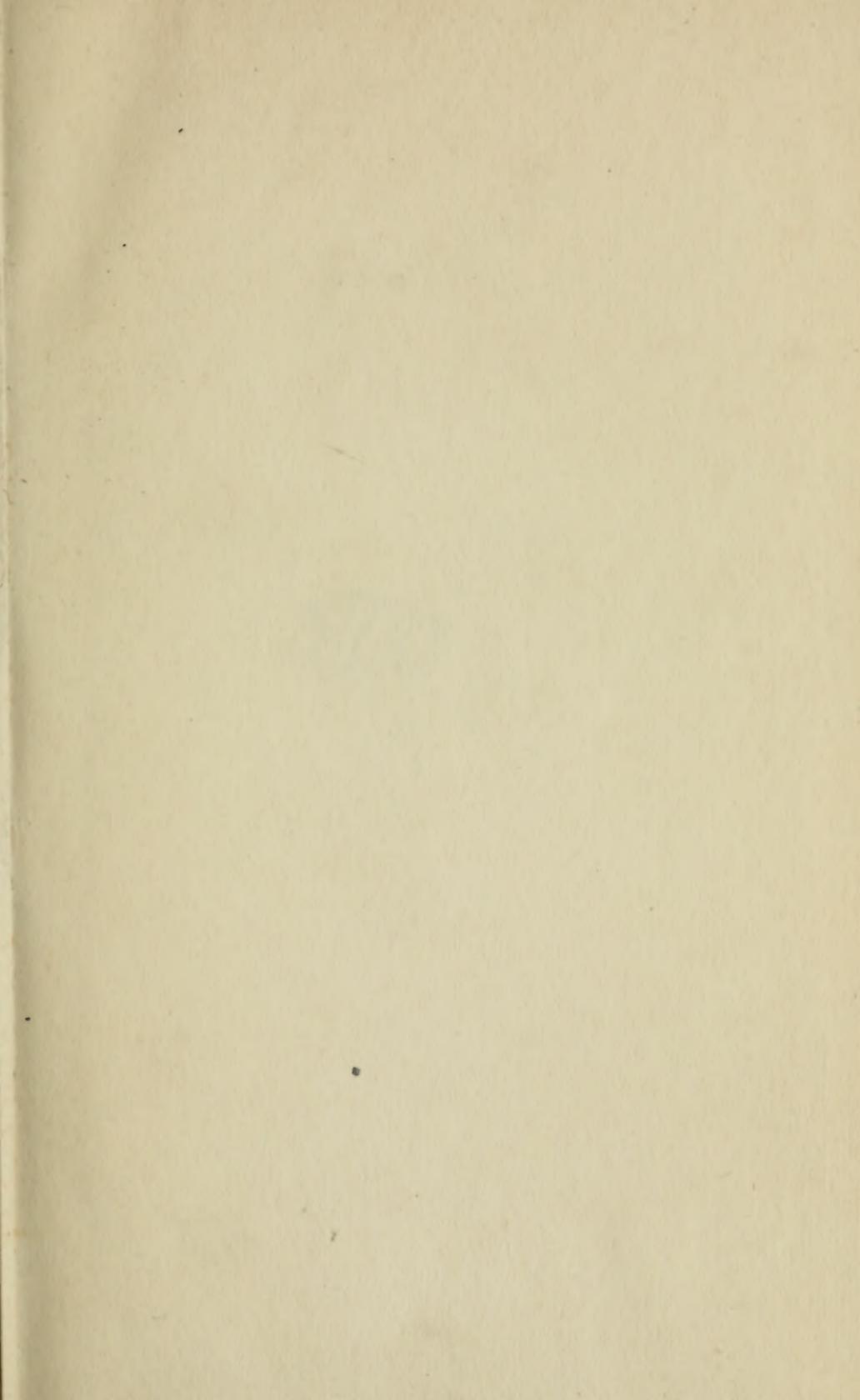
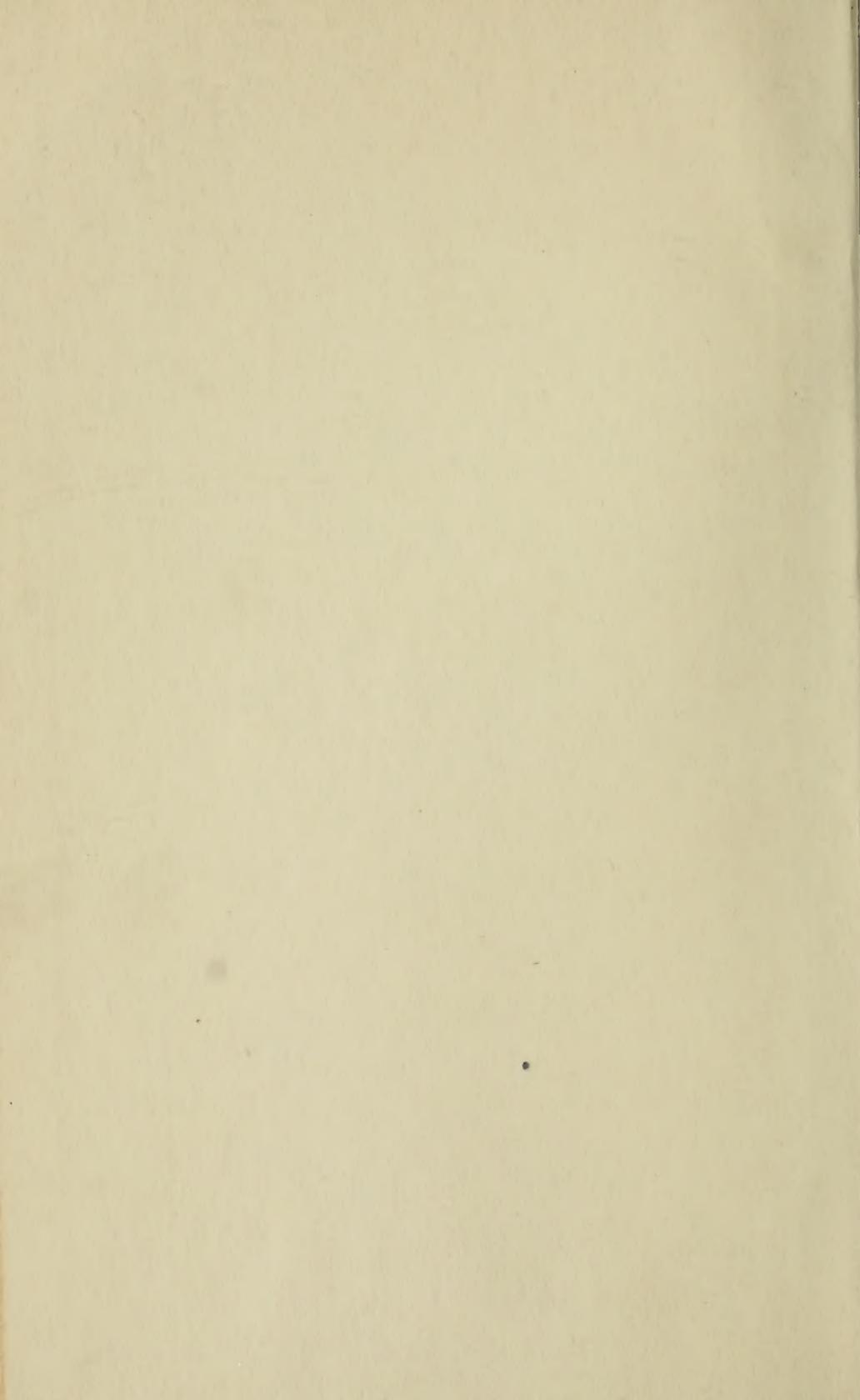


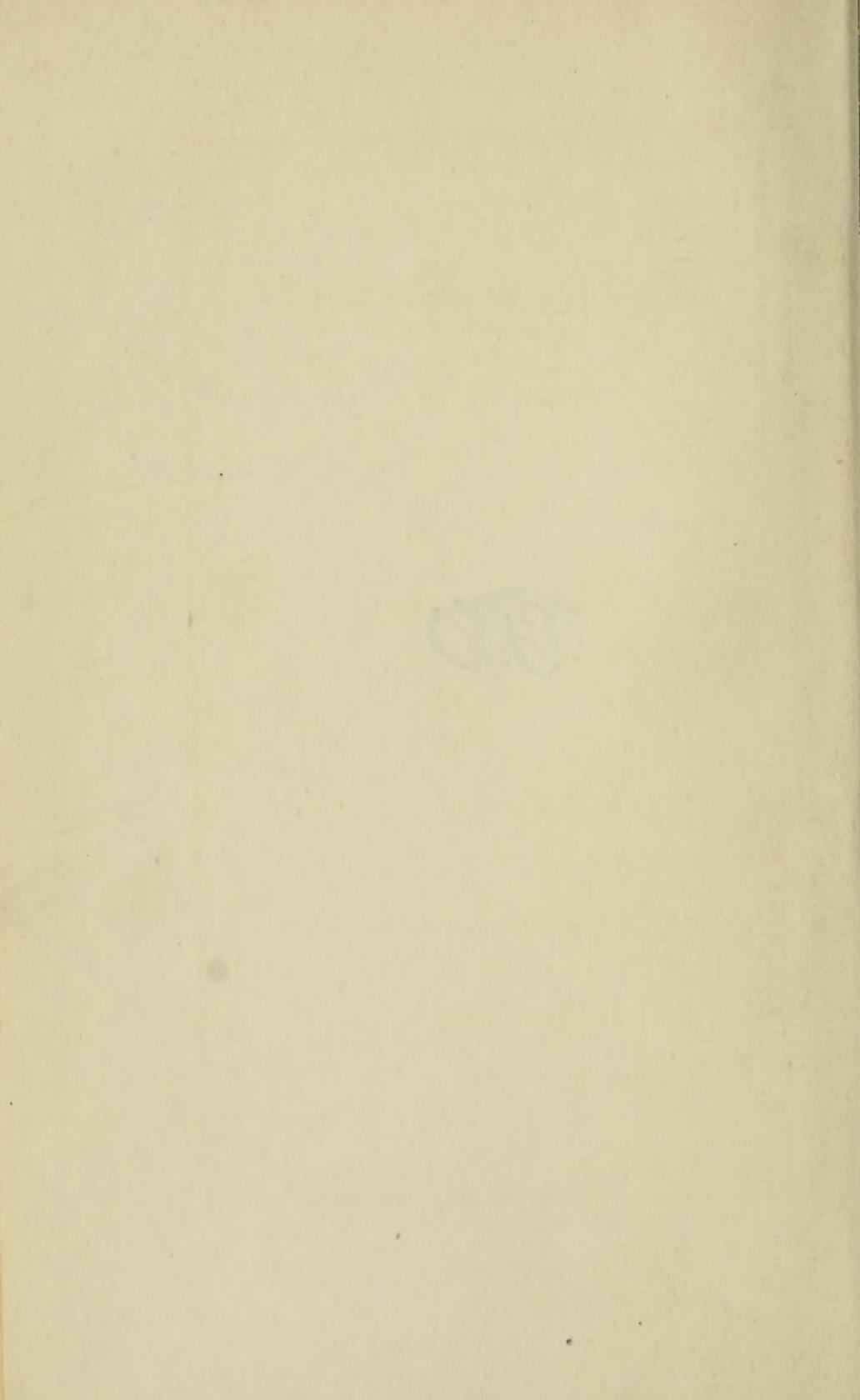
f50







1750



LG  
H 4675p

# Profaische Schriften

in drei Bänden

von

Moritz Heimann

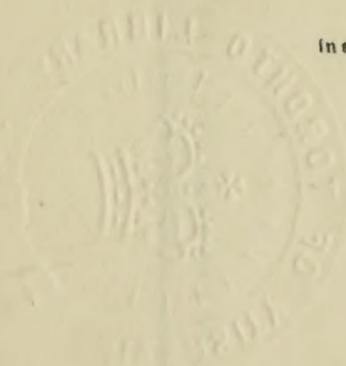
Erster Band

S. Fischer · Verlag

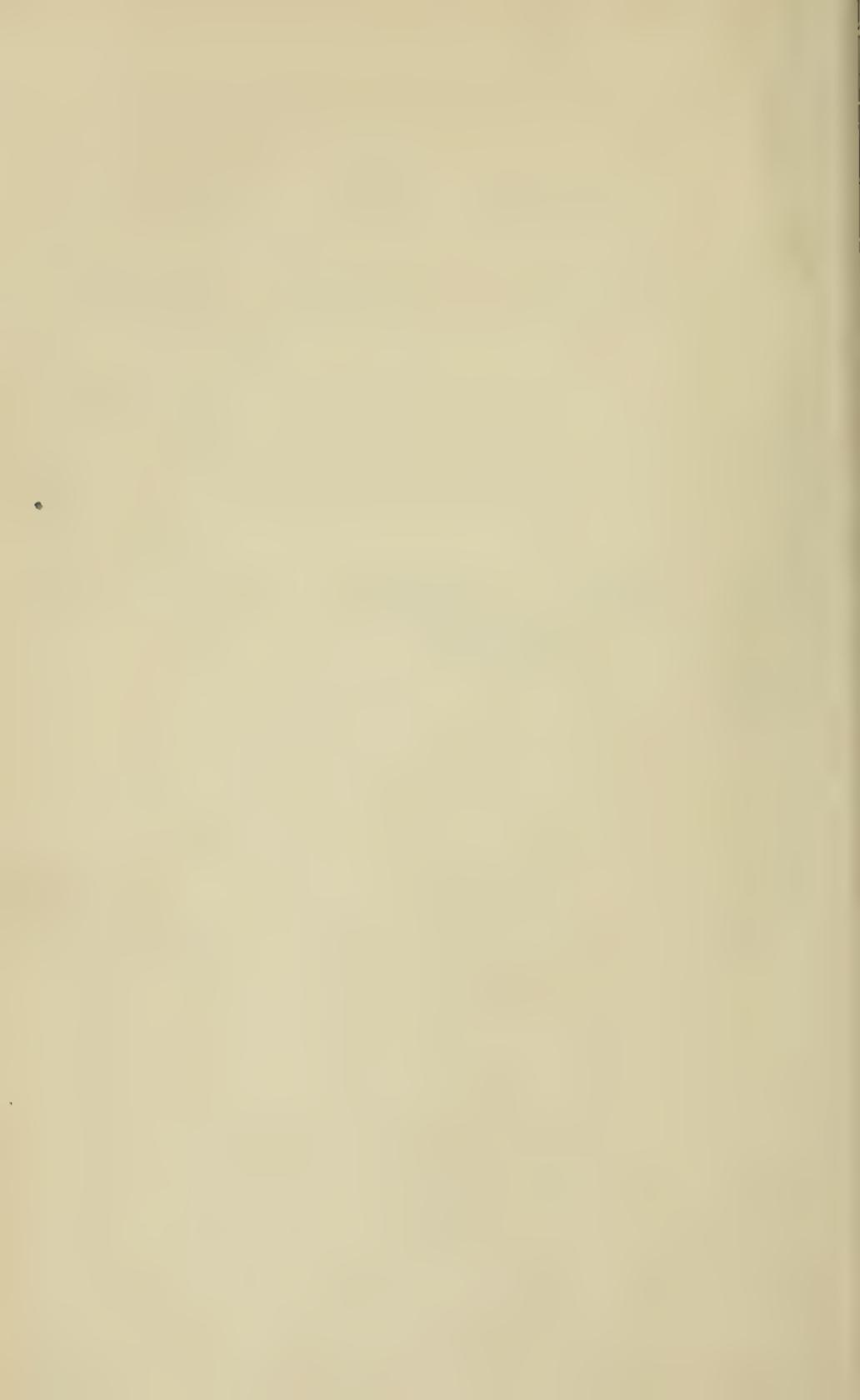
Berlin 1918

446417  
13-5-46

Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das der Übersetzung



Profaische Schriften  
Erster Band

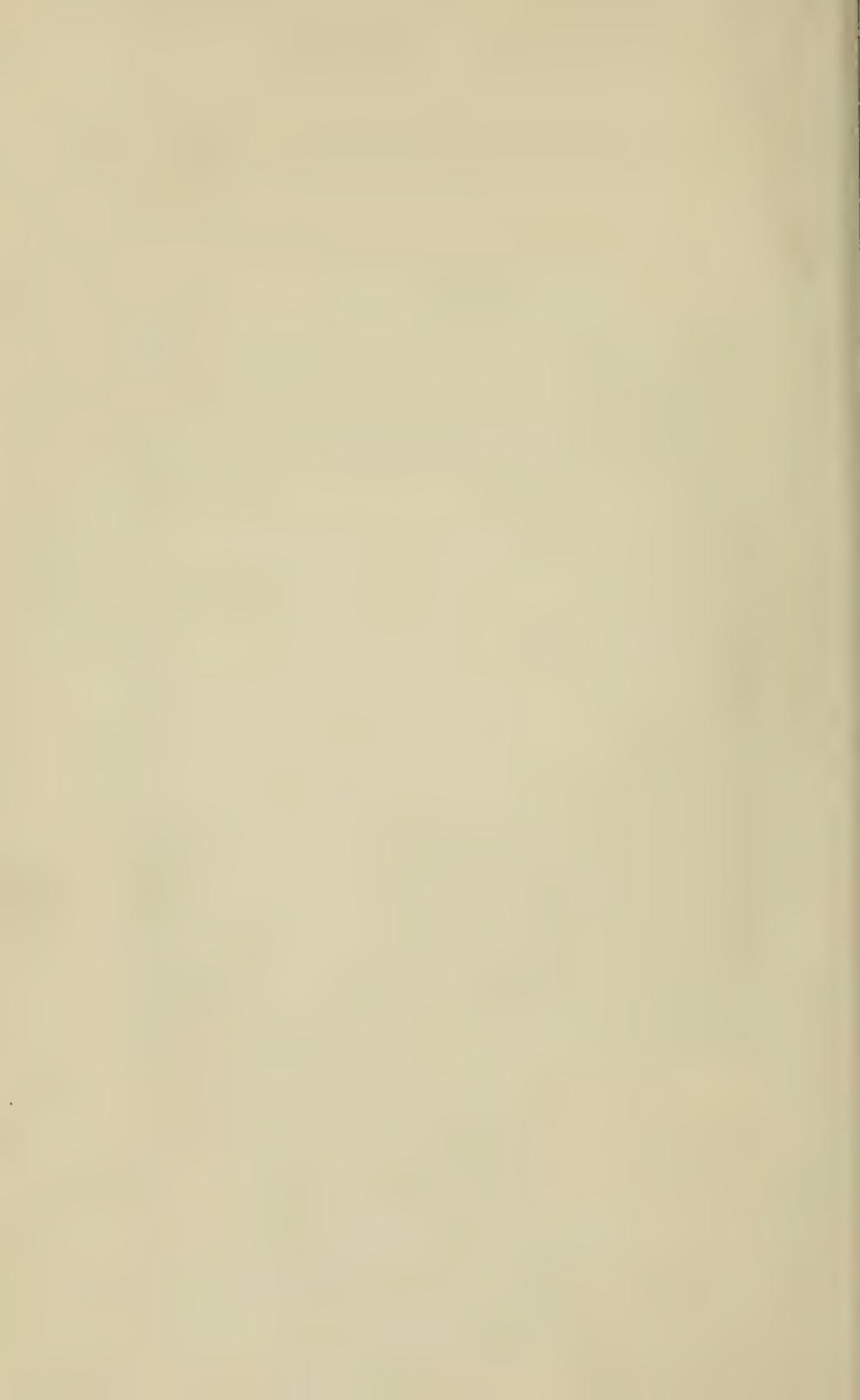


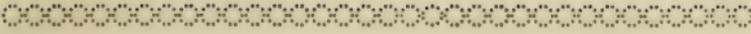
---

## Inhalt:

	Seite
Vorwort . . . . .	XI
Zur Psychologie des Verbrechers . . . . .	1
Beleidigungen . . . . .	5
Politische Ängste eines unpolitischen Mannes . . . . .	11
Ein Weg zur Politik für die Unpolitischen . . . . .	20
Prozesse . . . . .	32
Aphorismen über Politik . . . . .	39
Essen . . . . .	68
Die Partei . . . . .	71
Judentaufen . . . . .	75
Ein chinesischer Spiegel . . . . .	85
Politische Vorschule . . . . .	97
Der Krieg . . . . .	113
Vorbereitung . . . . .	148
Hoffnungen . . . . .	160
Kunst und Nation . . . . .	171
Nietzsche und sein Volk . . . . .	178
Die Verschwendung des armen Mannes . . . . .	185
Karl XII. und seine Krieger . . . . .	193
Zionismus und Politik . . . . .	199
Politische Voraussetzungen etcetera . . . . .	214
Psychologie beginnt zu Hause . . . . .	244
Neuer Nationalismus . . . . .	249
Einstweilen Punkt . . . . .	254

---





## Vorwort

I. Während an diesem Bande politischer Aufsätze gedruckt wurde, bekamen wir die Revolution. Mit einem Schlage waren alle Akzente unsers öffentlichen Lebens verschoben; und ich hatte mich zu fragen, ob ich Gedanken, die unter andern Voraussetzungen als den gegenwärtigen, niedergeschrieben waren und die auf andere, auf unentschiedene Verhältnisse hatten wirken wollen, noch einmal vorlegen sollte. Zwar hat es sich bald herausgestellt, daß die Probleme des menschlichen Zusammenlebens nur auf wenigen Gebieten vereinfacht oder sonst erledigt waren, auf den übrigen aber komplizierter und dringlicher wurden, daß also die Zustände flüchtig genug blieben, jedes selbstlosen Wortes zu bedürfen, auch wenn es schon von dem Sturm der Stunde verweht scheinen mochte.

Dennoch durfte ich mir nicht verhehlen, daß die Entscheidung des Krieges und die Revolution scheinbare Grundlagen meiner Ansichten widerlegten. Das erste Gefühl, das man in solchen Fällen hat, ist nicht angenehm; man kommt sich blamiert vor, zu offensichtlich ist der Mißklang zwischen der Gewißheit, mit der jeder Sprechende spricht, und der Unwiderlegbarkeit der Tatsachen. Zu dieser ersten Regung gesellte sich aber noch

eine tiefere, wesentlichere, von der Meinung Keines andern mehr abhängige; nämlich das Eingeständnis, daß nicht jeder Irrtum unschuldig, daß mancher zustande gekommen ist, weil ich an mir selbst vorbeigehört und innere Widerstände zu früh aufgegeben hatte. Dieses Stan Freiwilligkeit enthält eine Schuld oder doch, wenn seine Motive schuldlos sind, eine Verantwortlichkeit.

Ich zögerte und prüfte — und entschloß mich, zu drucken. Auch hierbei sprach zuerst eine ganz persönliche Regung mit: die innerlichste, unmittelbarste Auflehnung gegen die sauren Christen und schriftlichen Heilande, gegen die „Süte“ als eine neuentdeckte, auf die Dauer von fünf Jahren angelegte literarische Manier und gegen die Schar der richtigen Propheten, die von allen Seiten heranwimmelte und ihren Anspruch auf Autorität anmeldete. Richtig zu prophezeien und die Wahrheit zu sagen, scheint mir nicht ein und dasselbe Ding. Auch ist es nicht schwer, vorauszusagen, daß diese oder jene Scheibe in Scherben gehen wird, wenn man nur willens ist, sie einzuschlagen — oder sind etwa keine Scheiben eingeschlagen worden? Ich glaube, daß auch Marx nur inso weit richtig prophezeit hat, wie er zu wirken und zu schaffen vermochte; nach ein paar Jahrzehnten werden wir wissen, wieviel Falsches er prophezeit hat.

Ich lasse mir also Keinen Gedanken — und um wieviel weniger einen Menschen! — bloß darum einreden, weil er „Recht behalten“ hat, und Keinen, Gedanken oder Menschen, durch die tatsächliche Widerlegung entwerten. Insbesondere aber hüte ich mich vor jeder Süte,

Reinheit und Bußfertigkeit, die nicht vor zehn Jahren schon Süte, Reinheit und Bußfertigkeit gewesen sind, und glaube an die Wiedergeburt der Seelen nur wie an andre Wunder. Wenn dieses unmittelbare Gefühl schon allein mich vor dem Versuch, vor der Versuchung bewahrt hätte, die Aufsätze auf „den Stand der heutigen Forschung zu bringen“, so kam noch ein sachlicher Grund hinzu, — den am kürzesten ein Beispiel klarmacht: England hat Palästina in seiner Gewalt; und obgleich mein Aufsatz über den Zionismus auf der gegenteiligen Hoffnung beruht, habe ich nichts daran zu ändern. Das aus einer bestimmten Lage gewonnene Aperçu braucht mit ihr selbst nicht hinfällig zu werden.

II. Auch die Revolution schafft nichts anderes als so eine „bestimmte Lage“; sie gibt nicht den Ersatz der bisherigen Erfahrungen, sondern den Anlaß zu neuen. Der heroische Demokrat Walt Whitman sagte einmal: „Ich höre, daß man mir vorgeworfen hat, ich suchte Institutionen zu stürzen; in Wahrheit bin ich weder für noch gegen Institutionen,“ — eine Gesinnung, die eine Gleichgültigkeit auch gegen die Revolution enthält, insofern nämlich als auch diese wieder neue Institutionen herbeiführt. Wem die innere Entscheidung über das mögliche Schicksal des Menschengeschlechts als eine solche zwischen Pessimismus und Optimismus erscheint, der ist mit sich einig darüber, daß jener nie sozial werden kann, dieser nicht revolutionär zu werden braucht. Die Revolution gleicht einem harten Gläubiger, der unversehens alle Schulden eintreibt; da bricht der Jammer los, und die Reue, nicht

beizeiten abgezahlt zu haben, würzt ihn bitter; doch getrost, der Bruder Leichtsinn fängt seine gewohnte Wirtschaft am nächsten Morgen unter einem neuen Schild wieder an.

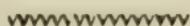
Indessen, mancher ist skeptisch gegen die Revolution, und ist doch weit entfernt davon, zu wünschen, daß sie gebremst werde. Sind wir Sozialisten nach Namen und Stempel? Wir ersehnen nicht erst seit dem 9. November eine Volksgemeinschaft, die kein notwendiges und schönes, nicht einmal ein nützliches Ding nur deshalb unterläßt, weil es sich nicht rentierte; solange aber nach dem Profit gerechnet wird, ist es uns wenig Unterschied, ob er in die einzelnen Taschen oder in den großen namenlosen Säckel fließt. Wir sehen, daß alle Volksgenossen schlecht und recht am Ende doch ernährt werden, und schon das ist uns ein ausreichender Grund, den Begriff der Rentabilität nicht zu fassen. Wir glauben, daß Geld ein Aberglauben ist. Wenn ich tausend Taler besitze und tausend Taler verliere, übrigens aber an Leib und Seele gesund bleibe, so habe ich nach der Meinung Mammons alles verloren, nach der Meinung des Menschen nichts, extensive: alles, intensive: nichts. Die Wissenschaft hat es nur mit extensiven Größen zu tun, und wo immer sie sich vermischt, die Menschheit zu führen, führt sie ins immer dichtere und dunklere Gestrüpp.

III. Die Korrektur der Wissenschaft zu besorgen, ihre extensive Betrachtung durch die intensive zu beugen, das ist es, was ich als die Aufgabe des Laien ansehe;

---

und beiläufig: man kann diese Formulierung auf mehr als ein Gebiet anwenden, vielleicht sogar auf den Rätegedanken, als welcher eine Wertwirtschaft, das heißt eine intensive, zum Ziel hat, statt der Profitwirtschaft, die eine extensive ist.

Als ein Laie mit diesem Anspruch habe ich mein Buch zusammengestellt. Das Zufällige seiner Themen aber hat noch eine andre Ursache. Es ist mir, als ob ich in allem, was ich schreibe, einen einzigen Gedanken suchte; vielleicht aber suchte er sogar mich. Ich wünschte, daß ich ihn mit Worten noch nirgends ausgesprochen hätte und daß er doch überall vorhanden wäre; ausgesprochen, würde er, wie jeder allzu zentrale Gedanke, den blinden Fleck im Auge haben. Den schönsten Fall freilich würde es mir bedeuten, wenn er ähnlich der Epiphanie eines Gottes erschiene, der doch als Gott nicht eher erkannt wird, als bis er wieder verschwunden ist, wie Christus in Emmaus.







## Zur Psychologie des Verbrechers

Ein früherer Reichstagsabgeordneter wurde im Frühjahr 1894 „in größter Eile veranlaßt, eidlich über seine Beziehungen zu einer Frau auszusagen, die er liebte“. Seine Ritterlichkeit war stärker als die bürgerliche Pflicht; man machte ihm den Prozeß wegen des Meineids, verurteilte ihn und steckte ihn auf drei Jahre ins Zuchthaus. (Es wird sehr leichtsinnig mit dem Eide umgegangen — von den Gerichtshöfen. Ich lebte lange Zeit auf dem Lande, in naher Berührung mit einer Bevölkerung, deren ursprüngliche Kriminalität gering war. Die Hauptvergehen waren — außer Brandstiftung — Wirtshausprügeleien, mit den darauf folgenden Meineiden. Um jede Bagatelle wurde eine Schar von Zeugen aufgetrieben; und was dann geschworen wurde, hatte mit den Leidenschaften der Rache und der Feigheit, mit der Trägheit

des Denkens und der Erschlaffung der Erinnerung mehr zu tun, als mit der Wahrheit; von den Landleuten gilt immer noch Goethes Wort, daß ihre Mitteilungen konfus und nicht ehrlich sind.) Als der Verurteilte entlassen wurde, hatte sich sein Wesen verwandelt. Er war früher ein sozialer Mensch gewesen, durchaus verstrickt in das Gewebe der Macht, das ist: der Oberfläche; jetzt hatte er in dem Abgrund seiner Einsamkeit die Seele von Angesicht zu Angesicht gesehen und war ein freier Mensch geworden. Er hat die Geschichte, und weniger die Geschichte als die Resultate seiner Veränderung niedergeschrieben; in einem Buch, das den Vorzug hat, von innen wahr zu sein, wie selten in Deutschland derartige Erzeugnisse. Es hat den ferneren Vorzug, nicht genial zu sein (das Geniale wirkt nicht unmittelbar); es darf also unmittelbare Wirkung verlangen, seine Beobachtungen müssen angemerkt, seine Bedenken geprüft, seine Vorschläge verhandelt werden.

Aber das Mitleid und das Mit-Leiden, die seine Darstellung aufregt, sind noch zufällig, sie sind praktisch und untragisch. Wie anders wird das Herz erschüttert, wenn Turgeniew die Hinrichtung des Mörders Tropmann erzählt, wenn Oscar Wilde seine Zuchthausballade singt und Dostojewski aus dem „Toten Hause“ berichtet!

Wenn das Verbrechen eine soziale Krankheit ist, freilich, so gibt es keine Strafe, es gibt dann nur soziale Hygiene. Aber ist das Verbrechen nur eine soziale Krankheit? Alle diejenigen, die durch eine schreckliche Sympathie das Wesen des Verbrechens leidenschaftlich füh-

len, die Dichter, die Religiösen und die Gesetzgeber, kommen von dem Begriff der Sünde nicht los. Wahr ist nur, daß die Sittlichkeit im Kriminalistischen und die im Lebenssinn Kreise vorstellen, die einander nicht decken, sondern nur schneiden. Die Strafe aber? Vielleicht kommt es dem Demiurgos nicht darauf an, daß in dem einzelnen, konkreten Fall Gerechtigkeit geübt werde, sondern darauf, daß das Recht als Idee über der Menschheit walte, sie züchtige und züchte. Dann stammen Strafe und Verbrechen nicht aus demselben Gebiet der Seelenarbeit des Menschen und passen nicht aneinander.

Das Verbrechen ist eine Tat, die Straferleidung ein Zustand, — auch so passen sie nicht aneinander. Und nur wer sich sündig fühlt, sieht bitterlich an seiner Tat vorbei und sieht einen Zustand, die Sündenhaftigkeit, darum er sich nun gegen die Strafe nicht empört, so lächerlich sie ihm auch vorkommt. Auch der Mann, von dem ich eben spreche, verdankt sich selbst der Strafe.

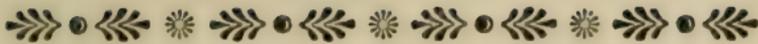
Vor allem aber, was ist sie, diese Seele des Verbrechers? Wie wenig weiß man doch von ihr! Im Dichtwerk ist Verbrecherpsychologie objektiv nicht unbedingt gültig; darum, weil es in der Dichtung keine eigentliche Analyse gibt, da das Objekt der Analyse durch das, was scheinbar schon ihre Elemente sind, erst geschaffen wird. Und was wir sonst vom Verbrecher wissen — es ist immer der überführte, der bestrafte, der seiner Freiheit beraubte Verbrecher. Es ist der leidende Mensch, der isolierte Mensch. Der Zustand des Leidens und der Isoliertheit und der Wehrlosigkeit ändert sein

Gesicht, und an diesem Menschen hat das Schicksal gehandelt, wie sonst die Liebe tut und wie der Dichter tut: es hat uns ihn sehen gelehrt.

Das Soziale ist dem Individuellen in einem gewissen Sinne feindlich; (dieses ist so vorsichtig ausgedrückt, daß der Staat dabei bestehen kann). Wer aber den Trug und Taumel des Ameisenwahnsinns abschütteln und dem Menschensohn in die Augen sehen will, — und er ist kein Dichter und muß nicht in Gefängnis und Zuchthaus wandern, dem bleibt noch das dritte Mittel: zu lieben.

(1904)





## Beleidigungen

Von den Verletzungen, denen der Mensch, unter Menschen lebend, ausgesetzt ist, ist Beleidigung die tiefste. Sie trifft nicht etwas, was er besitzt, sondern das, was ihn besitzt: das Anonyme, Souveräne der Seele, Ende und Anfang, das Individuum, das ganz Irrationale und ewig Einmalige. Wie schwer ist es, Regeln über die Sühne dieser Verletzungen auszudenken! Ein Mensch, der wirklich beleidigt ist — er prüfe sich nur genau — und nicht sofort durch das Bewußtsein der polizeilichen Ordnung der Gesellschaft gezähmt wird, kennt keine andre Genugthuung als die Vernichtung des Beleidigers. Dafür gibt es keinen Ersatz; wer wahrhaft verzeihen kann, den hat noch nie ein Schimpf erreicht; Verzeihung ist in den gewöhnlichen Fällen Vergeßlichkeit, in den sublimen die Maske einer Wollust, die die Rache nicht aus der Hand geben, nicht beendigt wissen, sondern immer noch vor sich haben möchte; Strafe, verbüßt, stellt die Unschuld wieder her, und der Sieger kauft einen kurzen Triumph vor der Öffentlichkeit mit einer tückischen, unnennbaren, unentrinnbaren Scham. Mit der Schwankung aber, in welcher dem Beleidigten

die persönliche Waffe aus der Hand gedreht wird, sei es durch die äußeren Umstände der Staatsbürgerschaft, sei es wirklich durch die inneren eines Gerechtigkeits- und Sittlichkeitstriebes, der den Begriff der Schuld nirgendwo als bei sich selbst lange unaufgelöst duldet, mit dieser Schwankung hört das Individuum auf, und das soziale Wesen beginnt. Ja, der Mensch, der den Beleidiger nicht vernichtet, sondern bestraft wünscht, ist fast nicht nur ein Mitglied, sondern beinahe ein Beauftragter der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist verletzt, wenn eines ihrer Mitglieder das andre verletzt; und mehr darum, das Gleichgewicht in ihr wiederherzustellen, handelt sich's bei den gerichtlichen Prozeduren, als darum, einem Menschen Genüge zu tun — eine wesentliche Unstimmigkeit, die, je mehr Sozietät einer im Leibe hat, gleichgültiger, — je mehr er Kern ist, peinvoller wird.

Doch nicht immer will die Gesellschaft, nein: das Volk das Gleichgewicht mechanisch wiederhergestellt.

Der Weltverbesserer läßt sich die Worte der Dichterin, Annette von Droste, gesagt sein: „Pochest du an, poch' nicht zu laut;“ aber die Vorsicht darf ihn nicht verführen sich seiner Legimation zu entäußern, welche ist: unhistorisch, unwissenschaftlich zu denken. Kann überhaupt der Wille anders als unwissenschaftlich und unhistorisch — denken? —

Der ehemalige Reichskommissar Dr. Peters verklagt einen sozialdemokratischen Redakteur wegen Beleidigung, einen unbekanntem Menschen, der nichts andres

verbreitet hatte, als was seit einem Jahrzehnt an mehr als einer Stelle in voller Gehässigkeit behauptet war. Daß Peters vor seinem Volke gereinigt stehen wollte, war sein Recht und seine Pflicht; des Volkes Recht und Pflicht war es, einen Mann seiner Geschichte in der wahren Gestalt, Verfehlungen und Verdienste weder übertrieben noch verschwiegen, mit Augen zu sehen. Was hat dieses mit Beleidigung zu tun? Warum mußte, um einen geschichtlichen Akt zu erfüllen, ein gleichgültiges, joviales Münchener Bierfaß herangerollt werden? Und ist nicht in solchem Falle die Strafe, möge sie als Geldpön auferlegt sein, die der Verurteilte nicht selbst trägt, möge sie den Missetäter ins Gefängnis führen, wo ein ganz anderer Mensch zu leiden hat als der auf dem Schreibstisch Artikel verfaßte, ihrer drohenden Größe, ihrer rächenden Kraft beraubt? und zum Symbol und Versteck für etwas geworden, was besser sich nicht versteckte und nicht als Symbol vors Bewußtsein träte?: für den Splitter zumindest vorläufiger, zumindest historischer Wahrheit. Um eine Wahrheit festzustellen, nicht um eine Beleidigung zu rächen, wird solch ein Prozeß geführt, und man soll nicht meinen, daß es belanglos sei, in welcher Form die Wahrheit festgestellt werde. Das Rechtsgefühl im Volk ist so gelockert, daß alles geschehen mußte, es straffer anzuziehen. Der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter, sie alle wissen wenig von einer Gerechtigkeit göttlichen Adels; ihnen allen ist längst das Recht eine Waffe zum Angriff und zur Abwehr im sozialen Kampf, eine Waffe, die nur so viel Sieg erſicht,

wie die Geschicklichkeit und Kraft des Fechters vermag. Wenn ein gerichtliches Verfahren sichtlich eine andre Tendenz hat, als es vorgibt zu haben, muß der Verdacht gegen das Recht gestärkt werden. Die Beteiligten ahnen, scheint es, nicht, wie sehr es den unbefangenen Menschen empört, daß die Parteien über zu erhebende Beweise Kompromisse abschließen dürfen, daß Meisterschaft spielen darf, wo es nichts abzudingen, nichts zuzulegen geben sollte.

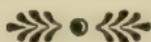
Immerhin handelte es sich hierbei um politische Dinge, um politische Gegner; aber um das Letzte, Nackteste der Seele handelte es sich für den Grafen Moltke. Die abscheuliche Paradoxie dieses Prozesses stammt daher, daß er als Beleidigungsprozeß geführt wurde und nach zur Zeit geltenden Einrichtungen geführt werden mußte. Der Graf Moltke hatte nicht geklagt, weil er sich beleidigt gefühlt hätte, ganz gewiß nicht. Und was die advokatorische Beredsamkeit, die von dem Augenblick an, wo sie ihn am Boden hatte, mit der Brutalität des Siegers über ihn herfiel, ihm zur schlimmsten Verfehlung anrechnete, gerade das war das Mitleidwürdige: daß er von sich und andern bedrängt war, wegen Beleidigung zu klagen. Denn auch ihm galt es nur, sich zu reinigen und, da er schon niedriger steigen mußte, nicht allzu niedrig gestellt zu werden. Ihm galt es, vor dem Land und dem Volk nicht mit mehr Schuld beladen zu sein, als er sich beladen fühlte. Und wer hätte nicht gespürt, daß hier, weit über allem Persönlichen, eine Materie war, die nicht zufällig, sondern dämonisch und

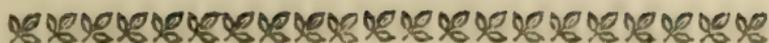
mit Wut ins Licht wollte! Aber eine Verwirrung der innersten Tendenzen dieses ganzen Tatsachenkomplexes trat ein, als der aufgeschreckte, fliehende Mensch einen andern stellen, anklagen mußte. Nun war dieser der Verfolgte, nun hatte der sich zu wehren, und er erreichte es, daß sein Segner, bestürzt, die Verteidigungsstellung wählte, die der Angriff bestimmte; er sagte: schwarz, und der Unglückselige, in die Enge getrieben, antwortete: weiß; was aber festzustellen war, ist gewiß weder schwarz noch weiß, ist vielleicht von der Farbe des Rauchtopases oder des Schattens auf Schnee. „Die Wahrheit liegt immer zwischen zwei Extremen, aber sie liegt nicht in der Mitte.“ Wie sollte es möglich sein, diesen einen magischen Punkt — nicht etwa festzustellen, denn das ist Sache des Senies und im bürgerlichen Leben nicht erreichbar — sondern ahnen zu lassen, wenn die ganze Anlage der Beweisführung die Beschlüsse in die Nähe des einen oder des andern Extrems drängt? Und ein solcher Prozeß wird vor einem Amtsrichter und zwei Männern aus dem Volke, Handwerksmeistern, geführt! Vor Männern, die nicht imstande waren, die Sache des Grafen Moltke von der der Potsdamer Skandale zu trennen; und sie, deren gesunde und redliche Empfindung vorausgesetzt werden soll, und die gewiß ein wahrhaft richtendes Gefühl über des Grafen Moltke Beschimpfungen des Weibes und der Ehe besaßen, sie waren auf jeden Fall unfähig zu erkennen, daß diese Äußerungen immer noch den Adel menschlichen Leides und menschlichen Unglücks tragen, gegenüber ihrer Erscheinung als Zitat eines

---

unbegreiflich schnöden Witzes im Munde des Advokaten.

Das Ganze — ein im sittlichen Sinn unzweckmäßiges Verfahren, vor einem auch im technischen Sinn unzweckmäßigen Tribunal. Es müßte Gelegenheit geschaffen werden, Prozesse solcher Art vor einer höchsten Instanz als reine Feststellungsprozesse zu führen, ohne Strafen und Freisprechung. Es sind nationale Prozesse, und sie gehören vor das Parlament. (1907)





## Politische Aengste eines unpolitischen Mannes

Vor ein paar Jahren saßen in einem Kaffeehaus junge Leute, die mit Eifer und Leidenschaft, mit vielem Feuer und einiger Sachkenntnis über die Dinge stritten und sich einigten, sich fanden und mißverstanden, die ihnen offenbar die wichtigsten ihres Lebens waren: Probleme der Kunst, der Dichtung und, wie sie meinten, der Kultur. Da trat ein älterer Mann auf sie zu und brachte erregt mit einer Zeitung, auf die er schlug, die Nachricht von einer großen Niederlage der Buren gegen die Engländer. Einen Augenblick wurde es ruhig am Tisch; dann erhoben sich die lärmenden Stimmen, und man verwies den bestürzten Pfahlbürger mit Nachsicht, Mitleid, Verachtung und Entrüstung in das Gefühl seines banausischen Nichts. Alles das geschah nicht ohne Affektation; man tat sich etwas darauf zugute, über den flüchtigen, vielleicht unwahren, jedenfalls unwesentlichen Erregungen des Tages zu stehen, und man sprach weiter von Kultur: *il verso è tutto*.

Und warum sollte nicht, das bißchen Dünkel gern gegönnt, eine Gesinnung zu loben sein, die, ihrer besonderen Aufgaben bewußt und voll Hoffnung, sie zu lösen,

sich vor Vermischungen zu bewahren und von der leeren Anteilnahme an fremden Pflichten und Sorgen rein zu halten suchte! Warum sollte nicht, trotzdem jeder Deutsche mit der Anwartschaft auf einen Stimmzettel und auf ein Kleid aus zweierlei Tuch geboren wird, der Dichter, der Künstler in seiner Wolke wandeln, unbekümmert darum, wie der Staatsmann das Land aufteilt und der Soldat es schützt! Konnte man doch an die berühmte, um ein kleines zu sehr pointierte Anekdote zwischen Soret und Goethe erinnern und mit Genugthuung ausmalen, wie der von den Pariser Juliereignissen aufgeregte Politiker zu dem greisen Meister ins Zimmer stürzt und auch ihn in lebhafter Bewegung trifft, aber, wie er mit Verblüffung und Beschämung erkennt, nicht über Barrikadenkämpfe und Revolution, sondern über den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß heute noch jüngere Leute so sicheren Gewissens bleiben würden, und auch ohne politischen Instinkt spüren sie allerorten, daß die seltsame, überall wahrnehmbare Behinderung und Stoßung der Seele mit einer Behinderung und Stoßung des politischen Lebens in Zusammenhang stehe. Der Dichter braucht mit Fug um einen durch kräftigen Puls belebten Staat sich nicht zu kümmern; von einem mattherzigen, tückischen, verlogenen Zustand wird er trotz äußersten Widerstrebens Wirkungen eines tiefen Unbehagens, einer lähmenden Kälte und Gleichgültigkeit verspüren.

Diesen Zustand abzuleugnen, werden viele Menschen um so eifriger sein, als wir ja im allgemeinen der Zeit, die uns umhüllt und trägt, so wenig inne werden wie der Luftsäule über unserm Haupt; sie werden sich darauf berufen, daß, wenn die Verminderung des politischen Lebens überhaupt zu beklagen, sie durch eine sichtlich vertiefte und verfeinerte Kultur mehr als ausgeglichen sei.

Aber aus der zoologischen Gefangenschaft der Menschheit ist Kultur, wie sie gemeinhin verstanden wird, keineswegs die Pforte, die ins Freie führt; diese Pforte ist einzig und allein Religion. Die Zufälligkeit der Geschichtsschreibung, ihre Eitelkeit, ohne die es gar nicht möglich wäre, aus dem *va et vient* des Lebens Tatsachen herauszuretten, hat einen zu hohen, das ist einen falschen Begriff von der Kultur geschaffen.

Doch dieses beiseite gesetzt, steht es denn in Wahrheit um unsre Kultur — das Wort im abgeschwächten Sinne — so, daß wir ihrer froh sein dürften? Vor einem Menschenalter haben die Fortgeschrittensten darüber zu Klagen gehabt, daß die Deutschen keiner andern als einer papierenen Bildung mächtig wären; daß selbst diejenigen unter ihnen, deren Wissen und Meinen, deren Denken und Deuten mit Hartnäckigkeit um die Adelsnamen des menschlichen Geistes bemüht wäre und sich am liebsten bei Plato, Dante, Kant und Goethe zu Hause fühlte, sich ohne Haltung und Form, zwischen pöbelhaft geschmacklosem Hausrat und im Dampf von schlechtem Tabak zufrieden bewegten. Das hat sich frei-

lich bis auf den Knopf der elektrischen Klingel geändert; und wenn wir in ein Warenhaus gehen oder auf einem Stuhl niedersitzen, ein Buch zur Hand nehmen und Tee trinken, können wir uns einbilden, in Schönheit zu leben. Nichtsdestoweniger wird in der Untergrundbahn geraucht, in die Theater kommt man zu spät, aus den Konzerten geht man zu früh, man applaudiert der Sängerin den Schluß der Begleitung weg, und der Bürgermann führt seine halb entblößte Frau zu Festen, die nicht gerüstet sind, einem heimkehrenden Krieger das Blut zu erfrischen. Nichtsdestoweniger ist das Ideal des Weibes die große Kokotte und das des Mannes der gewinnreiche Bankier, beide, versteht sich, mit psychologischen Hintergründen und mit Sammlungen von Gemälden und alten Drucken. Nichtsdestoweniger war es unsrer Zeit vorbehalten, den heimlichen Kaiser Mamon sogar offenbar zu machen und alle Werte so sehr in Waren zu verwandeln, daß ein Leben außerhalb von Erfolg und Münzbarkeit und jenseits der Sinnlichkeit überhaupt nicht verstanden wird. Selbst das Sittliche wird in kürzester Frist zur Verfeinerung der Sinne zearbeitet und zur Bereicherung jenes Genießens, das, nach Goethes Wort, gemein macht. Der Geschmack, von der Mode in Sklaverei gehalten, läßt sich, wie eine sentimentale Dirne, trotz aller Verfeinerung leichter betrügen als je. Ideen wurden geboren, sie verflüchtigten im übermächtigen Rauschen des Papiers zu Theorien und wurden von betriebsamer Popularisierung in erneuter Konsistenz als Handhaben zum ordinären Kampf

der Interessen wieder dargereicht. Auf diese Weise konnten Adelsherren Anhänger finden, ohne daß Pflicht und Stolz gestärkt worden wären; Kredit und Debet lösten Ormuzd und Ahriman ab; und während man durch Versicherungen, Fürsorge und Hygiene für das Volk sorgte, begab man sich der Macht, dieses selbe Volk und sich dazu vor dem schlimmsten Unfall, dem Krieg, zu bewahren.

Es ist mit unsrer Kultur seit dreißig Jahren in Wahrheit nicht besser, sondern schlechter geworden. Der Gegensatz zwischen dem, was man glaubt, und dem, was man zu glauben vorgibt, mit einem Wort: die Stillosigkeit ist heimlicher und größer. Es gab eine deutsche Kultur, als es kein Deutschland gab: die Kultur war das Vaterland; Schulmeister haben sie gegründet, wir waren stolz auf diesen Ursprung, aber der Übermut hat ihn zur Fehlerquelle gemacht; die Nationalität unsrer großen Lehrer wurzelte im Humanismus und nicht im Staat, und als der Staat, brutal wie eine Tatsache, sich hingemauert hatte, mußte sie ohnmächtig draußenbleiben. In den sechziger Jahrgängen der Gartenlaube ist mehr Kultur, das ist mehr Einheit, zu spüren als in heutigen, mit ihrer Überlegenheit an Geist und Realität prunkenden Bekundungen. Nirgendwo als bei uns sind die Talente so ins Private exiliert und so wenig zur unmittelbaren Wirksamkeit und Herrschaft zugelassen. Diese geringe Schnittfläche des Talents und der Herrschaft ist schuld daran, daß das eine an Spannung, die andre an Geist und beide an Ethos einbüßen.

Als der deutsche Humanismus vor den Mauern des Reiches zusammenbrach, unfähig, seinem Ursprung nach, zum Sturmloch, unfähig, entgegen seinem Ursprung, zum Flug, wichen die Genien überraschend schnell von ihm. Was sie aber verjagte, das war nichts andres als die große Revolution in der Gedankenwelt der Menschheit, die man als Darwinismus so ungefähr wie zwingend bezeichnet, dieses Darwinismus, der die Moral in die Naturwissenschaft versetzt, der alle qualitativen Maße zerbricht und statt ihrer die quantitativen, unsicheren, gefahrbringenden aufzwingt und einen neuen Mut verlangt. Er ist es, der die zwei großen Mächte unserer Zeit legitimiert hat, die Macht der Massen und die Macht des Erbes; die eine in ihrer naiven Unmittelbarkeit, die andre noch in der durch Ehrgeiz herbeigeführten Übertreibung der Nietzscheschen Formel. Sie beide, Konservatismus und Sozialismus, nein: Konservative und Sozialisten sind die großen Wirklichkeiten unserer Zeit; sie allein können sich rühmen, daß ihr öffentliches Tun und Denken nichts andres als ihr zusammengefaßter Alltag sei. Das dürfen mit soviel Wahrheit nicht einmal die politischen Katholiken sagen; mit noch weniger die Männer, die den vernutzten Namen des Liberalismus zu neuen Ehren bringen und zu einer neuen Einheit formen wollen.

Der Liberalismus glaubt seine Zeit gekommen. Er glaubt, zwischen die beiden realen und eben durch diese ungeheure, wachsende Realität bei unversöhnbarer Feindschaft kulturertückenden Mächte sich entscheidend

einschieben zu können — und nie ist uns mehr bange um ihn gewesen als in diesem Augenblick, wo ihn das parlamentarische Zufallsgleichgewicht verführt, sich als das Zünglein an der Wage wichtiger vorzukommen als was in den Schalen steigt und fällt. Er wollte auch einmal auf Bismärkische Weise Realpolitik treiben; aber er hat dabei den Platz im Schmollwinkel mit einer Gefolgschaft vertauscht, deren Bitterkeit er sich mit nutzlosem Eifer zu verhehlen trachtet. Einer Politik zustimmen, heißt nicht Politik treiben. Und in allem, was den Elan jenes 13. Dezember 1906 ausmachte, hat der Liberalismus nichts zu tun gehabt als zuzustimmen. Wenn er es jetzt unternimmt, seine Forderungen zu präsentieren, so ist für vieler ernster Männer Augen seine Gebärde nicht schöner als die eines Verräters, der um seinen Lohn trogt.

Was ist eine Realpolitik ohne wahre, unmittelbare Macht? Nicht viel mehr als das, was man in dem abscheulichen Jargon unsrer Parlamente einen Kuhhandel nennt. Der Sozialist hat den Streik, der Konservative den Krieg; jener ist fast das ganze Volk, dieser fast der ganze Staat. Der Liberale ist das Zünglein an der Wage, die nichts zu wägen hat.

Einer Partei, die nicht die Macht besitzt, tun nicht Programme not, sondern Ideen. Wenn das Bürgertum den ernstesten Willen hat, sich nicht aufzugeben, kann es immer wieder die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten seiner Stellung zu einer Tugend und aus dem Unbestimmten seines Lebensgefühls seine Kraft machen.

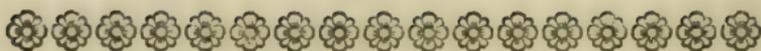
So weit im Leben, wie Konservatismus und Sozialdemokratie, ist vielleicht zu nah an dem Punkt, wo ihre Ideen an dem unausbleiblichen Zynismus aller Realität sterben. Von Tag zu Tag wird es weniger möglich, die Herrschaft der Herrschenden romantisch zu verklären und die Augen davor zu verschließen, daß sie mehr als zur Hälfte eine generationenweise wiederholte Usurpation und mehr als zu drei Vierteln eine roture ist, die, statt im fünfundzwanzigsten oder fünfunddreißigsten Lebensjahr, schon im fünften zu Sicherheit und Haltung kommt. Und welche Kultur ist vom Sozialismus zu erwarten, solange er alle Errungenschaften des Kapitals und der Macht annimmt und nur das Odium davon schadenfroh und pharisäisch in die andern Konduitenlisten schreibt!

Der Liberalismus darf wirklich seine Zeit gekommen glauben: hätte er sie doch nie verfehlen sollen. Obnehin fast mehr eine Form als ein Inhalt der Politik, könnte er am ehesten den Geist aus der Sebundenheit lösen, in der Materialismus und Historie ihn halten. Sein Wesen könnte die Freiheit sein, die unbestimmte, schwache, die stärker ist als die Gesetze. Ein Fehler im Denkfühlen läßt uns historische Notwendigkeit mit ideeller verwechseln und wännen, Tatsachen seien Sötter; wännen, daß es nicht anders hätte werden können, als es geworden ist. Aber für unsre Phantasie muß selbst die Vergangenheit flüssig sein; sonst wird für unsern Willen auch die Gegenwart starr. Von dieser starren Gegenwart befangen, wagt der Liberalismus

nicht mehr, rückwärts über das Gebirge Bismarck hinweg und auf seine vorgeblichen Ahnen, die Humanisten, die Philosophen, die Historiker und Essayisten, mit mutholendem Blick zu sehen. Aber ein Staatsmann schafft keine Ideen, sondern führt sie aus; und noch wenn er sie verachtet, ist er nichts andres als ihr Vollstrecker. Sie zu schaffen, die namenlosen, sie zu pflegen, die schwachen unwiderstehlichen, wessen Aufgabe hat das zu sein? Des Volkes? Und glaubt der Liberalismus Volk sein zu können, in höherem Maße als andre Parteien Volk sein und Kultur wirken zu können, wenn er eitel in höherem Maße Partei zu werden trachtet? —

Mit dem allen ist, wer wollte es bestreiten, nichts gesagt; aber es ist damit, und ernsten Sinnes, gefragt. Von Antworten schwirrt die Luft, der Lärm wächst täglich; wieder fragen können, heißt wieder der Ruhe, der Fruchtbarkeit fähig sein. Antwort ist Programm; Frage — beinahe — Idee. (1908)





## Ein Weg zur Politik für die Unpolitischen

Es scheint jetzt schon erwiesen, daß die Forderung des Reichstagswahlrechts für Preußen unsern Liberalen mehr eine Fahne als einen strategischen Punkt bedeutet hat; — und was ist eine Fahne für aufgeklärte Menschen andres als ein Stück Tuch an einem Stock? Da es den Nerv einer Partei ausmacht, mit Kraft und gutem Gewissen zu fordern, so ist's kein Wunder, daß das deutsche Bürgertum bei jeder politischen Probe Verlegenheit sehen läßt. Es weiß nichts Rechtes zu fordern, weil es gerade so viel erreicht hat, wie nötig ist, den Willen abzuspannen. Selbst das letzte, das uneingestandene Ziel aller politischen Gleichheitsbestrebungen, nämlich den Staat nicht etwa nur der vordrängenden Klasse, sondern den Mittelmäßigkeiten dieser Klasse bequem zu machen, hört auf, verstopfte Begeisterung anzufachen, wo überall Mittelmäßigkeit keine Entschuldigung und keine Schonung nötig hat. Das Geld klingelt im Kasten; hohe Orden, auch außerhalb der Kronen- und Rotenadlerhierarchie, Ministersessel und übermorgigen Gesandtschaftsposten, z. B. in Washington, bezeugen einen Sieg, der groß genug ist, daß man's dem

Adel noch eine Weile gönnen kann, die Offizierstellen der Gardereiterregimenter festzuhalten und bei Hofe vorzutanzten.

Aber dieses Bürgertum, das durch seine Erfolge viel zu sehr ins Private zersplittert ist, als daß es sich zur Einheit zusammenfassen könnte, soll doch noch nicht die letzte Ebbe einer großen Flut sein. Immer wieder und in sehr verschiedenen Lagern ist der Wunsch laut geworden, es als Kernmaterial für eine zu gründende große deutsche Kulturpartei zu gewinnen. Eine zweite Verlegenheit. Kultur schaffen heißt: Tatsachen zum Dienste zwingen; aber Wirtschaft, die an die Deichsel gehörte, sitzt auf dem Kutscherbock, und der Mann im Wagen schaut, zwar etwas unsicher, doch recht vergnüglich, durch die Scheiben. Das Abendland hat einen neuen Gott entdeckt, der mächtig wie das alte Fatum ist und zur fatalistischen Ergebenheit zwingt wie Mohammeds Allah; es nennt ihn Entwicklung und weiß noch nicht, daß auch dieser Gott, soll er nicht zum Sözen hinabsinken, Anbetung und Auslehnung verlangt, um seine Arbeit zu tun. Der falschen, neuen Frömmigkeit kam überdies der Tatsachensinn zu Hilfe, den das vorige Jahrhundert durch das gewaltige Anwachsen des Tatsachenbestandes unserm Volke anerzog. Zwar ist es unverkennbar, daß der Realismus die Geister schamhaft gemacht hat; aber die Schamhaftigkeit kann unfruchtbar machen. Wir sollten uns nicht scheuen, Ideologie zu treiben, wenn wir das Herz dazu haben; es ist unsre beste und schließlich stärkste Form, Politik zu treiben.

Fürchten wir etwa die Ideologie, weil wir den Spott der Geschichte fürchten? Es braucht uns nicht zu kümmern, daß die Dinge immer einen andern Weg laufen, als die ihnen vorwaltende Idee zu bestimmen schien, und durchaus ist dem Besserwisser Erfolg der Satz entgegenzuhalten, worin Kant seine und Platos Meinung ausdrückt, „daß unsre Vernunft natürlicherweise sich zu Erkenntnissen aufschwinde, die viel weiter gehen, als daß irgendein Gegenstand, den Erfahrung geben kann, jemals mit ihm kongruieren könne, die aber nichtsdestoweniger ihre Realität haben und keineswegs bloß Hirngespinnste seien“. Bismarck, durch den die Realpolitiker ohne Mandat, die Propheten ex eventu mit Vorliebe ihre Kleingefinntheit decken wollen, ist ein Beweis gegen sie. Er wurde die große, heroische, mythische Gestalt insofern, als er den Auftrag der deutschen, bürgerlichen Ideologie ausführte; was er nach 1871 gethan hat, blieb, trotz seiner unverminderten Kraft und seiner gesteigerten Weisheit, innerhalb der unmittelbaren politischen Nöte und wirkte nicht formgebend und aufbauend ins Volk. Noch in einer andern, einer sehr philiströsen Form äußert sich oder versteckt sich die Furcht vor der Geschichte und untergräbt die Naidität. Eitle und zaghafte Menschen wollen sich um keinen Preis anders verhalten, als eine spätere Zeit möglicherweise von ihnen verlangen wird. Sie reden sich ein, daß die Gegenwart unter demselben Maße stehe, das in den Abkürzungen der Bücher an die Vergangenheit gehalten wird. Weil Goethes Werther unsterblich ist,

meinen sie, daß die historische Lotte und der historische Albert mit entzückter Bereitwilligkeit in die poetischen hätten aufgehen sollen. Aber Lotte und Albert wären es nicht wert gewesen, daß ein großer Dichter sich mit ihnen beschäftigte, wenn sie es ohne Widerspruch sich hätten gefallen lassen. Nicht dieser Widerspruch ist philiströs, sondern der Vorwurf dieses Widerspruchs ist es. Und wenn der Historizismus so viel beklagt wurde, weil er uns das Erbe der Vergangenheit auf die Schultern gewälzt hat, so verdient er in seiner Umkehrung, die uns die Gegenwart schon als eine Zukunft und unterm Richterblick fühlen läßt, noch größeren Argwohn.

Ist es also nicht nötig, sich davor zu scheuen, Ideale zu vertreten, so bleibt doch der Zweifel an der Kraft, Ideale zu bilden. Aber trotz der Erschütterung aller Gewißheiten und trotz der Zertrümmerung aller Dogmen braucht keine Ideologie leer zu sein. Vor jeder Generation steht ein Lehrer des Menschheitswillens auf: die neue Generation, die Kinder, die wir erziehen, die uns erziehen. So verschieden und unsicher auch der Wille sein mag, der das Kind zu formen unternimmt, und so sehr auch die Erziehung in den Wirbel des Problematischen mit hineingerissen ist, so gibt es doch hier den einen festen Punkt. Wenn ein Kind sich beklagt, daß es von einem andern geschlagen sei, wird kein Vater, er sei denn ein unheilbarer Vegetarier, etwas anderes sagen als: schlage wieder. Stark, nicht gut will jeder sein Kind machen, besonders aber der Sute. Die Kraft will man dem Kinde geben, die Süte soll es sich

erwerben. Überlieferte Güte ist Schwäche, erworbene ist eine Kraft über alle Kräfte. Es ist im Kleinen wie im Großen, daß Kultur die Fähigkeit zur Kultur erlahmen macht. Der tapfere Mann tötet die Löwen, der schwache wohnt in dem sicheren Land. Prüfen wir uns noch genauer, so finden wir, daß wir das Kind am liebsten auch auf eigene Faust nicht in einen dauernden Zustand von Güte möchten gelangen sehn; es soll tüchtig sein zu seinem Geschäft, des Aufschwungs fähig und nur in der Feierstunde des Aufschwungs teilhaftig. Es soll sich von der Güte nicht unmittelbar führen lassen, und sie soll ihm ein Stern zu einem Aufblick, aber nicht ein Leuchtfeuer auf einem Turm oder eine Laterne an einer Straße sein.

Und so, wie wir's im Kinde wünschen, lebt das Religiöse in Wirklichkeit in uns, und wir gehen irre, wenn wir es nach der einen oder nach der andern Seite gewaltsam entscheiden. Alles Religiöse will erworben sein. Christ sein, heißt: Christ werden. Und wenn das religiöse Gefühl, sei es als christlich persönliche Gotteskindschaft, sei es als spinozistische Hingegenheit an die Allnatur, die rätselvolle Macht ist, die die Befangenschaft der Individuation bricht und uns Teilwesen von der mitgeborenen Ahnung des Allwesens durchfahren läßt, so wissen wir, daß seine Wahrheit nicht länger als einen Augenblick dauert.

Die Ewigkeit ist nicht die endlos lange Zeit, sondern ist: keine Zeit, ist das Gegenteil von Zeit. Kein zeitlicher Sinn nimmt sie wahr, kein zeitliches Wirken wirkt sie aus.

„Wie lange der Mensch in Sebet oder Begeisterung dort oben verweilt? So lange als der Blitzstrahl hier unten.“ Das hat Hebbel geschrieben, das leugnen die Priester, das bekennen wenige, und das leben alle. Selbst der Heilige kommt ohne ein Zeremoniell nicht aus, mit dem er das Feuer des Blitzes als ein kümmerliches Altarfeuer wachhält; und wir andern Menschen werden gegen unsern Willen Heuchler oder Knechte der Gewohnheit, wenn wir unser irdisches Geschäft mit unsrer Religion in stetiger und gleichgerichteter Vereinigung glauben oder glauben machen.

Ein moralischer Vorwurf ist zu leicht erhoben, als daß man ihn nicht im Zügel halten müßte. Zu urteilen, daß die Menschen durch Jahrtausende Heuchler gewesen seien, ist anmaßend und selbstgefällig. Freilich scheint uns „Helm ab zum Sebet und bis fünfzig zählen“ ein so rohes Symbol, daß es fast zur Lüge wird; aber heuchelt Bismarck, der Paris bombardieren will und auf seinen Nachttisch die Bibel legt? Er hat in jungen Jahren gegen die orthodoxen Verwandten seiner Frau die Epistel des Jakobus verteidigt, die Luther im paulinischen Zornmut einmal die stroherne nennt; es war der Politiker in ihm, der die Werkgerechtigkeit nicht dem reinen Glauben opfern konnte; der exemplarische Mensch, der sie nicht opfern wollte; der Menschenkenner, der die Forderung des Opfers als unreal erkannte. In einer derartigen Natur, in der es von Tatkraft gewittert und deren religiöse Erregbarkeit doch von ernstester Wahrhaftigkeit ist, muß ein Seelenzu-

stand herrschend werden, für den wir keine Bezeichnung haben, weil wir in unsrer Sprache kein Wort für die dem Laster der Heuchelei entsprechende Tugend besitzen. Der religiöse Augenblick ist ein Strahl der Zeugung; wir leben durch ihn, nicht von ihm. Das ist die durch die Geschichte der Menschheit bezeugte Tatsache; nur Pfaffen wissen und wollen es anders.

Also wären Pfaffen die wahren Ideologen? Nein, sondern sie sind die falschen. Die Realität des Lebens läßt sich nicht unmittelbar meistern, wie denn alle Unmittelbarkeit subaltern ist. Erkenntnis muß als Mittler dazutreten; sie muß aus der Realität das Ideal herausreißen, und nur dieses Ideal kann wieder in die Realität wirken. Wir müssen die Zustände schaffen die schon sind.

Irreligiöse Gesinnung und Gleichgültigkeit haben die Trennung der religiösen Dinge von den staatlichen verlangt; mit größerem Recht, mit ursprünglicherer Pflicht verlangt dasselbe die religiöse Gesinnung. In unsrer Zeit hat ein Christ, Tolstoi, aus Christlichkeit den Staat in allen seinen Formen bekämpft; aber seine Kritik hat nur einen negativen Wert. Er hat helfen mißtrauisch machen, das bleibt sein Verdienst; aber er mißt an der Religion Dinge, die kein gemeinsames Maß mit ihr haben. Er hat mit seinen hellen, empörten, durchdringenden Augen vieles gesehn, nur das eine nicht, daß die Religion ihrem Wesen nach antisozial ist. Sie verbindet nicht die Menschen miteinander, sondern sie verbindet jeden einzelnen Menschen mit Gott. Sie ist

etwas völlig andres als Moral. Ein moralischer Mensch kann irreligiös sein, ein religiöser unmoralisch. Dostojewski sah diesen Widerstreit, er kannte den Freigeist und den Sünder, sein Herz blutete, und er unternahm es nicht, zu lehren. Insofern Tolstoi mehr ein Moralist als ein religiöser Mensch ist, verliert seine Kritik des Staates an Gewicht, und es ist kein Zufall, daß dort, wo seine unmittelbarsten Lehrer sind, in China, der Staat ein eisernes Gefüge hat. Die Moral findet innerhalb des Staates, ja zuweilen durch ihn alle ihre Bedingungen; die Religion hat nichts mit ihm gemein. Jede soziale, d. h. zwischenmenschliche Ausdeutung und Ausbeutung der Religion ist ein Fehler, der sich an ihr selbst und an den Menschen rächt; denn wenn zwei Menschen von demselben religiösen Gedanken ergriffen werden, so sehen sie nicht einander an, sondern in dieselbe Ferne hinaus. Das Leben der Menschheit ist dem Sammet vergleichbar, dem Gewebe, das eine horizontale und eine vertikale Anordnung hat; jene das verbindende Netz, diese die zahllosen, unverbundenen Einzelfäden; die eine das soziale Prinzip, die andre das Individuelle im Gleichnis. Wohl bilden sie eine Einheit; — denn ernsthaft einen Dualismus auszudenken, ist nicht mehr möglich; die tollkühnsten, bis zur Absurdität gesteigerten Versuche dazu — sie sind gemacht worden — müssen zuschanden werden. Was sich als Dualismus ausgeben möchte, sei es aus Altertümelei, sei es aus Eitelkeit, ist schließlich doch immer nur ein Monismus auf Umwegen; ist ja auch der christliche

Teufel, der die Sünder straft, ein Funktionär Gottes, also auch er keine dualistische Konzeption, sonst müßte er's den Bösewichtern, auf seine Weise, in der Hölle lustig machen. Also nicht die Einheit Religion und Gesellschaft soll geleugnet werden, sondern es gilt, ihre Vermischung zu bekämpfen.

Beide haben den Schaden von dieser Vermischung.

Die Religion kann nur dann in ihrer Wesensreinheit leuchten, wenn sie nicht zur sozialen Funktionärin erniedrigt wird; und der Staat wird sich zu der harten, reinen und schönen Kunstform, die in seiner Idee liegt, erst entwickeln, wenn er sich von der religiösen Vormundschaft frei macht. Die von Philosophen mit wütendem Hohn angegriffene Staatsidee ist die mächtigste, am meisten künstlerische und am meisten konstruktive der heutigen Menschheit. Sie ist stärker als die Nationalität, stärker sogar als die Rasse; das sehen wir so gut an dem Verhältnis zwischen Japan und China und England und Deutschland, wie an dem zwischen Rußland und Frankreich. Eine solche Kühne, Kühle, intellektuale Kraft unsrer eignen Natur mit Mißmut anzusehn, bringt uns um ein Lebensgefühl von Stolz und Selbständigkeit.

Wir müssen der beiden Richtungen unsres Wesens innerwerden und uns entschließen, jeder nur in ihrer Art Genüge zu tun; müssen fromm sein in der Ewigkeit und wirkungskräftig in der Zeit, als Heuchler mit gutem Gewissen.

Wie unfrei macht das schlechte Gewissen! Es ist schwer verständlich, daß die Könige es mit ihrem Stolz

verträglich finden, an der Spitze nachgemachter Theokratieen zu stehn; und es ist nur allzuleicht verständlich, daß die Prediger der Religion durch den Widerspruch zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie zu sein vorgeben und was man ihnen nur glaubt wie auf dem Maskenball, längst jede Würde verloren haben. Unstreng evangelischen Geistlichen wirken nur dann, wenn sie ihre Pflicht versäumen; sobald sie ihre Pflicht tun, ist's mit ihrer Macht zu Ende. Da kommt in eine Dorfkirche ein Brautpaar zur Trauung, das nicht ganz so ist, wie es sein sollte; der Geistliche will sich nicht mit Redensarten zufrieden geben und schlägt auf die Gewissen; — sogleich ist die Feierlichkeit zu Ende, die Gemüther verstoßen sich, und der Prediger muß sich an die Fälle erinnern lassen, wo Unsittlichkeit durch den höheren Steuerzettel nachsichtig bedeckt wurde. Man ist bereit, sich mit ihm einzuleben, aber er soll die Spielregeln respektieren. Daß der Katholizismus auch bei uns eine so viel stärkere Gewissensmacht ausübt als der Protestantismus, rührt daher, daß er freier vom Staate ist; er selbst wird darin von den ganz freiwillig zusammengeschlossenen Sekten übertroffen. Wo eine Religionsgemeinschaft sich mit dem Staate zu identifizieren strebt, ist es ihr um irdische, nicht um göttliche Herrschaft zu tun; und ihr Anspruch trübt beide. Erst wenn der scharfe Schnitt der Trennung gemacht ist, kann die Religion ein privates Ereignis und der Staat ein soziales Kunstwerk werden.

Konservative Leute, die den Dr. Karl Peters durch einen Vergleich mit Warren Hastings decken wollen,

trennen die Kirche vom Staat so gründlich, daß das Eingeständnis davon ihnen nur noch dazu verhelfen würde, ihre Argumentation zu säubern. Aber sie gestehen es nicht ein. Sie glauben immer noch, die Religion als Polizei nötig zu haben; sie übersehen, daß der Mensch das wilde, nur durch überirdische Angst und Betrug zu lenkende Wesen nicht mehr ist; manche sagen ja, daß er allzu zahm geworden sei. Was ihm aber an Unfreiheit zum Zwecke der Zucht und der Kultur immer wieder aufzuerlegen ist, das würde der Staat aus eigener Souveränität sicherer und nobler durchsetzen, als wenn er den Vollziehungsbeamten eines Priestergottes macht. Ist die Religion nicht mehr Polizei, so wird die Polizei eine religiöse Würde zurückgewinnen, und der Bürger wird sie nicht als einen Segner umgehen, sondern als den sichtbaren Ausdruck des Bürgerwillens anerkennen. Wir könnten uns leicht darüber einigen, daß das Urteil des Paris auf keine Postkarte und die Aphrodite Kallipygos nicht ins Schaufenster gehören, wenn wir nicht die Pflicht hätten, der scheelsüchtigen Priestermoral keine Handbreit nachzugeben.

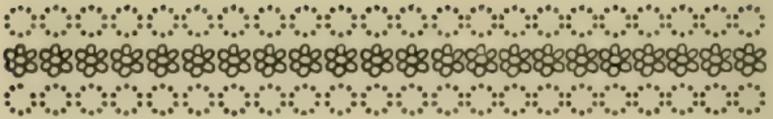
Wir müssen unsre Orthodoxen davor stellen, zu bekennen, ob sie ihre und einer Kirche Macht oder die Macht der Wahrheit und Gottes wollen. Wollen sie diese und glauben daran nur so fest wie der Chemiker an seine Gesetze, so müssen sie den Versuch, die Kirche und den Staat zu trennen, mindestens dulden. Ist die Gewalt, die sie verkünden, eine Realität, dann sind überhaupt Zustände unausdenkbar, in denen sie nicht

lebte und schaffte; ist sie ein Menschenschleichen, so wird sie nicht als erste ins Exil gehen.

Deutschland wird nicht eher eine Kultur haben, als bis es einig ist, und wird nicht eher einig sein, als bis es seine Konfessionelle Spaltung überwunden hat. Das aber kann auf keine andre Weise geschehn, als daß der Staat beide Kirchen abdankt. Dieser Weg ist zu brechen, dieser Wille zu entfesseln. Es stehe der Rufer zu diesem Streite auf, und die Tausende, die es nach Freiheit und Form gelüstet, werden ihrer bedrückten Eigensucht ledig werden und sich zu einem kampffreudigen Heere sammeln, das mehr und besseres hätte als eine Fahne.

(1908)





## Prozesse

Es ist uns nicht um das Materielle der letzten, lauten Prozesse zu tun; wir haben uns, bei halber Kenntnis, nicht zur Parteinahme drängen lassen und wollen uns nun auch von der Überhebung frei halten, zu der alle Art von rückwärts gelesener Historie leicht verführt. Aber trotz aller Vorsicht wissen wir doch, daß es in jedem Komplex von Tatsachen den einen oder andern Punkt gibt, der ganz einfache, vom unmittelbaren Zweck losgelöste und gesunde Erwägungen anzuregen imstande ist; gewinnen wir daraus ein Aperçu, das einleuchtet, so haben wir, glaube ich, zur Klärung in zukünftigen Fällen mehr beigetragen, als wenn wir zu den gegenwärtigen Chorus machten.

Auf die Frage, ob der Rechtsanwalt Hau seine Schwiegermutter getötet habe, konnte bekanntlich nur

eine Antwort von sehr großer Wahrscheinlichkeit, nicht eine von vollkommener Bündigkeit gegeben werden. Die Vorkämpfer für den Beschuldigten haben unter anderm darin eine wesentliche Lücke in dem Netze des Beweises gesehn, daß kein zu der ungeheuren That des Verwandtenmordes ausreichendes Motiv festgestellt sei. 75 000 Mark, so hieß es, sind nicht die Summe, einen mit allen Salben geschmierten Mann wie Hau, und der obenein in die amerikanische Küche hineingerochen hat, zu dem Leichtsinne eines Verbrechens zu treiben. Es fällt nicht schwer, sich einen Kerl einzubilden, der folgendermaßen räsonniert: Wenn ich — es fehlt mir eine halbe Million — nur 75 000 Mark hätte! Damit komme ich bis in den Dezember, und im Dezember ist die Ziehung der Lotterie. Taktisch war der Einwand schon darum schwach, weil man unter zwölf deutschen Geschworenen nicht zwei vermuten darf, denen 75 000 Mark ein Pappenstiel wären. Jedoch uns interessiert hier nur der psychologische Irrtum, zu glauben, daß Psychologie irgendwie das Dikariat für Tatsachen übernehmen könne — ein Irrtum, ebenso häufig, wenn auch nicht so gefährlich, bei Verteidigern wie bei Anklägern.

Niemand zweifelt, daß ein Mord, außerhalb der Sphäre des dumpfsten Intellekts und der ungehemmten Triebe, ein extremes Ereignis sei; dennoch versucht man immer wieder, dieses schaurig Irrationale rationell auszumessen. Die psychologische Leimsiederei, wo die Tatsachen nicht von selbst zusammenhielten, hat Unheil genug angerichtet. Das Motiv zu einem Verbrechen

sollte in der Konstruktion des Beweises höchstens eine sekundäre, immer unterm Verdacht stehende Rolle spielen. Psychologie ist ein Instrument, das nur mit viel Geist, ja mit Ironie nutzbar angewendet werden kann, das also aus unserm öffentlichen Verfahren verbannt bleiben müßte. Zudem gibt es überhaupt keine Tatsachen, mit denen sie sich nachträglich nicht ganz und gar einverstanden erklärte.

Merkwürdig war es, zu sehen, daß man im Volke sehr bereit war, die Bereicherung um 75 000 Mark als kein zureichendes Motiv zum Morde zu erachten; man sah sich nach einem andern Täter um und war von der bewiesenen psychologischen Skrupulosität so sicher gemacht, daß man sich ein zweites Mal nicht mehr anstrengte. Was diesen andern Verdächtigen zum noch entsetzlicheren Verbrechen (zum Muttermord) hingerissen haben könnte, darüber glitt man mit Verlegenheiten hinweg. Das ist dasselbe Gelüst, die Lösung hinaus- und ins Ungewisse zu schieben, das die Küchenmagd durch hundert Groschenhefte sich hindurchsiebern läßt. Der Lynch- und der Kolportagekitzel sind die polaren Äußerungen einer und derselben pöbelhaften Form von Ungeduld.

Oben wurde eine Entschuldigung zurückgewiesen. Höchst fehlerhaft wäre es nun, zu folgern, daß damit die Beschuldigung könnte verstärkt sein. Diesen Fehlschluß bewußt zu machen, ist kaum dümmer und roher, als ihn unbewußt nicht zu machen schwer und selten ist.

Novalis sagt: „Wir setzen und nehmen etwas willkürlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigensinn . . ., sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äußerst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unsrer Bequemlichkeit und Laune bestellen.“ Diese tagtägliche Ausschweifung einer prinzipiellen menschlichen Gebundenheit nennt der romantische Experimentator den „Positionsakts“ (im Gegensatz zu einem von ihm festgestellten Annihilisationsakt); und er ist es, der die Gedankenlosen möglichst schnell Partei ergreifen läßt. Er ist es paradoxerweise auch, der sie die Partei skrupellos wechseln macht. Was für ein Verlocke-Verlocke der Sympathiegespenster und Antipathieteufel haben wir in der um den Namen Hardens kristallisierten großen Affäre, mit immer wieder törichter Überraschung, erlebt! Und selbst jetzt ist es nicht nötig, wenn sich das Geschmacksurteil — das ist unter Umständen ein ethisches Urteil hoher Ordnung — von Hardens Stil in allen Lebenslagen abwendet, daß wir an den Fürsten Eulenburg Gefühl verschwenden. Sonst kommt es doch wieder dahin, daß dieselbe Gemütschwäche, die in diesem Augenblick seine Vergehen kleiner sieht, im nächsten sie pharisäisch übertreibt. Wir werden uns vor dieser Übertreibung bald zu hüten haben. Wenn wir uns

zur öffentlichen Verhandlung alles bieten lassen, was in Artikeln der „Zukunft“ steht, laufen wir Gefahr, zur verdienten noch die unverdiente Schmach auf den Scheitel eines gestürzten Menschen zu häufen. Laßt uns nicht hinhören, wenn des Fürsten Praxis der Verführung und Liebesanknüpfung in extenso beschrieben wird. Man könnte mit dieser Methode das legitimste Ehepaar der Provinz in seiner Stadt unmöglich machen. Was taten Sie nach dem Hochzeitsdiner? Dachten Sie während des Diners schon an das, was Sie nachher tun wollten? Dachten Sie auch vorher schon zuweilen lebhaft daran? Etwa gar während der Trauung? — Wofür es in einem verrufenen Gedicht von Goethe ein Exempel gibt. Sie reisten ab? Kamen in eine fremde Stadt? Suchten ein Hotel auf? Und so weiter. Mit einiger Geschicklichkeit kann dieses „Und so weiter“ eine artige Folter werden und die darauf gespannte Ehefrau für lange Zeit hindern, sich den Blicken der Nachbarn auszusetzen. Womit gesagt sein will, daß im öffentlichen Verfahren geschlechtliche Dinge nur summarisch behandelt werden dürfen.

Auch Hardens Motive sollten uns in keinem andern als dem privaten Interesse von Wichtigkeit sein; schon darum, weil es kindisch ist, sie auf eine einfache Formel zu bringen. Gedanken und Taten sind einfache Dinge und taugen als solche zum Objekt für den urfetischistischen Instinkt des Urtheilens und Richtens; das Anonyme mag seine Stätte wo immer haben — es hat sie nicht in der Wissenschaft und nicht im Recht. Von

hüben und von drüben sollte kein Wort mehr, weder das der Lobpreisung, noch das der Verdächtigung, über die innersten Antriebe Hardens laut werden. Der Geschmack würde den Vorteil davon haben, vielleicht nicht kleineren die Gerechtigkeit.

In beiden Fällen hat die Presse — doch nein, in dem einen wurde ja das Kollektivum sehr empfindlich gefragt; und siehe da! die mythische Patina hielt nicht. Es erwies sich wieder, daß nur ein nichtangeklagter Redakteur „die Presse“ ist; der angeklagte ist ein Bürger, geboren dann und dann, verheiratet oder nicht verheiratet und manchmal vorbestraft. „Die Presse“ ist eine sittliche — o, mehr: eine heilige Institution; der Redakteur aber ist ein Beleidiger und wandert auf ein Jahr ins Gefängnis. Ist diese Antinomie auch nur ungefähr zu versöhnen? Wieviel Anteil hat der einzelne Bürger an dem Interesse, das an der Wohlfahrt des Volkes zu nehmen das Kollektivum Presse berechtigt und verpflichtet ist? Nur ein Festredner vermag die vielen Zehntausende, die in die Zeitungen schreiben, als eingesetzte Altruisten gelten zu lassen; wir kennen ihre Begeisterung. Wir kennen ihre Entrüstung ad hoc, ihren guten Schlaf dabei und ihr „sattes Behagen“. Trotzdem, Herr Staatsanwalt, geben wir zu bedenken, daß die behördliche Volkabel „der Amtsrichter“ und die biblische „der Gerechte“ auch keine Identitäten sind; und es wäre nicht ganz unlogisch, wenn der Redakteur von dem Kollektivum, zu dem er gehört, so getragen und geschützt zu werden verlangte, wie der Amtsrichter

von dem feinen. Er kann es nur deshalb nicht verlangen, weil sein Kollektivum eine bei weitem schwächere Struktur hat; es ist nicht in genügendem Grade vorhanden; es ist mehr eine Ausrede als eine Tatsache. Mache man es zu einer Tatsache, und man wird kein Recht zu erbitten noch zu ertrogen brauchen. Man konsolidiere sich durch Ehrengerichte und konstituiere sich zu einem Parlament, und man wird den Weg aus der Phrase heraus und zur wirklichen Macht finden.

(1908)





## Aphorismen über Politik

Trotz ihrer oft behaupteten und oft dargestellten Rückständigkeit könnte die Politik eine Schule des Geistes sein von einem so hohen Rang, daß kaum eine andre ihr gleichkäme. Denn sie ist imstande, den Menschen zu zwingen und also auch zu lehren, seine Stellung zu den Dingen in der rechten Mitte zwischen der Flüchtigkeit und der Ewigkeit des Lebens zu nehmen; zu lehren, daß wir nicht, wie die Hunde auf eine Fährte, die Nase auf den Tag niedergedrückt halten, noch mit ausgelassener Schwärmerei uns in den leeren Raum eines tausendjährigen Reiches verlieren sollen; zu lehren also, zwischen Journalismus und Chiliasmus in fluger Fahrt hindurchzusteuern. Der politische Blick ist es, der einen Philosophen und Religionsstifter befähigt, den Menschen sich überhaupt nur zu bewahren, nicht aufgelöst durch die Zelle und nicht erdrückt durch die Sterne; sondern als Wirklichkeit, so klein, daß man über ihn walten kann, und so groß, daß es sich lohnt, über ihn zu walten. Und auf diese Weise zum Philosophen ausgebildet werden, das heißt nichts andres, als zum Menschen ausgebildet werden, zu seiner einzigen

ächten Weisheit — unbeschadet der beiden Tropfen Blei und Gold, Gewöhnung und Sehnsucht, die in unsern Adern rollen. Die ewige Unentscheidbarkeit der Gegensätze, die ewige Gefahr der Wahl, das ewig Künstlerische der geistigen Welt wird sehr deutlich in dem Lichte, mit dem die Politik das Leben untersucht. Gäbe es qualitative Entscheidungen, gut oder böse, richtig oder falsch, lügnerisch oder wahr, so würde die Welt im Laufe der vielen Jahrtausende längst zur Klarheit und zur Ruhe gekommen sein. Die Frage: ob die Tugend erlernbar, oder ob sie nur angeboren sein könne — diese Frage, die nicht nur die griechische Geschichte fast ganz und gar ausgemacht hat und die, in hundert mehr oder minder durchsichtigen Verkleidungen, in jeder unsrer täglichen Zeitungen bald so, bald so beantwortet wird, sie wäre längst zur Ruhe gekommen, wenn die Wahrheit ganz in einer der beiden Antworten steckte. Aber da die Frage qualitativ nur logisch gestellt ist, von der Wirklichkeit aber quantitativ, nämlich: inwieweit ist die Tugend erlernbar? — so wurde das Antworten darauf zu einem Kampf ohne Sieg und Frieden; und es erwies sich, daß alle unsre großen moralischen Wahrheiten den Sanduhren gleichen, die, wenn sie abgelaufen sind, müssen umgekehrt werden.

„Die Wahrheit liegt in der That zwischen zwei Extremen; aber nicht in der Mitte.“ Indem die Politik uns erzieht, in diesem Sinne die Wahrheit aufzufassen und uns in einer Art von Freiheit übt, macht sie uns in einem höheren Grade lebendig als andre Seistes-

betätigungen. Den Genuß davon, das muskulöse Gefühl von Existenz und Unsicherheit bezahlen wir mit dem Genuß der Eitelkeit; was, ganz wie beim Künstler, weder gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf Feuer, Leidenschaft und Rausch, noch zur Charakterlosigkeit verpflichtet.

Einen jungen, zwanzigjährigen Menschen hörte ich gegen ähnliche Anschauungen sich mit Verachtung auflehnen; er schrieb sie einer Lockerung der Lebenskraft zu und wollte von keiner Einsicht etwas gelten lassen, die nicht der Ausdruck des einfachsten und ein für allemal gerichteten Willens wäre. Und der alte, von vielen Stürmen gezauste Strindberg entscheidet aus der Erfahrung ebenso wie jener vor der Erfahrung. „Welche Ansichten muß ich denn haben? — Die du hast! Stehst du unten, so siehst du von unten; stehst du oben, siehst du von oben. — Wenn sich aber meine Stellung ändert, ich nach oben komme? — Dann bekommst du einen neuen Gesichtspunkt. Das heißt ja Ansichten ändern; aber dir ist nicht bange, wie immer genannt zu werden. Behältst du dagegen den alten Gesichtspunkt bei, auch nachdem du einen neuen Standpunkt erreicht hast, so siehst du schief; bekommst eine schiefe Stellung, arbeitest dir selber und deinen Interessen entgegen. Das kann recht uneigennützig aussehen, erregt aber niemals Vertrauen. Solche Verschiebungen im Wachstum machen Krüppel.“

„Denn Recht hat jeder eigene Charakter,  
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt  
Kein andres Unrecht als den Widerspruch,“

sagt die Gräfin Terzky.

Aber so einfach liegen diese Dinge nicht. Ohne Zweifel: teilhaben wollen am Ganzen, das ist es, was den Menschen aus seiner Persönlichkeit, aus seiner Form, aus seinem Glücke wirft — und doch ist es ein Trieb wie alle andern Grundtriebe und von den Demiurgen vielleicht der oberste. Wohl möglich, daß man dabei zwischen zwei Stühlen zu sitzen kommt, aber das ist in Wahrheit der anständigste Platz, den es gibt. Und statt mich von Strindberg einen Krüppel schelten zu lassen, erinnere ich mich lieber, daß die edle Diotima aus Mantinea die Philosophierenden diejenigen nennt, die zwischen den Weisen und den Unweisen in der Mitte stehen. Etwas fremd sein, ist zudem ein guter Standpunkt. Etwas fremd sein, befähigt zur Abstraktion und zu der Gewalttätigkeit, die ein Bestandteil der Idealität ist. Oft sind es Fremde gewesen, die die Nöte und Notwendigkeiten eines Staatswesens besser erkannten als die Einheimischen. Ein nassauischer Reichsfreiherr, nicht ein märkischer Junker, reformierte Preußen. Und auch Bismarck, wie seine Geschichte erwies, war im Grunde ein Fremder in seiner Kaste — er war genial.

Wir hörten kürzlich den Strindbergschen Gedanken aus dem Munde des Reichskanzlers als das Wort von den „gottgewollten Abhängigkeiten“. Es stand schon Bismarck nicht gut an, dieses Wort, und dem modernen Philosophierenden erst recht nicht. Denn ihm trauen wir nicht wie jenem einen Kampf mit Gott auf der Basis der Gleichberechtigung zu. In Bismarck's Munde

war das Wort eine Gotteslästerung; Napoleon hätte es 1813 sagen können; es heißt so viel wie: Dieu c'est moi. Der Philosophierende gar kann es nur obenhin und zum Drunken gedacht haben, denn sonst würde die Absurdität des Ausdrucks ihm nicht verborgen geblieben sein. Gott ist auf beiden Seiten der Gleichung; er will die Abhängigkeit und will die Empörung. Wo auch steht geschrieben, was Gott gewollt hat? Menschen haben es geschrieben, immer nur Menschen, immer steht ein Mensch zwischen Gott und den Menschen. Gott ist nicht beweisbar, sondern kann nur geoffenbart werden; und darum darf jedermann an eine gottgewollte Abhängigkeit glauben, insofern sie ihn selbst verpflichtet, niemals aber, daß er daraufhin von andern irgend etwas fordere. Gottgewollte Abhängigkeit, das ist die Lehre des vom Blute Servets unsühnbar geröteten Calvin, angewandt auf diese Erde. Und wir verwerfen diese Lehre aus Herzenskraft. Selbst wenn sie wahr ist, kämpfen wir gegen sie. Selbst wenn sie wahr ist, dürfen und müssen wir gegen sie kämpfen. Sie hat ihren Willen, wir den unsrigen; nehmen wir aber den ihrigen an, so wird die Kraft der Welt um etwas geringer. Keine Lehre braucht unsern Willen zu lähmen, auch die wahrste nicht. Die Schönheit aber der gottgewollten Abhängigkeit, die gleicht dem goldenen Ruder, mit dem Nietzsche einen Fischer das Wasser des in Abendglut stehenden Sees aufregen sah; zu Hause fressen diesen königlichen Fischer vielleicht die Läuse.

Die gottgewollte Abhängigkeit wurde von der linken Seite des Hauses anfreundlich aufgenommen; man schien dort nicht zu ahnen, daß man zu diesem Geiste der Finsternis ein rechtes Geschwister dumpf und gläubig verehrt: man nennt es Entwicklung. Auch sie ist ein Göze, dem wir opfern, dem wir unsern Willen, unsern Geist, unsre Tapferkeit und alles das in unsrer Seele opfern, worin sich das Leben, als unbegreifbar und unmeßbar, warnend anzeigen möchte. Dieser Göze Entwicklung hat die Menschen, die ihn ohne Mißtrauen anbeten, so an das Leben gewöhnt, daß sie es nicht mehr kennen und verstehen. Er hat einen Optimismus der harten Haut geschaffen und eine abgöttische Frömmigkeit des Erfolgs. Unversehens wird aus der Entwicklung die Entwicklung zum Guten. Aber dieses so bürgerlich freundliche Wort Fortschritt ist, weit entfernt davon, eindeutig und beruhigend zu sein, vielmehr voll einer dunkeln und gefährlichen Paradoxie. Wenn Fortschritt der Sinn des Menschenlebens wäre, wer könnte, schlimmer noch: wer möchte dann noch leben? Wer hielte es dann aus vor Mitleid mit den Geschlechtern, die vor uns dahingesunken sind, und wer vor Neid gegen die aus der Zukunft heraufkommenden? Und ist Fortschritt nicht der Sinn unsres Lebens, wer hielte es dann aus vor Langeweile? Wir können niemals glauben, daß irgendeine Generation von Menschen auf Erden nur provisorisch gelebt hätte; und dürfen doch nicht glauben, daß die unsrige nicht auch nur ein Provisorium sei.

Es ist ein Fehler, den naturwissenschaftlichen Begriff der Entwicklung mit unmittelbarer Analogie auf den Menschen anzuwenden. Das Individuum ist ein schlechter Kausalitätsleiter; in demselben Sinne, wie der eingeschaltete Kohlefaden ein schlechter Elektrizitätsleiter ist und dadurch zum Glühen und Leuchten erregt wird. Gottgewollte Abhängigkeit und Entwicklung sind fast immer entweder Phrasen, oder sie sind Quietive. Man braucht sie als Beweismittel im Kampf am liebsten, wenn man keine andern hat. Ja, diese andern widersprechen ihnen. Denn indem jeder mit seinen Beweisen überzeugen will (oder doch so tut, als ob er überzeugen wolle), gesteht er ein, daß er die intellektuelle Lage des Segners nicht für bestimmt durch seine natürlichen Verhältnisse, sondern für bestimmbar durch ideelle Erwägungen halte. Wer wirklich an Entwicklung und gottgewollte Abhängigkeit glaubt, müßte von einer Toleranz ohnegleichen sein; aber nirgends sehen wir diese Toleranz.

Der Handelnde ist, es sei dahingestellt, ob gewissenlos, wie Goethe meint, zumindest in der Lage, die Bismarck gekennzeichnet hat: es sei oft nötig, daß überhaupt etwas gemacht werde, selbst wenn im Augenblick nicht gleich das Rechte gemacht werden könne. Sobald aber auch der Handelnde sein Tun zu rechtfertigen hat, hört er auf, ein eigentlich Handelnder zu sein und wird ein Betrachtender und ein Bewertender; er bekommt ein Gewissen, er wird aus der Historie in die Moral hinüber versetzt. (Das war Bismarck's Schicksal, im

Vergleich mit demjenigen Napoleons; es war fast wörtlich der Geier, der an seiner Leber fraß; es vergrößerte seine Arbeitslast um das Hundertfache und ist seine eigentümliche Tragik, weil es aus der Natur seiner Stellung, nicht aus ihren Zufällen her stammt.) Der Betrachtende und Bewertende kann sich nie begnügen, daß Etwas geschehe, sondern will immer, daß das Notwendige, sogar, daß das Rechte in abstracto, das Reine, Gute geschehe. Was aber das Gute sei, das vermag selbst der naivste Ostelbier nicht mehr so klipp und klar zu definieren wie sein altrömisches Ebenbild, ganz unmoralisch, als das, was den Herrschenden dienlich und gemäß ist: Ein guter Mann, ein Konservativer; ein schlechter Mann, ein Liberaler. Das Christentum hat schuld, daß es so einfach nicht mehr geht, das Christentum mit seiner Freiheit des Christenmenschen, mit seiner Aufhebung der gottgewollten Abhängigkeit, mit seinen so zarten wie kühnen Begriffen von gut und böse über das Nationale, ja über die soziale Moral hinweg. Dieses Christentum durchdringt alle Parteien; die Konservativen wissen nicht, wie sehr es sie lähmt, die Sozialdemokraten nicht, wie sehr es sie befeuert. Eine fast versöhnliche und beinahe komische Äußerungsform davon ist, daß keine Partei der andern ein relatives Recht zuzuerkennen geneigt ist; sondern jede glaubt von der andern, daß sie gewillt sei, ein Bösewicht zu werden. Wenn zwei Diebe sich im Hader trennen, sagen sie zu- oder voneinander: Schuft, so moralisch ist die Welt. Die Parteien möchten eine jede sich in der Rein-

heit ihrer Ideen insinueren, auf die gegnerische aber nach der Insuffizienz und Gebrechlichkeit ihrer jeweiligen zufälligen Erscheinung mit Fingern weisen. Trotz vieler Böswilligkeit — natürlich bei Menschen, die sich um Dinge kümmern, die sie nichts angehen — steckt Ehrlichkeit im Verkennen der Gegner. Man glaubt nicht, daß der andre irre, sondern daß er schlecht sei; und weil man nichts voneinander weiß, beurteilt man den Gegner als eine homogene Masse. Das ist er aber so wenig, daß 3. B. die Sozialdemokratie auf dem Lande viele und beklagenswerte Verheerungen in den Gemütern der ihr Verfallenen angerichtet, sie leer, eitel und herzenskalt gemacht, und in den großen Städten ihre Anhänger zu einer zuchtvollen, bildungsfähigen und humanen Klasse erhoben hat, als Erzieherin so viel erreichend, wie Kirche und patriarchalisches Regiment irgendwann erreichten.

Jede Partei, und am bereitwilligsten immer die, die sich auf ihren Patriotismus etwas Besonderes zugute tut, läßt sich die Mitläuferschaft des Pöbels gefallen. Die Usurpatoren und Revolutionäre, von unten wie von oben, rechnen immer mit ihm so zynisch wie mit den andern Elementen der politischen Lage. Und in der That ist der Pöbel für die Ausfechtung der inneren Politik dasselbe wie ehemals die Söldner für die der auswärtigen. Vielleicht ist er schon im Begriff, sich ebenso zu verwandeln, wie die Söldner sich in Volkshere verwandelt haben.

Gibt es in dieser konstitutionellen, allgemein wahlberechtigten Welt keine reine Handlung, also keine Gewissenlosigkeit von Stil, so gibt es ebenso wenig die reine Betrachtung, und also auch keine reine Idealität. Denn es gibt heute innerhalb unsres Landes keine bloßen Objekte der Politik, außer den Frauen und den Minderjährigen. Durch den Wahlzettel übt jedermann einen, wenn auch noch so geringen, Einfluß auf das Schicksal der Gesamtheit aus. Das politische Problem ist dadurch sehr verwickelt worden, und ein in der Natur dieser Verhältnisse liegender Gegensatz hat an Schärfe gewonnen, der nämlich: ob die auswärtige oder die innere Politik den Primat vor der andern habe. Je nachdem man, sei es aus Tradition und Berufung, sei es aus eigner geistiger Wahl, hierin entscheidet, wird man den Gesamtaspekt des öffentlichen Lebens von Grund aus anders haben. Und zwar haben diejenigen, die der äußeren Politik den Primat zuerkennen, es leichter, zu einer Grundorientierung zu kommen, als die andern; sie werden nicht von dem Individuum als dem Objekt der Politik gestört, sie nehmen es als Material. Bei aller Augenfälligkeit der Realität dürfen sie schalten wie Ideologen. Als ein Beispiel, bis in welche Gebiete hinein man sich durch jene Grundorientierung eher wagen darf als durch eine, selbst bei großer Sachkunde niemals vor Angriffen sichere Spezialorientierung, führe ich Bismarcks Argument gegen die direkten Steuern an: er bekämpft sie psychologisch mit dem

Hinweis darauf, daß die Barzahlung, der Steuererheber und der Exekutor die Menschen unzufrieden und aufsäffig machten, während die indirekte Steuer nicht empfunden würde. Unzufrieden aber, nörgelnd und reichsunlustig kann der Staatsmann ein Volk nicht gebrauchen, das er in jedem Augenblick zum Heere zusammenzuballen in der Lage sein will; mögen immerhin jene Eigenschaften imstande sein, eine gerechtere Verteilung der Staatslasten anzubahnen. Die Gerechtigkeit kommt ihm erst hinter der Brauchbarkeit für seine Zwecke. Wem aber mehr an der Gerechtigkeit liegt, wer also nicht den Staat als Ganzes, als Abstraktion, im Auge hat, sondern das möglichst hohe Wohlergehen des Einzelnen, für den gilt jene Erwägung nicht nur nicht, sondern indem er das Individuum mündig haben will, könnte er sich entscheiden: die direkten Steuern machen unzufrieden, also muß man sie bevorzugen, es soll jeder wissen, was der Staat von ihm verlangt, und sich alle Vierteljahre dieses Verhältnisses bewußt werden. (In jener selben Rede — ich führe das an, um zu zeigen, welcher fadenscheinigen Beweisführung in der politischen Debatte auch der geistreichste Mann fähig ist — in derselben Rede über direkte oder indirekte Steuern behauptete Bismarck, es sei nicht wahr, was die Gegner vorbrächten, daß die indirekten Steuern in empörend ungerechtem Verhältnis zu Lasten der armen Bevölkerung lägen; der Begüterte, der den Handwerker und Arbeiter beschäftige und beköstige, trage daran über das Maß seines eigenen Konsums hinaus. Mit diesem Quid-

proquo hätte er ebenso gut, ja noch besser, die gänzliche Steuerfreiheit der Begüterten verfechten können.)

Von der auswärtigen Politik auf die innere zu schließen, sei es auch obenhin und leichtsinnig, ist ein einfacher und natürlicher Vorgang; von der inneren auf die äußere aber, das ist von einer großen Schwierigkeit; ja es kann einem zuweilen so vorkommen, als ob es unmöglich wäre. So lange das Volk nicht mitzustimmen berufen war, war die Politik leicht zu verstehen. Sie war für die, die sie machten, Spiel; für die, die sie erduldeten, Schicksal. Die extremen Erscheinungen der äußeren Politik konnten fatalistisch hingenommen werden wie ein Sturm oder eine Pest, und der Einzelne mochte sich daran erweisen, wie er dem Schicksal gewachsen sei. Seit aber das Volk scheinbar über sich selbst zu bestimmen berufen ist, ist Verwirrung da. Denn was ist auswärtige Politik, erkannt an ihrer extremen Erscheinung? Es ist der Krieg. Und der Krieg ist keine Naturmacht mehr. Wer hört noch das Gebräuse der vier apokalyptischen Reiter? Zwar gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, es sei denn das bleiche narkotische der Metaphysik; aber der Pest auf dem weißen Pferde hat die Hygiene die Pfeile gestumpft; und der Hungersnot auf dem schwarzen hat die Wirtschaft die Wage ins Gleiche gebracht; das vierte aber, das rote, auf dem der Krieg sitzt, ist an den Stall gewöhnt. Für was soll sich ein märkischer Bauer heute totschießen lassen? Nicht für Handgeld, wie der abenteuernde Reisläufer und Landsknecht von ehemals; sondern er wird Soldat,

wie er geimpft wird. Nicht um Beute, wie noch die prächtigen, in Golde strotzenden, mit Straußenfedern geschmückten, theatralischen Generale Napoleons, und nicht für Haus und Herd; denn das Privateigenthum ist auch im Kriege geschützt, und was die Frauen und Mädchen anbetrifft, so haben sie nicht mehr auszuhalten, als sie selbst irgend wollen. Napoleon, der einen sehr ursprünglichen Begriff vom Kriege hatte, bedauerte, daß er nicht plündern und schänden lassen konnte; je zahmer die Affären wurden, um so sinnloser wurden sie. Inzwischen sind hundert Jahre Tugend über die Erde gegangen, und unsre Landwehrleute in den französischen Quartieren kamen von den Schlachtfeldern schnurstracks ins Idyll und theilten ihren Zwieback mit den Gefangenen. Ahnt man aber, welche ungeheure Abstraktion da von dem einfachen Manne verlangt wird, der sich totschießen lassen soll für etwas, das er nicht greifen, noch fassen kann? Ein deutscher Bauer würde ja, wenn die Sprache nicht hinderte, einem französischen Bauern unvergleichlich näher stehen als dem deutschen Advokaten, Beamten, Arzt und adligen Grundherren. Ist es nicht Aberwitz, sich vorzustellen, daß zwei Menschen, von denen der eine heute seine Pflugfurche in das Oderbruch, der andre in den Acker der Bretagne zieht, morgen aufeinander losschießen sollen? Und nicht mal aufeinander; sondern sie sehen einander gar nicht als Feinde, Auge in Auge, sie sind zu Funktionären geworden, zu Repetiergewehren und Zielscheiben. Der adlige Herr und seine beflissene Nachahmung, der bürgerliche

Offizier — die, in verschiedenem Grade, ebenfalls mit ihren Standesgenossen im fremden Lande mehr an Denk- und Gefühlsinhalt gemeinsam haben als mit ihren standesfremden Volksgenossen — die haben es günstiger als der gemeine Mann, weil das Phantom der Ritterlichkeit ihnen die Augen von der materialen Wirklichkeit ablenkt. Und überdies stehen sie recht deutlich außerhalb des Begriffes eines Volksheeres. Der Krieg ist ihnen Beruf, sie haben Handgeld. Sie machen ihre Karriere auf diesem Gebiete, selbst wenn ihnen nicht mehr Raubzüge in den eroberten Städten winken, sondern nur Gehälter, und wenn es sehr hoch kommt, eine Dotation, immer aber die nicht bloß ritterliche, sondern sozial münzbare, und in Heiraten, Badedirektionsposten und Verwaltungsratsstellen Flug gemünzte Ehre.

Wenn man täglich des Morgens in den Zeitungen liest: Deutschland hat dieses getan, und Rußland das, und England jenes, und abends durch ein Dorf geht und fühlt, wie wirklich und wie schwermutvoll einsam jedes Haus dasteht und in „die einsame, blindäugige“ Nacht versinkt — dann kann es einem geschehen, wenn man sich überhaupt an den Tag erinnert, daß man sich fragt: wer ist das, was ist das, Deutschland, Rußland, England? Ich verstehe das, wenn ein Shakespearischer König „mein Bruder Frankreich“ sagt; aufs Heute angewendet, verstehe ich es nicht ohne weiteres. Ich verstehe, daß den Fürsten der Uvber Hermann, der Cherusker, folgendermaßen bescheidet:

„Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich.  
 Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,  
 Fragst, wo und wann Germanien gewesen?  
 Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?  
 Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;  
 Doch jetzt, ich versichre dich, jetzt wirst du  
 Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:

Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!“

Und ich nenne mit Marbod die Lektion gut und glaube mit Fust: „Was gilts, er weiß jetzt, wo Germanien liegt?“ Aber die neue deutsche Nation macht es mir nicht so leicht und sicher. Wo ist heute der Nationalismus, zu dem es von den Standesbestrebungen einen direkten Weg gäbe, weil er sie umfaßt?

Der Adel ist auf Herrschaft aus; der Arbeiter will seines Leibes und Lebens freie Sicherung und Gestaltung; was der Bürger diesen beiden Bestrebungen an Realität Ähnliches an die Seite zu setzen hätte, schämt er sich zu sagen; denn er müßte sagen: Profit. Einst war er der Träger des Nationalismus; aber es hat sich herausgestellt, daß dieser Nationalismus nur die verlängerte Kette war, das Versprechen des Kosmopolitismus. Ein sehr großes Vaterland, das ist beinahe kein Vaterland mehr. Was haben wir jetzt von der stärkeren Realität unsrer Anschauungen, von all der „Realpolitik“, die populär geworden ist? Etwas Zynismus und eine Vertiefung unsrer Kannegießerei, nicht unsres politischen Lebens, Instinktes und Willens. Man hat von den darwinistischen Lehren sich die Ent-

wicklung adaptiert, als eine Befreiung von der Pflicht, zu wollen. Man hat vom Sozialismus so viel für sich erschlichen, daß man seines guten „schlechten Gewissens“ ledig werden konnte. Weiß man nicht, wie flüchtig alle Theorien sind? Weiß man nicht, daß Theorien Wahrheit nur sind in der ersten, frischen, enthusiastischen Kraft ihres — Irrtums? Nicht weil die wirtschaftlichen Mächte das *primum mobile* des menschlichen Lebens sind, glaubt man es, sondern weil man es glaubt, sind sie es. Eines Tages — sei es auch nur für dreißig Jahre — wird man aufhören, es zu glauben, und dann werden sie es nicht mehr sein; — die Erde dreht sich um die Sonne, erst seit Kopernikus es gelehrt hat. Man weist mit Stolz auf den Aufschwung unsrer Zivilisation hin. In jedem Kaffeehaus spielt eine Zigeunerkapelle, und kein Berliner trägt zum Frack eine schwarze Krawatte. Aber es ist wohl Sklavenart, sich's gut ergehen zu lassen, ohne Freiheit. Sklavenart, sich auf die Wirtschaft zurückzuziehen, ohne die Macht des Herrschens und der Politik in Händen zu haben. Was wäre Venedig, wenn die Kaufleute nicht Herren gewesen wären, sondern bloß Händler! Es ist Sklavenart, das Leben an Geld und Genuß zu messen. Und die heimliche Macht der Industriekapitäne und Bankiers — diese realste Realpolitik — steht nicht höher im Rang als die der Eunuchen, Lieblingsflaven und Kurtisanen an Höfen des Orients und Okzidents. Die Macht ohne den Schein der Macht, das kann eine große Wollust sein; aber die Macht ohne die Form der Macht führt schließlich zum kleinen Zynismus.

Fast eher noch glaube ich, daß die Konservativen liberal, als daß die Liberalen Politiker werden. Aber doch zeigt es sich immer wieder, daß sie ihre Situation nicht verstehen und sich ihre Waffen aus den alten Rüstkammern holen, statt aus den neuen. Immer wieder glauben sie, bekenntnisstark und irreligiös wie sie sind, die Religion als Polizei nötig zu haben; — in einem Lande, das, dank der Sozialdemokratie und nur dank ihr, frei ist von anarchistischen Attentaten; in einer Zeit, die so voll Zucht und Selbstbeherrschung ist, daß die Sozialdemokraten in Scharen von Hunderttausenden durch die Straßen und Gärten einer Stadt marschieren, ohne eine Fensterscheibe und eine Blume zu vernichten; in einer Zeit, wo die Sozialdemokraten sich abgewinnen, was alle Predigten aller Pastoren nicht haben durchsetzen können: die Verminderung des Trinkens; wo täglich Feuerwehrleute Heldentaten von Bravour und Besonnenheit tun, die schwerer wiegen als militärische Taten, weil sie ohne Rausch und Pfauenschwanzruhm geschehen. Sie kommen nicht hinaus über die Bäuerin meiner Heimat, die am ersten Mai ihre Speckseiten im Garten vergrub. Sie spüren es nicht, daß sie es nicht mehr nötig hätten, geistig reaktionär zu sein, um herrschen zu können; daß es die Möglichkeit zu einem neuen Aristokratismus und Konservatismus gibt, wofern er kulturell und unkirchlich ist und seine innere Freiheit und Verwegenheit, seinen geistigen Zynismus nach außen walten läßt — denn wenn der Konservative

Geist hat, so ist das eine sehr besondere, souveräne, spielende und künstlerische Art von Geist, der des Liberalen durchaus überlegen. Die bürgerliche, rationalistische Kritik vom achtzehnten Jahrhundert her schien mit dem Aristokratismus fertig geworden zu sein; in Spielhagens Romanen kann man das Fazit dieser selbstgerechten Rechnung lesen. Aber im neunzehnten Jahrhundert wurde der unterhöhlte Boden neu fundamementiert. Darwin, Gobineau und, diese Ideen mit dem Flackerschein amerikanischer Riesenreklamen an den Himmel werfend, Nietzsche gründeten eine Rangordnung der Menschen auf einer neuen Basis, so, daß der Humanismus davor erschrak und sich blind stellte.

Daß er bald die Augen aufstun wird, dafür haben Literaten zu sorgen angefangen, die seit kurzem allerlei aristokratische Gelüste, Wünsche, Forderungen und Eitelkeiten in die Zeitungen bringen. Von ihrer Grundgefahr abgesehen — die Entwicklung als Verrat, so daß sie auch mit der Wahrheit zu lügen lernen; denn was ist Verrat? eine zu schnelle Entwicklung — befinden sich diese Männer fast alle insofern in einer schiefen Lage, als sie von der Kunst, von der Poesie her kommen. Es ist aber im Künstler, im Dichter Etwas, das der rein und historisch aristokratischen Durchgestaltung des Lebens immer widersprochen hat — ein Geist der Natur, der Erneuerung, des Zwiespalts — das Unsoziabile; und eine Vornehmheit darin, die von höherem Rang als die historische ist. Die Kunst schmeichelt nicht nur einer Vornehmheit, wie van Dyck; sie schafft auch

eine, wie Rembrandt — und dieser allein beugen wir uns ohne ressentiment. Ja, sie ist eine recht wahrhaft christliche insofern, als sie vom einzelnen Menschen verlangt und erzielt, den ganzen Ring der Menschheit, von der Natur bis zur Form, in sehr einsamem und sehr ernsthaftem Kampf ohne Schutz und Vormundschaft zurückzulegen.

Die Leute aber mit dem historisch aristokratischen Ideal erkannten ihre Propheten nicht, und warfen die drei, zumindest zwei von ihnen, zu den Teufeln. Auch den dritten machten sie unschädlich, indem sie ihn in die Konventikel verwiesen, weil sie seine Rückständigkeit, den wörtlichen Bibelglauben, nicht von ihm ablösen konnten, so wenig wie sie ihn immer noch von sich selbst ablösen können.

Und so haben sie sich wieder mit dem Zentrum verbunden, und den freireligiösen Vereinen werden die Erbschaften gesperrt. Der Schutz der Speckseite. Welch einen kläglichen Begriff von einem Gott müssen diese Leute haben, daß sie ihn glauben schützen zu müssen! Das hätte einen gewissen Sinn gegenüber einem Nationalgott; aber auch in diesem Falle nur, wenn er der Gott eines sehr viel kleineren Volkes als von sechzig Millionen wäre. Ob sie es nicht wissen, welche Kraft die Empörung über Ungerechtigkeit hat? Und auch dann noch, ja erst recht hat, wenn sie sich unter Furcht oder Stumpfheit jahrzehntelang verborgen hält!

Alle Wochen hören wir von Gerichtsurteilen, die uns das Blut kochen machen. Man spricht überall im

Land, wenn man unter sich ist, unumwunden von Klassenjustiz. Hätten wir nur eine rechte Klassenjustiz! Daß junge Leute, Studenten, die der Hafer sticht, Scheiben einschlagen und Lokomotiven zur Entgleisung bringen, das ist so schlimm nicht; aber daß, vor Gericht gestellt, jeder von ihnen dasselbe Sprüchlein herbetet und sich auf sinnlose Trunkenheit hinausredet, das ist schmachvoll für sie und für uns. Da war es Zeit, Klassenjustiz zu üben, und d. h., daß gemäß dem Anspruch ihrer Klasse die jungen Helden hätten erfahren müssen, daß ihre Entschuldigung ihr Vergehen zu einem Verbrechen machte. Es läßt sich schließlich jedes Regiment ertragen, aber Ungerechtigkeit läßt sich nicht ertragen. Kein Gefühl politischer Segnerschaft, ja wütenden Hasses kommt dem nah, das im Blute aufflammt gegen Ungerechtigkeit. Dieses ist doch, rühmt man sich, das Land des Michael Kohlhaas und des Erbförsters! Die Bürger sollten sich nicht begnügen, die Hand in der Tasche zu ballen oder ihrem Stroll in den Zeitungen Lust zu machen. Sie sollten, an der Redensart von der Unabhängigkeit der Richter nicht mitspielend, eine Einrichtung durchsetzen, wonach das ungerechte Urteil eines Gerichts zum Gegenstand der Beratung und Untersuchung in den Parlamenten gemacht werden könnte; nicht bloß bei den Statsberatungen, sondern als selbständiger Zweck und Gegenstand. Dann aber sollten sie sich nicht, wie jetzt so oft, von den Ministern und Räten durch formale Erledigungen ihre materialen Beschwerden mit fiat hokus pokus aus der Hand schlagen lassen.

Mehr als einmal erinnerten Parlamentsverhandlungen an den biedereren Landmann, dem man gewisse dunkle Praktiken bei einem Grundstückskaufe vorwarf. „Aber,“ verteidigte er sich, „da müßte ich ja ein Schuft sein, wenn ich das getan hätte,“ und auf diese Weise machte er die Widersacher stumm.

Kein Börsengesetz und keine Steuervorlage ist so wichtig, wie daß einem Manne sein Recht geschieht. Und das Volk würde lernen, mit ganz andern Augen auf die großen Schwatzhäuser zu sehen, wenn es wüßte, daß gegebenenfalls sein Schicksal unmittelbar, nicht bloß durch das Kanalsystem von Gesetzen dort beraten würde. Aber der Bürger unsrer Städte lebt eine zu schattenhafte Existenz, als daß er etwas Wirkliches und Unmittelbares ergreife. In jenen berühmten Novembertagen, wo der Kaiser sich von seiner Aktivität durch eine sogenannte Volksbewegung abdrängen ließ — wir haben beiläufig in unsrer Geschichte manches Beispiel von dem Kampf zwischen Jocus und Ziviles bei Siegfrieds Hochzeit, wo jeder nur solange angriff, wie der andre floh — in jenen Tagen stand in einer officiösen Zeitung ein verstecktes Angebot, einem Ausschuß des Parlaments Einblicke in die äußere Politik zu geben; es wurde nicht einmal angenommen, geschweige denn, daß man es von selbst gefordert hätte. Ein demokratischer Politiker, mit dem ich mich darüber unterhielt, stellte sich gänzlich kalt gegen die Idee; denn, meinte er, es käme nicht auf Einrichtungen an, sondern auf Männer; in England,

wo es mehr politische Begabung gebe als bei uns, wüßte man sich der rückständigsten Maschine zu freiheitlichen Handlungen zu bedienen. Das ist gewiß richtig, — und beweist doch nur, daß man sich bei uns noch durch die realpolitischsten Erwägungen zu unpolitischer Handlungsweise überredet. Wenn in einer ständigen Kommission unsres Reichstags über auswärtige Politik Unsinn geredet würde, so beweist das nicht, daß in ihr auch nach zehn Jahren noch Unsinn müßte geredet werden. Auch der Grundsatz *men, not measures* hat seinen Punkt, wo er dumm wird, genau wie der umgekehrte. Zu lernen weiß man doch bei uns, und es hätte vielleicht in zehn Jahren ein paar Männer gegeben, die sich von den Diplomaten der Junft nicht brauchen abspießen zu lassen.

Der bürgerliche Städter ist an Wirklichkeit, dieses Wort im Schicksalsinne genommen, nicht nur dem Bauern und Arbeiter unterlegen, die ihre Not und ihrer Not Überwindung mit jedem Morgen neu körperlich vor Augen haben, sondern auch dem Adel. Der Patrizier, der vom Standpunkte der Züchtung aus ungefähr zum Adel rechnet, ist von ihm doch in sozialer Hinsicht wesentlich verschieden. Der Adlige will herrschen; der Patrizier will Karriere machen. Der Patrizier lernt erst im höheren Alter als der Adlige die Menschen kennen, weil er nicht so früh zu repräsentieren gezwungen ist, und also nicht so leicht Distanz gewinnt und über die Menschen ins Klare kommt. Er heiratet im

allgemeinen später; und früh zu heiraten, aber unter solchen Umständen, daß eine Symbiose der Generationen zustande kommt, ist das stärkste Mittel zu einem idealistischen Konservatismus. (Daß er auch entweder konventioneller oder zufälliger heiratet, macht den Züchtungsunterschied vom Adligen aus.) Und dieser Patrizier stirbt aus, und mit ihm eine sehr humane Art von Vornehmheit, ohne die der Bürger entweder streberhaft es dem Adligen im Räusporn und Spucken schnell gleich tun lernt, oder sich mit der „Entwicklung“ begnügt. Sein Mangel an Wirklichkeit — noch einmal: Wirklichkeit ist nicht dasselbe wie Hauptbuch — hat ihn zum Virtuosen der verpaßten Gelegenheiten gemacht.

Wir sind noch mitten drin in der Komödie der letzten verpaßten Gelegenheit. Als der Reichstag aufgelöst wurde und von rechts der süße Flötenspieler flötete, da gab es wohl einen Augenblick von Zögern. Aber man war Realpolitiker und schlug sich auf die falsche Seite. Niemals, auch heute nicht, hatte es so viel Sinn für den Liberalismus, die Wahlen mit der Sozialdemokratie zu machen. Die Sozialdemokratie hatte die Zeit der stärksten innern Verlegenheit; und wenn jemals, so lohnte sich damals der Versuch, die Partei durch Vergrößerung zur politischen Mitarbeit im Sinne einer radikalen Volkspartei zu zwingen. Eine Partei von hundert Mitgliedern kann sich nicht auf politisches Sonntagsvergnügen beschränken; eine Partei von vierzig kann es. Heute liegen die Dinge anders; heute

Kommt man als hinausgeworfener Cousin und kommt zu Leuten, die sich neu gesammelt haben, denen ihr Mißtrauen gegen die bürgerliche Vetternschaft durch die Entscheidung von damals als zu Recht bestehend bescheinigt wurde. Und diese Entscheidung hatte noch eine andre für unser freiheitliches Leben schlimme Folge: sie nahm den herrschenden Klassen zu viel von ihrer wohlthätigen Angst vor der Sozialdemokratie. Ja, man hatte dort eine rechte, hübsche, körperliche Angst vor den drei Millionen roten Wählern, und atmete auf, als sich herausstellte, wie wenig Kunst und Kraft dazu gehörte, mit ihnen fertig zu werden. Der Ton wurde schnell anders; man fühlte sich als Sieger, man setzte den Daumen ins Auge. Man hatte zuviel Angst gehabt; hüte man sich, daß man nicht jetzt zu wenig hat. Führt man die Machtfrage herüber und hinüber auf eine einfache, brutale Formel zurück, so liegt sie so, daß die Herrschenden im Besitz der Armee dem Volke überlegen sind, wegen der besseren Bewaffung der Armee (denn der Armee selbst werden sie immer sicher sein, wegen des faktiosen Zuges der Deutschen, der zwei Regimenter in derselben Garnison und zwei Dörfer auf einem Tanzboden gegeneinanderhetzt und immer den bunten Rock vom Arbeitskittel sich wird absondern lassen). Eine Revolution ist aussichtsloser, als sie vor dreißig, vor sechzig Jahren war. Aber die Wissenschaft, gewohnt wie Chronos ihre eignen Kinder zu verschlingen, hat auch die Antwort auf die Maschinengewehre bereit: die Bombe. Noch einmal: unsrer Sozialdemokratie — alle

preußischen Tugenden haben sich in ihr verdichtet, und der König könnte stolz auf sie sein, wie ein Niederbarnimer auf die Teltower Rübchen — verdanken wir es, daß wir als einziges Land von Bedeutung in Europa keine Attentate zu verzeichnen haben. Glaubt man aber, daß unsre wunderbaren Gewehre und Rücklaufkanonen das letzte Wort behalten würden, so irrt man.

Jedenfalls hat der Liberalismus schuld, daß die Gelüste nach der schärferen Tonart sich wieder regten. Nun gut, man war im Block. Und was tat man? Man sprengte ihn sofort. Diese guten Machiavellis hatten es nicht eilig genug, wieder ehrlich zu werden, und verlangten die Wahlreform für Preußen. Man nahm seine Zeit zu kurz, und statt seine Bundesgenossen zu korrumpieren, hat man sie schnell wieder zu sich kommen lassen.

Aber was will diese verpaßte Gelegenheit im Taktschen gegen die großen strategischen sagen, die der Liberalismus sich hat zuschulden kommen lassen! Unser regierender Adel war immer partikularistisch. Man weiß daß es Bismarck in sich schon nicht leicht gehabt hat, sich zu nationalisieren, und daß es ihm von seinen Standesgenossen in Formen, die bis zum Haß gingen, erschwert wurde. Der Liberalismus durfte sich schmeicheln, Hüter des nationalen Gedankens zu sein; aber er hat es nicht vermocht, den Enthusiasmus davon in seine

Segel wehen zu lassen. Versäumte Gelegenheit: Marine und Kolonien. Das setzte sich gegen die Junker durch, denn sie hatten den richtigen Instinkt dagegen. Eine äußere Politik, die Kolonien haben will, ist ganz etwas anderes als diejenige, die nur die Grenzen eines Stamm- und Mutterlandes festigen, sichern oder auch erweitern will. Sie erfordert einen andern Typ Menschen. Ja, sie wäre imstande, aus den deutschen eine homogene, nicht junkerliche, herrschende Klasse herauszubilden. Aber der Nationalismus reichte nicht so weit; man war aus den Schützenfestträumen durch Bismarck zu rauh geweckt und stand im neuen Tag verwirrt. Was man da gegen die Sache versäumt hat, das hat man mit demselben Erfolg, der Lähmung, gegen sich versäumt.

Und die schlimmste aller versäumten Gelegenheiten: der Bauer. Wenn man bedenkt, wie die Bauernbefreiung gegen den Willen der herrschenden Klasse zustande kam und nicht etwa bloß gegen böswillige, beschränkte und habgierige Menschen, sondern gegen so edle, kristallreine und vorbildliche Naturen, wie der General Marwitz eine war — und nun sieht, wie es heute steht, so hat man einen Gegensatz vor sich, der in der Geschichte fast einzig ist.

Der Bauer und sein Los, das ist das Gebiet, wo der liberale Mangel an Wirklichkeitsinn seine schwerste Niederlage erlitten hat. Hier wuchs sich jene Sorte von Idealismus aus, die nach des alten Wieland Wort

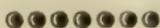
„seine Lehrjünger zu Menschen bildet, die man nirgends für einheimisch erkennen kann“. Was soll mir alle Wissenschaft, wenn sie mich blind und überheblich gegen die simple Tatsache macht, daß ich ohne Kleider leben kann, die neuen Hygieniker behaupten es, und ohne Telephon und Luna-Parck, aber nicht ohne Brot und Rüben. Schutz Zoll und Freihandel sind keine Dogmen, sondern Objekte praktischer Erwägung, über die heute so und morgen anders, niemals aber für immer und endgültig zu entscheiden die Aufgabe und Talent-erprobung des Staatsmannes ist. Deutschland ist stolz auf seine Industrie? Mit Recht. Deutschland wird ein Industriestaat? Nun, kein Mensch bringt es fertig nicht agrarisch zu fühlen, außer in den Stunden der Muße und Dyspepsie. Ein Volk auf Industrie stellen, heißt es auf ein Provisorium stellen. Denn wie in der Neuen Rundschau Herr Kammerer nachgewiesen hat, setzt die Industrie, je mehr sie sich vervollkommenet, ihren Verbrauch an Menschen herab, und zweitens ist die Industrie ein Ding, das schnell gelernt und schnell nachgemacht wird.

Je entschiedener der Liberalismus in seiner Einseitigkeit wird und sich der Idee eines vorwiegend industriellen und kaufmännisch betonten Deutschlands verschreibt, um so weiter wird er von der Möglichkeit abgetrieben werden, Subjekt der Politik zu sein. Es lähmt ihn oben ein eine geheime, tiefe Hoffnungslosigkeit. Er glaubt das Feld verteilt, er glaubt die agrarischen und die so-

zialistischen Gebiete in festen Grenzen. Sind sie es aber? Das moderne Agrariertum mit seiner Zurücksetzung des politischen Willens hinter den beruflichen und mit seiner demagogischen Methode, zu werben und sich zu vereinigen, hat eine wesentlich andre als die alte konservative Struktur. Die Veränderung kann noch größer werden, als sie heute schon ist. Die nächste Agrarkrisis — und nach ein paar Erbgängen wird sie kommen — kann den Zusammenhang mit der alten Partei lockern, vielleicht zerreißen. Andererseits erreicht die Sozialdemokratie, soviel sie erreicht, nur gerade das Letzte nirgends, sondern schiebt es vor sich her hinaus. In dem Maße, in dem sie wuchs, wuchs auch an Macht und selbständiger Form ihr Gegner. Sie hat bessere Löhne und manchen bürgerlichen Wert erkämpft, nur gerade Sozialismus nicht. Es hilft nichts, die Trauben, die man schlucken muß, süß zu nennen. Man hat gefabelt, daß die Truste dem Sozialismus zugute kommen müßten, das Gegenteil ist der Fall. Stellt man sich die beiden Gebiete der menschlichen Tätigkeit, den Ackerbau und die Industrie, vor und dazu die Organisation menschlicher Tätigkeit, die man Sozialismus nennt, scheint da nicht der Sozialismus eine größere Wahlverwandtschaft zum Ackerbau zu haben als zur Industrie? Das Stabile zum Stablen, nicht zu dem Nervös-Geschmeidigen, Wandelbaren, Anpassungsfähigen, dem Neuerungsüchtigen und Neuerungskmächtigen, auf Talent und Initiative Gestellten? Ist es durchaus ein Traum vom tausendjährigen Reich, Deutschlands

Zukunft in seiner Vergangenheit gespiegelt zu sehen und es als einen sozialistischen Agrarstaat zu denken, und die Organisationen der Industriearbeiter zu einer neuen Art von Innungen gesammelt, zu denen ihre Zucht und Moralität sie seit langem vorbereiten?

Es ist für alle, die nicht unmittelbare Macht haben, immer doch noch besser, am tausendjährigen Reich zu arbeiten als an dem Tag, „der nur Verworrenes im Verworrenen spiegelt“. Der Realpolitiker ohne Mandat friert an seinem eigenen Froste. Für den aber, der am Menschen arbeiten will, wird immer wieder die Politik zum Rätsel. Er fühlt die Gefahr einer Gefinnung, die infolge der Betonung der inneren Politik die äußere verwirft, und der andern, die infolge der Betonung der äußeren Politik die innere unfrei macht. Das Problem stellt sich ihm am Ende so: ob es ihm möglich sei, den Begriff einer Gesamtpolitik zu konzipieren, innerhalb welcher zwar die äußere Form den Primat habe, die innere aber trotzdem das wahre Ziel vorstelle. Und das ist das Problem der Erziehung. (1910)





## Essen

Das freisprechende Urtheil von Essen hat etwas zu viel Rührung geweckt und etwas zu wenig Groll über den Justizirrtum von 1895. Dergleichen sollte nicht zu leicht vergeben und vergessen sein. Irren ist menschlich, sagt man; wer wüßte es nicht! Aber es ist wünschenswerter, daß die Gerichte diese Entschuldigung für Angeklagte bereit halten, als daß sie sie für sich ausbitten müssen. Bei dieser Gelegenheit und für alle Fälle ist es nötig, sich klar zu machen, daß es noch keinen hohen Rang in der Sittlichkeit gibt, wenn man seine Meinung ehrlich sagt; es kommt auf die Ehrlichkeit in der Bildung der Meinung an. Aber selbst wenn wir den Geschworenen von 1895 alle Menschlichkeit zubilligen, so bleibt ja noch in jenem Urtheil der unauslöschbare Skandal des Strafmaßes. Wer waren die Richter, die, weit davon entfernt, ein offenbar irrtümliches Urtheil zu fassen, es vielmehr unterstrichen und noch einen Trumpf darauffetzten? Dreiundeinhalb Jahr Zuchthaus für einen; achtzehn Jahre Zuchthaus in Summa! Das hat nichts mehr zu tun mit einem Urtheil von Geschworenen, das hat überhaupt mit keinem Urtheil mehr etwas zu tun, das wird nicht gutgemacht durch die

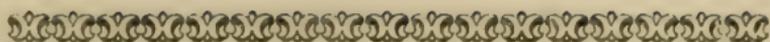
späte Korrektur. Man bedenke nur, wie bagatellhaft und wie mittelbar der Anlaß zu den Eiden war, die das Gericht für Falscheide hielt. Da ist eine politische Versammlung mit ihrem Lärm und Rausch, worin es unzweideutige Ereignisse überhaupt nicht mehr gibt; mit ihren Leidenschaften, die von den Beteiligten, selbst wenn es blutige Köpfe gibt, so blutig ernst nicht genommen werden, wie später von den papiernen Gemüthern der Richter. Ein Sendarm befördert einen unwillkommenen Gast hinaus, und eine Zeitung teilt diese Prozedur in einer ganz bestimmten Auffassung mit: in der nämlich, daß der Sendarm den Mann mit Fäusten niedergestoßen habe. Durch diese Darstellung fühlt sich der Sendarm beleidigt, womit die öffentliche, die offizielle Heuchelei in einer immer noch erheiternden Weise einsetzt. Ich kenne Sendarmen, sie sind nicht schlimm; sie sind nur in der schiefen Lage, sich für Heilige halten zu sollen, ohne Talent dazu zu haben. Die Zeitung wird verurteilt, und damit mußte es genug sein. Selbst wenn der Staatsanwaltschaft die Eide bedenklich erschienen, mußte sie bei diesem Punkt der Affäre innehalten. Ein Meineid um einen Groschen kann so verdammenswert sein wie ein Meineid um eine Million; aber er muß es nicht sein. Ein Meineid ist nicht wie der andre; ein Meineid in einem Prozeß wegen Schlägereien auf dörflichem Tanzboden ist nicht dasselbe, wie der eines Spitzels in einem politischen Prozeß. Selbst also wenn der Sendarm nicht als schlechtes Subjekt nachträglich wäre entlarvt worden, wenn sich nicht

herausgestellt hätte, daß die an sich unbezweifelbare Ehrenhaftigkeit Schröders und seiner Genossen auch in der Leistung ihrer Zeugeneide sich bewährt hätte, wenn alles so ausgesehen hätte, wie es die Geschworenen ansahen, selbst dann bliebe das unauslöschbare Mal auf unsrer Rechtspflege: das Strafmaß von 1895, dreiundeinhalb Jahr Zuchthaus, achtzehn Jahre Zuchthaus.

Und das wollen wir über keiner Rührung vergessen, sondern daran denken, daß jeden Tag, wenn ein Mißgeschick uns verstrickt, dreiundeinhalb Jahr Zuchthaus uns bedrohen können, jeden von uns. Wer waren die Richter, die jene Strafe zuerkannten? Nehmen wir den mildesten Fall an, so bleibt es für uns dabei, daß ein fahrlässiger Eid nicht so schlimm ist wie ein fahrlässiges Urteil. (1911)

Nachsatz (1918): Wir brauchen einen höchsten Gerichtshof, aus der Volksvertretung abgeordnet, zum Niederschlagen von Prozessen, kriminellen sowohl wie zivilen.





## Die Partei

Daß wir bei einer Wahl, beispielsweise zum Reichstage — wo der Bürger sein einziges bißchen reelle politische Macht ausübt — den Namen eines richtigen, von der Partei bestimmten Anwärters auf unsern Zettel setzen, ist in der Ordnung. Eine Wahl ist nicht dasselbe wie ein Wunsch. Es hat keinen Sinn, in solch einem politischen Augenblick einen andern Willen, sei er auch scheinbar verständiger, zu haben, als den der Partei. Ich sage: scheinbar verständiger; denn man muß nur gerecht sein und einsehen, daß an einer Partei das Verständige nicht eben — ihr Verstand ist, sondern ihr Wille, ihr Ungefüg, ihre Massivität.

Aber von den Tagen der Entscheidung abgesehen, ist es weder notwendig noch vorteilhaft, wenn das politische Leben des Volkes bis auf den letzten Pfennig von der Partei aufgerechnet wird. Mögen sich die Kirchen über das Sektenwesen beklagen, aber die reine, im Herzen wurzelnde Religiosität kam ohne Sonderbildungen und Seitenwege nie und nirgends aus. Es verhält sich mit dem politischen Gefühl nicht anders. Bei uns in Deutschland wenigstens scheint es, daß die Partei die unmittel-

bare politische Leidenschaft eher neutralisiere, als flüchtig erhalte. Es ist dieses eine ähnliche Erscheinung, wie daß die allgemeine Wehrpflicht den soldatischen Geist neutralisiert hat; nur daß wir in diesem Fall die Wirkung mit Freuden hinnehmen und um keinen Preis den alten Typus des bezahlten Totschlägers, Notzüchtigers, Spielrazen und Bauernschinders wieder über uns lassen möchten, im andern, dem politischen Fall, aber die Wirkung zu beklagen haben und den Bürgersmann wacher und selbstbewußter für seinen Schutz, sein Recht und seine Figur in dieser Welt möchten eintreten wissen.

Die Bonzen jeder Partei sehen selbständige Regungen ungern. Sie haben es nötig, ihre eigne, oft sehr kleine Person mit der Partei, und beide zusammen mit der ewigen Wahrheit für ein und dasselbe Ding auszugeben. In diesem chronischen Betrug soll man sie stören und keine Ruhe lassen. Es gibt doch hoffentlich noch einen Anspruch, den die Menschen nicht ganz und gar mit den Ansprüchen ihrer Klassen- und Standesinteressen zu verquicken willens sind: den Anspruch auf Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit sollte der Bürger lernen oder wieder lernen nicht nur gegen die staatlichen Funktionäre bis hinauf zum obersten Beamten durchzusetzen, sondern auch gegen die eigne Partei. Das sollte die unsterbliche Bremse sein, die dem Saul zusetzt, das der Zwang, sich zu erneuern, zu korrigieren, vom kurzichtigen Triumph des ordinären Interesses sich nicht betäuben zu lassen und wenigstens ein gemeinsames Gefühl in dem zerspaltenen Volke zu erhalten.

Das „Zeichen des Verkehrs“, in dem wir leben, ist auch in dieser Hinsicht kein Ehrenzeichen. In Briefen des von Reaktionären und Mystikern schlecht berufenen achtzehnten Jahrhunderts lesen wir, wie sehr die Menschen sich durch Verbrechen erschüttert fühlten, die ihr Gefühl von der Menschheit erschütterten. Heute tiſcht uns jeden Morgen, Mittag und Abend die Zeitung so viel desgleichen Erschütterndes auf, daß niemand mehr seinen Tee darüber kalt werden läßt. Sie streuen und weihen, die Hexen, sagt Faust; und Mephisto antwortet: vorbei, vorbei. Höchstens die Nerven zittern in uns, nicht mehr die Menschheit. Und diese Erschlaffung der Humanität zeigt sich, verderblicher als Kapitalverbrechen, die aus dem Gefüge des Staates fallen, bei den Erscheinungen, die in das Gefüge des Staates gehören. Ist es schlimm, wenn einem jungen Menschen verwehrt wird, als Einjähriger zu dienen, weil er der Sohn eines Sozialdemokraten ist? Ja wahrhaftig, und es gibt nur noch das eine Schlimmere, daß der Vorgang von den Behörden mit Scheingründen plausibel gemacht wird.

Wenn gegen solche Vorgänge die Faust in der Tasche geballt oder in Augenhöhe geschüttelt wird, so ist das immerhin etwas. Mehr aber wäre es, wenn diese symbolischen Gebärden, um bei dem Beispiel zu bleiben, nicht bloß von den Sozialdemokraten ausgeübt würden, sondern daß jeder preußische oder deutsche Mann sich unanständig vorläme, wenn er sie nicht ausübte. Ist es von den heutigen Deutschen zuviel verlangt, daß ein Konservativer, ein Liberaler, ein Ultramontaner und ein Sozialdemokrat

sich für Anständigkeit und Gerechtigkeit um einen Point früher, um einen Point stärker in Wallung sollten bringen lassen, als für die Interessen ihrer Partei?

Ich empfehle eine Agitation dafür: die Einrichtung der Kleinen Anfragen, die wir jetzt im Reichstag haben, für alle deutschen Volksvertretungen zu verlangen, sie vornehmlich auf die Gerechtigkeit in der Justiz und Verwaltung Wirkung erlangen zu lassen, und in dieser einen Hinsicht das Abgeordnetenmandat von Fall zu Fall zu einem imperativen zu machen, d. h. eine ständige, korporative Vertretung der Wähler zu unterhalten, an die jeder Mann sich wenden kann, und die ihrerseits ihrem Abgeordneten Aufträge zu geben berechtigt ist.

(1912)





## Judentaufen \*

Ein Zeitgenosse, Dr. A. Landsberger, hat an eine Anzahl von Männern drei Fragen gestellt; die erste, welche Folgen vorauszusehen wären, wenn sämtliche Juden, sei es durch die Taufe, sei es durch Mischehen sich ihren „Wirtsvölkern“ assimilierten; die zweite, welche Folgen vorauszusehen wären, wenn die zionistische Idee sich verwirklichte; die dritte, was geschehen würde, wenn weder die Assimilation noch der Zionismus einträte. Alle drei zusammenfassend, begehrt er zum Schluß zu wissen, welche der drei Eoventualitäten wünschenswert erschiene, ob die Assimilation, oder der Zionismus, oder keines von beiden. Mit Recht hat Prof. Sombart in dieser vierten, eingeschlichenen Frage den Sinn des ganzen Unternehmens erblickt; denn einzig sie richtet sich an etwas Wirkliches, den Willen, die andern drei an die Sabe der Prophetie.

Eine Enquete hat einen Wert, nur insofern sie Tatsachen sammelt; einen geringern schon, wenn sie auf Erfahrung aus ist, einen sehr geringen, wenn sie nach Meinungen und Urteilen geht; das heißt, ihr Wert

---

\* Bei Georg Müller in München, 1912.

verringert sich in dem Grade, in dem ihr Gegenstand sich dem Gewissen nähert. Eine Enquete von dieser letztern Art ist nicht viel anderes als ein Beispiel für das Sprichwort, daß ein Narr mehr zu fragen vermag, als zehn Weise zu antworten. Zwar will ich im vorliegenden die Antwortenden nicht unbedingt Weise nennen; und sie haben ja auch geantwortet.

Es ist für einen ausgewachsenen Menschen nicht ganz leicht, Unsinn zu schreiben. Dieselbe Welt fließt durch aller Menschen Herz und Geist; in allen ist ungefähr derselbe Inhalt; und seine Verschiedenheit, und etwa seinen Rang bekommt ein jeder nicht nach den Dingen, die in ihm sind, sondern nach der Reihenfolge, in der sie ihm wichtig sind. Wer demnach auf Fragen, wie die vorliegenden, erst antwortet, wenn er gefragt wird, der hat uns nichts Wesentliches zu sagen, auch wenn er das Richtige sagt. Hat er aber, schon bevor man ihn persönlich anging, sich mitgeteilt, so wäre es ein gutes und Dank verdienendes Stück Arbeit, aus den spontanen Mitteilungen einen Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte zu machen; die Enquete ist ein zu leichter Fingersatz.

Doch Enquete hin, Enquete her. Die Antworten sind da, und es steht Beachtenswertes genug darin. Am wenigsten leider von denen, die die Sache am meisten anginge, von den Juden. Prof. Ludwig Geiger legt den Unsinn in der Formulierung der Landsbergerschen Frage dar, — worin wir ihm beistimmen; aber was er dazutut, dem stimmen wir nicht bei. Hört man ihn,

und zum Beispiel auch Prof. Maybaum, so müßte man denken, es sei alles in bester Ordnung, zumindest auf bestem Wege. Wir brauchen die Assimilierung durch ein Bekenntnis oder durch Blutmischung nicht mehr zu wünschen, da wir eine ausreichende durch Bildung (es ist die Bildung, die „uns von den Ziegenhirten unterscheidet“) schon durchzumachen im Begriffe sind, oder wohl gar schon durchgemacht haben. Der Zionismus ist eine Utopie. Wir sind Realpolitiker genug, um die Unmöglichkeit einer jüdischen Staatsbildung zu beweisen, und lieben den nicht, der Unmögliches begehrt. Das ist die Stellung des deutschen Staatsbürgers jüdischen Glaubens; eine würdige, offizielle Stellung, recht für die Majorität; nur schade, daß sie mit dem Vorwitz auch jede edlere Unruhe abweist. Die heutige temperierte Synagoge spricht aus dem Munde dieser Männer, und die Gemeinden aller mittleren Städte mit Bildungsvereinen werden an diese Meinung von ihren Rabbinern hinlänglich gewöhnt sein. Immerhin ist das alles besser, als was sich jüdischerseits in dem Buche origineller und persönlicher gebärdet. Israel Zangwill ist ein Zionist. Wenn die Juden nach Palästina zurückkehren, dann werden sie den Grundstein zu einem Staate legen, der in einem Jahrhundert oder in zweien den Glanz des alten Griechenlands und die Größe Roms wird auferstehen lassen. Das ist sehr viel Glaube in Israel; das ist so bequem, wie es leer ist; damit ist nicht das geringste anzufangen. Von einem andern Zionisten aber, einem Vorkämpfer noch dazu, setze ich den Anfang

seiner Herzenserleichterung hier wörtlich her: „Meiner Antwort auf Ihre werthe Zuschrift haben sich fast so viele fata und numina entgegengesetzt, wie der Landung des Dardaners Aeneas in Italien: zuerst eine wahrhaft mörderische Überbürdung mit Arbeit, dann als Folge dieser Erkrankung und —“ und so weiter.

So zwitschert das feuilletonistisch darauf los, — und ist oder war ein Führer der Zionisten. Der und Herzl — welcher, auf tausend Postkarten, mit dem Gebetsmantel angetan, im Tempel zu Jerusalem die Thora-  
rollen erhebend, bis in das letzte kleinrussische Dorf eine Idee propagierte, aber dabei nicht aufhörte, seine netten Theaterstückchen zu schreiben — das waren Führer von Menschen, die eine neue Sehnsucht, einen neuen Willen, ein neues Opfer darzubringen hatten, und in ihrer Instinklosigkeit nicht einmal ahnten, daß sie schon in dem Augenblick widerlegt waren, als sie sich solche Führer nahmen. — Fühlt sich der Synagogenjude kalt und der nationalistische Kühl an, so ist der Eigenbrödler — Fritz Mauthner ist nicht kalt und nicht Kühl, er ist klamm. Dieser Philosoph — der immer nur in der gerade vorliegenden Äußerung mittelmäßig ist — glaubt, auf die Klarheit seiner Begriffe stolz, an keine Geschichtsphilosophie; aber er selbst fühlt sich im Besitze eines „historischen Instinktes“, der ihm zum Beispiel sagt, daß „die Errichtung eines Judenstaates irgendwo in einem angeblich herrenlosen oder geschenkten Lande eine Rettung wäre für die unglücklichen russischen Juden . . .“, daß aber der abendländische Jude von nur Viertelskul-

tur nicht daran denken wird, zugunsten eines solchen Judenstaates auszuwandern". Welch ein Instinkt! Und dieser Philosoph begreift nicht, „wie etwa deutsche Juden, denen Kant und Goethe und Beethoven die besten Erlebnisse ihres Daseins geschenkt haben, dennoch, aus Prinzipien heraus, zionistisch empfinden können". Wenn er noch sagte: aus dem Blut heraus, oder aus der Leidenschaft heraus; aber warum nicht aus Prinzipien heraus? Es ist eine sehr dürre Philosophie, die das nicht begreift, und die sich aus ihr selbst nicht erinnert, wenn sie sich nicht aus der Geschichte erinnert, daß es Ideenkreuzungen gibt, ganz in demselben Sinne von Ernst und Tatsächlichkeit, wie die Physiologen von Blutkreuzung sprechen. Aber damit würde er freilich zugeben, daß die Ideen etwas sind, und das geht ihm wider die Philosophie. Welch eine Philosophie!

Um es kurz zu sagen: was uns hier vom Stockjuden und vom Anjuden zukommt, das ist zum Einpacken oder zum Verzweifeln. Kein Wille dringt daraus, kein Wort des Gewissens in die Zukunft, und sogar statt eines Traumes nur Selbstgerechtigkeit oder Phantasterei. Wollen wir erfahren, wie es um uns steht, so dürfen wir wieder einmal nicht auf unser Eigen hören und, im Verfolg davon, auch auf die Freunde weniger als auf die eingestandenen oder uneingestandenen Anfreunde. Die Freunde machen es uns zu leicht.

Sie geben, mit der unangefochtenen und noch in der wohlwollendsten Klugheit oberflächlichen Heiterkeit alles guten Rates, den guten Rat: tretet heraus aus der

Enge, zersprengt sie, die euch drückt, verläßt die Gemeinschaft, in die ihr wider Willen geboren seid. Schön; aber wohin sollen wir treten?

Lagarde, den man ja doch nicht immer nur antisemitisch zu zitieren braucht, erklärte — wie es fleemüden Boden gebe — so für eine Zeit religionsmüde geworden zu sein infolge seiner „Odyssee durch die Kirchlein“. Das kam daher, daß er die Dinge ernst nahm; — wer sollte sie ernster nehmen, als der zu wählen hat? Derselbe Lagarde, der es wissen konnte, sagte: „Die protestantischen Geistlichen aller Schattierungen sind nichts als theologisch angefärbte Projektionen politischer Velleitäten: Maden, welche die Farbe der sie fütternden Frucht annahmen.“ Sollen wir also katholisch werden, nicht bloß im figürlichen Sinne dieser Redensart? Wenn wir uns wollen taufen lassen, so kommen wir um die Frage nicht herum, wohin wir uns taufen lassen. Daß die Taufe überhaupt nicht recht gelingt, wie der eine oder andre Christ spöttisch zu bedenken gibt, braucht uns freilich nicht zu bekümmern. O, sie gelingt recht gut; sie macht nicht bloß neue Christen, sondern macht sogar Aristokraten. Die meisten unsrer deutschen aristokratischen Gesichter sind physiognomisch mehr durch die Geringschätzung andrer Menschen geformt als durch das reine Selbstgefühl, als durch die Hochformung der eignen Seele und die Gesetzgebung über sich selbst; diese Sorte von Aristokratie hat den andern nötig, den sie verachtet; und die lernt sich bald. Nichts lernt sich leichter als Genießen; nichts leichter als Befehlen; nichts

leichter als Verachten. Aber wenn der Prozeß dieser Assimilierung zu Ende geschehen ist, dann hat er sogar sein bißchen Sinn verloren. Hier ein Lebenslauf in aufsteigender, absteigender Linie: heute noch ein Jude mit einem Vater im Synagogenvorstand; morgen wird er getauft; übermorgen ist er Kirchenrat. Seine Kinder laufen als wahre Malvolios mit einer steifen Würde von Antisemitismus und Religiosität herum; aber seine Enkel sind — nichts mehr; sie sind verschwunden im Nichts, wie Tropfenperlen von Wasser im See, sie können nicht einmal mehr mit Seräusch getauft werden. Es geschieht für die Kinder, so lautet regelmäßig die Entschuldigung. Doch das ist Selbstbetrug: für die Kinder ist, wenn es nur erst geschehen ist, nichts damit geschehen. Ein Jude kann nicht Leutnant werden, er läßt sich taufen, — aber wird dann der Jude Leutnant? Es wird ja ein ganz anderer Leutnant, als der es werden wollte. Welch eine verächtliche Wiedergeburt! Die Taufe ist, wie die meisten andern Selbstmorde, ein Irrtum über den zu erreichenden Zustand; den Selbstmord wollen fast alle Selbstmörder, aber nicht das Totsein. Ich halte es mit Sombart — der uns, glaube ich, nicht wohl will, aber recht hat damit, daß die Getauften vom schwächeren Charakter sind. Was wollt ihr mit unserm Abhub? Aber den habt ihr immer willkommen geheißen.

Nun gibt es indessen einen plausibleren Ausweg, und von denen, die ihn empfehlen und beinah fordern, spricht Richard Dehmel, wie immer, am meisten konsequent und der Verantwortung bewußt. Nach ihm hätte die

Forderung an den Juden nicht zu lauten: werde Katholik oder Protestant! sondern werde Dissident! Er selbst ist Dissident, und „ein massenhafter Zudrang intelligenter und energischer Juden zur dissidentischen Bewegung würde ihr frischen Schwung beibringen und so auch deutsche Freigeister mitreißen, männliche wie weibliche.“ Ich lasse dahingestellt, ob dieser Dissidentismus, außer seinem negativen Willen, noch etwas mit sich vorhabe. Aber es ist in dem Worte Dehmels selbst etwas eingeschliches Wahres, woran es zunichte wird. Dieses nämlich: daß wir nichts um unsrer bloßen Not willen tun sollen, sondern für ein Ziel und eine Zukunft; daß wir uns in Wahrheit nur dann helfen, wenn wir damit auch andren helfen. Und hier übersieht Dehmel, daß ein Jude niemals auf dieselbe Weise Dissident wird wie ein Christ. Bei diesem ist es ein Angriff, bei jenem eine Flucht. Und eine Flucht wovor? In Westeuropa nicht einmal vor einer schweren Bedrängnis — ganz abgesehen davon, daß eine antisemitische Revolte die Dissidenten nicht verschonen würde; eine Flucht vor Unbequemlichkeiten, vor Pflichten, oft vor nichts anderm als vor den Steuern der Gemeinde. Dissident zu werden, ist also für den Juden keine Tat, die des Ruhmens wert wäre; und um Dissident zu sein, müßte er immer wieder fragen, was er damit ist, daß er Dissident ist. Dehmel meint, daß es keinen aufgeklärten Juden gebe, „der nicht im Sinne des Evangeliums ein ebenso guter oder schlechter Christ wäre wie irgendein andrer moderner Europäer“. Er irrt hierin, er muß es mir

aufs Wort glauben, und irrt vollständig. Das gebildete Lyzeumschristentum geschwächter Juden ist nichts nütze. Dehmels Irrtum ist ein perspektivischer Irrtum; der Dichter sollte sich nicht selbst vergessen, wenn er philosophiert, und es immer wissen, daß Gott ein Weg ist und kein Ziel.

Wenn ich also gefragt werde, ob ich mich taufen lassen will, oder Dissident werden, oder sonstwie als Jude verschwinden, und darauf mit nein antworte; und weiter gefragt werde, ob ich demnach der Jude der Synagoge und Gemeinde bleiben will, und darauf wieder mit nein antworte; — ist das überhaupt noch eine Antwort? Es scheint nicht so; und doch gibt es, in unserer vorliegenden Enquete, von nicht jüdischer Seite, Auseinandersetzungen, die die Möglichkeit einer solchen Antwort zum Grunde haben. Professor Niebergall untersucht, wohin der eigentlich will, der sich taufen läßt. Es ist die Kirche, die ihn aufnimmt; und gerade dort hinein will er erfahrungsgemäß am wenigsten. Scheidet man die leichtfertigen und die Renegatenfälle des gewöhnlichen Kalibers aus, so will der Täufling am öftesten an die allgemeine Kultur des Volkes erklärtermaßen angeschlossen sein. Und Niebergall möchte nicht nur dieses ohne die Taufe ermöglicht wissen, sondern er geht noch den Schritt weiter, daß er auch die Glaubensgemeinschaft ohne die Taufe erreichbar möchte sein lassen. Der Akt der Taufe selbst sollte immer nur in die Kirche besonderer Form, besonderer Konfession und besonderer Verpflichtung führen.

Um dergleichen zu ermöglichen, dazu gehört die Bereitschaft der Kirche, des Staates und des Volkes. Und dazu gehörte, daß der Staat und das Volk sich zu ihren Kirchen in ein andres Verhältnis setzten, als in dem sie heute stehen. Vorläufig ist davon nichts zu erwarten. Aber an der Niebergallschen Untersuchung ist etwas uns wertvoll: daß sie keine Lösung als möglich hinstellt, die nur die eine Seite zur Handlung treibt, die andre aber liegen, besitzen und schlafen läßt. Wir, wir Juden, sehen aus solchen Erscheinungen, daß, wenn wir uns nur wirklich regen wollten, wir nicht überall auf das Unbewegbare stoßen würden; und daß es sich bei uns regt, ist eine Tatsache. Es regt sich, nicht von einer äußeren Not aufgeschreckt, sondern von einer inneren. Es gibt unter den Juden heute nicht wenige, die der christliche Gedanke in anderer Weise unruhig macht, als Dehmel ahnt, und wenn sie an Dissidentismus denken, so geschieht es nicht, um sich selbst aufzugeben.

(1912)





## Ein chinesischer Spiegel

Alfons Paquet hat uns die Bekanntschaft mit dem Buche eines Chinesen vermittelt, Ku Hung-Ming, der, was er als Politiker und Beamter an seinem Teile praktisch versucht hat, und bis zur Hoffnungslosigkeit vergebens versucht hat, noch einmal literarisch unternimmt: sein Land gegen die europäische Idee zu verteidigen\*. Der westliche Hochmut ist geneigt, chinesische Bilder auf Seide, Bronzen, und Verse von Li T'ai-Peh mit Museumshabgier einzusacken, die Menschen aber, von denen das alles kommt, in ihrer nach Betragen, Kleidung, Farbe und Geruch unvermittelbaren Fremdheit nur als Objekt der Betrachtung gelten zu lassen; es wird ihm von Nutzen sein, einmal das umgekehrte Verhältnis zu leiden. Wer die neueste Berliner Aufführung der Turandot sah, wo Tartaglia seinem kaiserlichen Herrn kein Buch oder Schriftstück überreichte, ohne daß er es sich

---

\* Im Verlage von Eugen Diederichs in Jena, 1911.

vorher über den Hintern schlug, hätte Ursache gehabt, sich beschämt zu fühlen, wenn zufällig ein gelassener, hochgewachsener, lautlos schreitender, blaustrahlender Mandschu das Parkett betreten hätte; der Spott über das Zeremoniell wäre ihm nicht nur vulgär, sondern auch dumm erschienen, sobald er die nicht pedantische, nicht affektierte Symbolik der orientalischen Haltung daneben gesehen hätte. Ku Hung-Ming erzählt, voll höflicher Verachtung, eine entsprechende Anekdote: Er zeigte einem Engländer, der ihm „die Ehre gab in seinem Hause zu speisen“, eine Handschriftprobe eines der größten Kalligraphen von China — der Leser erinnere sich, daß für den Chinesen die Kunst des Schreibens mit jeder andern Kunst rangiert; worauf ihm der offenherzige Engländer die Überzeugung nicht verhehlte, daß sein Hafentagent eine weit bessere, mindestens eine regelmäßiger Hand schreibe. Ku revanchiert sich in seinem Buche; er nennt dergleichen „Engländer ohne Gedanken“ Raubtiere; die Europäisierung Chinas bedeutet ihm das gleiche, wie das „Einströmen von Gemeinheit und Häßlichkeit“; unsere Zivilisation scheint ihm durchaus materialistisch und als solche ein „schreckliches Ungetüm“; und als Bewunderer des großen und moralischen Stils malt er neben die schreibenden, schreienden, zappelnden und mit der Polizei balgenden Suffragetten von London das Bild der chinesischen und Mandschufrauen: „sie protestieren nur stumm mit ihren blassen Gesichtern, leeren Augen und hohlen Wangen, und wenn ein Fremder vorübergeht, oder den Versuch macht, mit ihnen zu sprechen, so

wenden sich diese blassen Gesichter, zu müde, um stolz zu sein, und zu traurig, um schön zu sein, in stummer Würde ab."

Ein Chauvinist, wird man sagen; ein akademischer Chineser, dessen drittes Wort Vornehmheit ist, weil Vornehmheit eine große Vergangenheit und sein Volk das lebendige Alter der kultivierten Erde repräsentiert; ein Ideologe, der mit schwachen Händen und subtilen Gedanken ins Rad der Zeit greifen wollte und seine Hände zerschlagen, seine Gedanken verwirrt beiseite trägt. Aber dieses Bild — auch abgesehen davon, daß es für uns zuweilen heilsamer sein kann, den Chauvinismus zu erleiden, als ihn auszuüben — ist falsch; Ku ist ein Essayist nach bestem europäischem Maß, Übersetzer der Gespräche des Konfuzius in ein, wie der Sinologe Richard Wilhelm bezeugt\*, glänzendes Englisch, Korrespondent Leo Tolstoj's, und durchaus mit dem abendländischen Schrifttum vertraut; er zitiert die Bibel und Shakespeare, Goethe und Schiller, Carlyle, Ruskin und Matthew Arnold. Obwohl er aus dem Bewußtsein einer großen historischen Not schreibt, darf er ein Bruder in dem Geiste heißen, der über den Völkern und Rassen ist: das Beste, was er zu sagen hat, gehört zum Besten, was wir zu hören haben.

Ku erwartete die Beruhigung Chinas noch von der Reformierung der Mandschuaristokratie, und jetzt ist

---

\* Im zweiten Bande einer Reihe von Originalurkunden aus der Religion und Philosophie Chinas, die Wilhelm bei Diederichs herausgibt; — ein Unternehmen, das die lebhafteste Aufmerksamkeit verdient.

diese in ihrer obersten Spitze, der Dynastie, aus dem politischen Leben der Nation ausgemerzt. Von niemandem spricht er, als von einem Parvenü, Plebejer und Plusmacher, mit so großer, bitter feindseliger Verachtung, wie von Yüan Schih-Kai, — und der ist heute Präsident der Republik. Also ist Kus Buch durch die Ereignisse überholt; aber kann Wahrheit durch Ereignisse widerlegt werden? Kus Buch ist voller Wiederholungen und Widersprüche; nicht weil es seinem Denken an Konzentration fehlte, sondern weil er minutiös denkt, wie der chinesische Maler die Haare eines Tigers, die Federn einer Wachtel und die Halme und die Knötchen der Halme in einem Bestand von Schilf sieht; minutiös bis zu dem Grade, daß er seines Weges im Denken so gut und fast noch besser inne wird, als seines Zieles. Hier ist auf einer kultivierten Stufe etwas, was man sonst bei Naturvölkern findet: mehr Psychologie des Denkvorgangs, als Logik der Gedanken. Und bei Ku sind die Wiederholungen und Widersprüche obenein die naiven und ehrlichen Zeichen sowohl der Wahrheit seines Denkens, als auch seiner Resultatlosigkeit. Es gibt wahre Gedanken allgemeiner Natur, deren jede Anwendung auf das Besondere falsch ist. Kus Gedanken ist moralisch, und darum greift er verzweiflungsvoll ins Leere, wenn er in die Politik, und wohl auch, wenn er in die Geschichte greift. Uns aber soll er grade darum wert sein, weil er mit seinen zeitlichen Irrtümern das Überzeitliche erkauft, wodurch er zu uns unmittelbar und verständlich spricht; wir haben zu seinen Umrisseu politischer

Typen die Beispiele bis zur Überraschung genau zur Hand, wenn wir wollen.

Seine Geschichtskonstruktion für die chinesische Tragödie der letzten Zeit ist folgende. Er rechnet erst von der Eroberung des Landes durch die Mandschus an. Diese sind eine Kriegerkaste von vornehmerm und heroischem Charakter und brachten dem chinesischen Volke das Eisen ins Blut, dessen es zu einer nationalen Kultur bedurfte. Kus Aristokratismus ist von einer rechten demokratischen Art; die Aristokratie ist für ihn nicht der große Zweck, sondern die große Ursache des kulturellen Lebens; kein Vorrecht, sondern eine Funktion und eine Pflicht. Um es mit einem vielleicht allzu gewöhnlichen Gleichnis zu sagen: der Käse kommt nur durch Kälbermagen zustande, aber er wird nicht aus Kälbermagen gemacht. (Es gibt jetzt freilich auch künstlichen Lab.) Solange die Energie und Vornehmheit der herrschenden Kaste ungeschwächt war, hielt sie auch die Energie und Umsicht der Gebildeten und die Energie und Treue des arbeitenden Volkes lebendig. Dann aber trat es, infolge einer langen Friedensperiode, ein, daß der Charakter der herrschenden Klasse sich schwächte. Da jede Kriegerkaste, nach Ku, außerstande ist, sich durch Ideen zu regenerieren, so verloren die herrschenden Mandschus ihre Fähigkeit, das Leben der Nation in der notwendigen Spannung zu erhalten. Dieses wirkte zuerst auf die geistige Kraft der Gebildeten verderblich ein, welchen unser chinesischer Autor die beiden Aufgaben stellt, das Volk zu erziehen und die Verteilung der

Güter zu organisieren; die Intelligenz des Landes ging in die Breite, statt in die Tiefe, und wurde grob und gemein. Dadurch wiederum kam es dahin, daß auch die Kraft des Landes, die an sich von der ganzen verderblichen Entwicklung nicht geschwächt wurde und, wie es scheint, niemals und nirgend geschwächt werden kann, die Kraft des Fleißes und der harten Arbeit der arbeitenden Klassen, schließlich doch von dem Verderben angefressen wurde, dadurch, daß ihr vernünftige Zucht und Ordnung und, vornehmlich, die adelnde Reinheit des Zweckes verloren ging. Dieses letztere faßt Ku so zusammen, daß er die wirtschaftliche Erkrankung, beiläufig nicht nur Chinas, sondern der ganzen Erde, nicht einer geschwächten Produktion, welche vielmehr zu geil und üppig blühe, schuld gibt, sondern einer unvornehmen und verschwenderischen Konsumtion.

Hier haben wir den ersten wichtigen Punkt, an dem uns der Chineser auf uns selbst führt, mag nun sein Geschichtsabriß falsch oder richtig sein. Wenn wir mit einem Worte sagen wollen, warum das neunzehnte Jahrhundert, für das man ja viele Namen gefunden hat, am besten das häßliche Jahrhundert heißen wird, so ist es dieses, daß der Schwerpunkt des Güteraustausches von der Konsumtion zu weit in die Produktion verrückt ist. Nicht das Bedürfnis veranlaßt die Gütererzeugung, sondern die Gütererzeugung veranlaßt das Bedürfnis. Ich weiß sehr wohl, daß das bis zu einem gewissen Grade nicht nur empirisch immer der Fall war, sondern auf der produktiven Natur des Menschen begründet ist;

aber eben auf den gewissen Grad kommt es an, und heute ist er überschritten. In dieser Präponderanz des Handels und der Industrie steckt ein so überhebliches aristokratisches Prinzip wie nur irgendeines, und hat, wie nur irgendeines, eine demokratische Hemmung nötig. Es kann einem Händler einfallen, Kattun mit Automobilen zu bedrucken und nach Afrika zu exportieren, mit dem Erfolg, daß jede schwarze Schöne sich in solchen Kattun wickelt; aber kein Mädchen von der Küste bis zum Viktoriassee hätte auf den Gedanken kommen können, sich einen Kattun zu wünschen, der mit Automobilen bedruckt wäre. Kein Mensch der Erde hätte sich jemals eine Metropolitheatervue gewünscht; aber man gibt sie ihm, dann nimmt er sie, und braucht sie. Mit jedem Selüft, das man dem Konsum einredet, schwächt man seinen Willen. Ein Volkswort sagt: Was der Mensch braucht, muß er haben; aber die moderne Wirtschaft denkt: Geben wir ihm lieber, was er nicht braucht. Für den chinesischen Moralisten ist, wie für Ruskin, die Ökonomie eine ethische Wissenschaft. Wir haben allen Grund, daß sie es auch für uns sei und wir sie aus dem Kreise der Zahlen in den Kreis des Willens zögen.

Die sogenannte Realpolitik, die der Bürger, nachdem er sich lange gegen sie gewehrt, jetzt auf seine Weise, wissenschaftlich maskiert, angenommen hat, wird uns höhnisch belehren, daß die Wirtschaft sich nach Gesetzen vollziehe, und daß über sentimentale Regungen dagegen die Geschichte stolz hinwegsetzt. Als ob sie nicht auch über Völker und Zivilisationen hinwegsetzte! Ku Hung-

Ming ist ein Chineser, und das will ungefähr so viel sagen wie ein Liberaler. Er selbst legt Gewicht darauf, festzustellen, daß der große Liberalismus, der als ein neues, moralisches Leben der Freiheit die alten, auf der Furcht beruhenden Bindungen der europäischen Gesellschaft abgelöst hat, von China stamme, als das letzte große Geschenk des Morgenlands an das Abendland. Die Jesuiten hätten die Kenntnis der chinesischen moralischen Schriftsteller und der chinesischen bürgerlichen Staatsordnung nach Europa gebracht und den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts übermittelt. Montesquieu, Voltaire und Diderot wiesen die Spuren davon auf. Aber der Liberalismus habe sich vulgarisiert, in Europa so gut wie in China; und indem Ku zu dem großen Liberalismus sich nicht anders als mit Hingebung bekennen kann, gegen den vulgären aber in haßvoller Feindschaft steht, gerät er zwischen die Parteien, wie der Samen eines Baumes zwischen zwei steinerne Grabplatten, der vielleicht erstickt wird, vielleicht aber keimt und die scheinbar fest gefügten Steine auseinanderhebt. Diese feine Situation hat ihresgleichen bei uns, sie ist es, die manchen Mann aus taktischen, nicht aus dogmatischen Gründen zum Sozialisten macht; von der Art, wie er sie nützt, können wir lernen. Als eine moralische Persönlichkeit, die er ist, läßt er sich weder von der Wissenschaft, noch von der falschen Schönheit verführen. Unser Liberalismus glaubt nicht mehr, daß er Gewalt nötig habe, um die Herrschaft zu gewinnen; unser Konservativismus traut sich nicht Gewalt anzuwenden, um sie zu sichern.

Der Chineser, der den Taipingaufstand und den Boxer-Krieg erlebt hat, nennt den Fanatismus eine „Vornehmheit, die rasend geworden ist“. Er beklagt die Raserei, er hätte es anders machen mögen, aber er beleidigt sie nicht, indem er sie für überflüssig erklärte. Er weiß: daß eines der Elemente der Evolution die Revolution ist; eines der Elemente der Kausalität der Wille; eines der Mittel der Entwicklung der Widerstand gegen die Entwicklung. Davon wollen die Vulgärliberalen bei uns nichts wissen; es gibt keine Lüge, die sie nicht bereit sind sich als Geschichte einreden zu lassen. Seit einiger Zeit haben wir nun bei uns ästhetische Konservative; das sind Leute, die zwar nicht mehr an Gott glauben, wie die Konservativen alten Schlages, aber es für schön und wünschenswert halten, daß an Gott geglaubt werde. Ku scheint sie von Schanghai bis Berlin zu durchschauen: „Der falsche Idealismus macht auf dem Gebiet der Religion und Moral Jesuiten, und auf dem Gebiet der Politik Machiavellisten.“ Und nun kommt sein Meisterstreich: Jesuitismus und Machiavellismus sind nach seiner Einsicht ein größeres Übel für das Land, als selbst Gemeinheit und Korruption; denn sie halten sich nicht lange in dem Gehirn, in dem sie entstanden sind und fruchtbar sein könnten, sondern sinken sogleich zu den ohne Genialität gewissenlosen Menschen hinab. Der arme Ku aber ist gezwungen, sich scheinbar um seine Achse zu schrauben; wohin er auch sieht, muß er sich abwenden. Dort ist ein Staatsphilosoph, der die Nation als Ganzes zum Raubtier von der modernen Fassung

machen will, dem einzelnen Menschen aber jede Pflicht Konfuzianischer Menschlichkeit auferlegt; dort ein anderer will den sittlichen Staat, aber jeder einzelne darf die Sittlichkeit über Bord werfen und darnach streben, wie er „die Palme ohne den Staub“ bekommen könne. Wir haben das so ungefähr auch, und nicht seit gestern, und wir hatten auch einen Mann, der sich wie Ku zwischen den Widersprüchen (der andern) zu drehen schien: Lagarde, dem die Zeit kein Schwert gab, und dem nichts anderes übrigblieb, als „Ähren und Ährchen zu sammeln für Gottes Kinder im Winterschnee“. Ohne Zweifel, Ku ist mürber als Lagarde. Die chinesische Moralität füllt seine Seele aus, wie der Löß die Falten des chinesischen Urgebirges füllt, der Löß, der keine Wälder, aber reiche Saaten von Hirse trägt, der mürbe Löß, aus dem man mit den Händen Höhlungen ausreiben kann, mürbe wie die chinesischen Schweine, mürbe und taftsam wie die chinesische Sinnlichkeit. Ku ist mürber als Lagarde, aber er ist auch wahrer, weil unhistorischer und menschlicher.

Und am meisten um dieser seiner Humanität willen verdient sein Buch es, daß wir darin uns selbst anschauen. Er spricht immer von Menschen, und um des Menschen willen. Würden wir etwa den letzten Schluß seiner Weisheit, Erziehung, annehmen, so geschähe es, weil der Schulmeister die Schlacht bei Königgrätz gewinnt und Aeroplane bauen lehrt. Es wird uns alles zur Institution, die Religion und der Geist so gut, wie die Freigeisterei und die Sinnlichkeit. Wir haben nicht die reine, einfache Verbindung vom Menschen zu den Dingen, die

er treibt. Was wir sind, und was wir tun, dazwischen klappt es dunkel und tief. Wir haben nur Fanatiker der Wahrheit auf Kosten anderer, ohne Güte und ohne Seele. Edikte, Staatsdokumente, selbst bei halbzivilisierten, orientalischen Völkern haben einen Klang von Anmittelbarkeit, der uns vollständig verloren gegangen ist. Wir sind überheblich gegen die Dinge und gegen die Menschen, und drücken das in vielen Formen aus, zum Beispiel als Humor; humoristisch, also vom zweiten Rang, sagt Goethe. Wir erschweren unsre Kolonisierungsarbeit durch Mission, und wenn die Mission angegriffen wird, sind wir so unlogisch (oder so jesuitisch), die Missionare zu verteidigen, die aber waren gar nicht angegriffen. Daß in unserm Parlament, in diesem Jahr, der Islam (für Afrika) verunglimpft wurde, war vielleicht jesuitisch, es war sicher überheblich. Wir verdanken dem Orient, außer dem Hellenismus und dem Christentum, noch manches; wir verdanken der Berührung mit ihm in den Kreuzzügen unser glänzendes dreizehntes Jahrhundert, und wahrscheinlich die Durchsüßung unsrer Theologie, aus der der einzige bis heute fortwirkende, durch keinen dreißigjährigen Krieg unterbrochene Strom des nationalen Denkens, von Eckhart bis Goethe, sich löste. In unsrer besten nationalen Kunst sind Orient und Okzident nicht zu trennen, die gotischen Dome beweisen es in den deutschesten Städten. Dürers Stephan Paumgartner grüßt zu einem chinesischen Porträt hinüber. Rembrandt aber sah persische Miniaturen und kopierte sie, er sah vielleicht auch japanische Holzschnitte, und der Turban

umwindet das Haupt mancher seiner edelsten Gestalten; Rembrandt, immer noch der Künstler einer Zukunft, weil er sich nicht überhebt, den Humor nicht kennt, und nie etwas andres war als ein kleiner, wirklicher Mensch. Als Europa das heilige Grab erobern wollte, brachte es ein Stück neues Leben an sich; und vielleicht hat uns auch China etwas Besseres zu erschließen, als seine Kohlengruben und Häfen. (1912)



---

## Politische Vorschule

In Deutschland, wo statt der Freiheit Anmaßung und Servilität zunehmen, hängen an der Politik, soweit sie Äußerung des Willens der Regierten ist, zu andern Lasten noch die Bleigewichte der Trägheit und der Gleichgültigkeit, schwerer als irgendwo. Schimpfen ist auch nur eine Form der Trägheit, Bildung zumeist eine Variante der Gleichgültigkeit. Kommt man aus romanischen Ländern nach längerer Abwesenheit ins deutsche Gebiet zurück, so ist es einem in politischer Hinsicht, als käme man von der Straße in die Stube.

Es gibt ja Stimmen, die unserm heutigen Volk überhaupt einen Mangel an politischem Talent zuerkennen; so wie wir zwar deutsche Maler hätten, doch keine deutsche Malerei. Indessen wäre mit einer solchen Feststellung um so weniger gewonnen, als zwar die Künste Jahrhunderte der Brache unbeschadet überstehen können, die Politik aber nicht; der Gaul muß seinen täglichen Haber kriegen, und sind es nicht Körner, so ist es Stroh. Die taube Unlust unsres öffentlichen Lebens ist nicht abzuleugnen; aber es hat keinen Sinn, ihre Ursachen in den Nebeln der Völkerpsychologie zu suchen. Wir

finden sie näher; wir finden sie darin, daß wir die Formen unsres Staatslebens, diese modernen Formen, deren Mutterlauge die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts war, noch nicht zu handhaben fähig sind, oder daß sie für uns prinzipielle Fehler haben, wie ein Rock, der, mag er von noch so gutem Tuch und Schnitt sein, doch nicht sitzt. Wir müssen also lernen — oder umlernen.

Zum Vergleiche halte man neben den Deutschen als Bürger seine Stellung als Soldat. Artikel 57 der Reichsverfassung lautet: „Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.“ Frei von diesem Gesetz sind bekanntlich nur Ehrlose (Zuchthäusler) und einige zu hoch Gebehrte (Fürsten), auch die katholischen Theologen, wenn sie bis zu einem bestimmten, über das sonstige Feststellungsjahr hinausgerückten Termin die Weihe des Subdiaconats empfangen. Alle übrigen tauglich befundenen Männer verlassen auf Jahre ihren Beruf oder die Vorbereitung dazu, um das Kriegshandwerk zu lernen, machen später noch Übungen, werden regelmäßig kontrolliert und bleiben bis ins hohe Mannesalter auf den Ruf zu den Waffen bereit.

Ein Volksheer ist natürlich auch dieses, sonst gewaltige und bewundernswerte Institut noch nicht; es ist nur das Werkzeug in einer Hand, auf die es keinen Einfluß als den seiner Schwere und Handlichkeit, also keinen Willenseinfluß ausübt. Der Krieg, für den die Millionen Gut und Blut zu Markte tragen, kommt über

sie, ohne daß sie ihn mit einigem Bewußtsein wollen und ohne daß sie ihn verstehen; die zu seiner Durchführung nötigen Leidenschaften sind nicht spontan, sondern müssen künstlicher Weise eingeimpft werden. Selbst abgesehen aber davon, daß das Volk, welches schießt, und das Volk, in dessen Interesse, günstigenfalls, geschossen wird, zwar zu einem Teil personell, im Geiste aber ganz und gar nicht ein und dasselbe Ding vorstellen, von einem Volksheer kann man so lange nicht sprechen, wie es von der Kluft zwischen Offiziersstand und Mannschaft in zwei Teile zerrissen ist, ungefähr dem tiefsten Riß, den irgendein europäisches Volk zu schwären und zu heilen hat.

Dennoch ist diese allgemeine Wehrpflicht, wie sie ja auch unser Eigengewächs ist, das Beste, was wir haben. Wir verdanken ihr die Zivilisierung des Soldaten, dem niemand mehr seine Berufslaster romantisch verklärt und verzeiht. Wir verdanken ihr, mehr als dem Budgetrecht, die wachsende Vorsicht und Gewissenhaftigkeit der Regierenden, für die zum Beispiel der Ruhm kein Motiv mehr zum Kriegführen ist, und die schon an der naturgemäß angeschwollenen Größe der Armee eine Hemmung vor-eiliger Gelüste und Entschlüsse erfahren. Das Wichtigste indessen ist die moralische Tatsache, daß die Wehrpflicht jeden von Kindesbeinen an lehrt: ich habe Jahre meines Lebens, üppigste Ktäfte meines Leibes und Verstandes, vielleicht das Leben selbst, für die Gemeinschaft hinzugeben, in die ich geboren bin. Ist es nicht erstaunlich, daß dieser Gedanke nur in seinem Bette läuft?

daß er nicht die Vorschule eines kräftigen, allgemein politischen Bewußtseins wird? Nicht darum handelt es sich, Politik ins Heer zu tragen; nicht darum, aus Soldaten Sozialisten zu gewinnen; sondern die Köpfe hell zu machen, bis sie einsehen, daß die allgemeine Wehrpflicht ein Stück Sozialismus ist — dem andre folgen müssen.

So gewiß jede Kritik von Utopie lebt, so gewiß stammt jede Utopie von Kritik her; seien wir Utopisten. Es wäre ein Staat zu denken, an dessen Hauptarbeiten, genau wie heute schon an der militärischen, jeder Bürger teilzunehmen hätte. Ein Jahr Soldatenzeit, ein Jahr Kanal- und Wegebau, drei Jahre Verwaltung und Richteramt für jeden, aufgeteilt nach zeitlichen Perioden, zugeteilt nach der Befähigung. Wir haben winzige Ansätze dazu in den Schöffen und Geschworenen, und außerdem, wenn sich die Städte selbst verwalten, warum sollte es nicht auch der Staat? Den Begriff der Verwaltung, heißt das, politisch genommen und nicht in dem technischen Sinn von Kreis- und Provinzialversammlungen. Leichtsinelige Frage, schwermütige Antwort: weil die beiden Einheiten, Volk und Staat, von ihrer Geschichte her nicht identisch sind; ihre Aufgabe für Jahrhunderte ist, daß sie es werden.

Vorläufig wächst die Sintflut des Beamtentums auf der einen Seite, und auf der andern die Berufsbefessenheit. Die einzige unmittelbare politische Handlung des Deutschen, die so real ist wie der zweijährige Tornister des Soldaten, ist der Stimmzettel. Das Wahlrecht aber

ist, an der Wehrpflicht gemessen, ein pures Nichts; es sammelt keineswegs die politischen Instinkte, sondern es neutralisiert sie. Den Zettel in die Urne, die Urne gestürzt und ausgezählt, dann hat der Herr Abgeordnete das Wort, auch er ein Beamter, ein Funktionär und Söldner. Es besteht die Voraussetzung, daß er kein imperatives Mandat habe; aber er hat ein solches doch, und zwar von der Partei. Mit seiner Wahl ist zum mindesten die ganze gegnerische Wählerschaft von jedem politischen Leben, außer der Vorbereitung fürs nächste Mal, ausgeschlossen; und überhaupt niemand, weder Freund noch Feind, hat ein Recht auf Entscheidungen bestimmter vorliegender Dinge. Wir haben im Reich zwar die direkte Wahl, aber damit noch bei weitem nicht eine direkte Politik der Bürger; und prinzipiell ist es kein Unterschied, ob ich den wähle, der für mich entscheidet, oder den, der erst wieder einen andern wählt, der entscheidet. Psychologisch betrachtet, hat sogar der letztere, der indirekte Modus Vorzüge, solange, oder in allen Fällen, wo der Abgeordnete doch eine Art Vormund ist; in Preußen (. . . und Sachsen) ist nicht die indirekte Wahl an sich, sondern die Einteilung in drei Klassen, nach keinem andern Maß als dem schnöden des Geldes, das Hindernis der politischen Gestaltung. Was der direkten Wahl einzig den Vorrang gibt, ist die Fiktion, als sei sie schon eine direkte Politik. Sie ist es, wie gesagt, nicht. Und da sie Entscheidungen nur über Prinzipien und Programme auferlegt, nicht über konkrete Dinge, so erzieht sie mehr zur Kannegießerei,

Halbbildung und Wissenschaftsafferei, als zur politischen Tat- und Entschlußfähigkeit. Der natürliche, Kräftebefreiende Schritt über die direkte Wahl hinaus wäre das Referendum — ein Problem für übermorgen.

Kommt der Bürger nicht weiter als bis zur Urne, so der Abgeordnete nicht weiter als bis ins Parlament. Da wird geredet und gebissen, zuweilen gekämpft, und immer abgestimmt. Die Abgeordneten sitzen fest in ihren Parteien, und das schönste deutsche Erbteil, die Ideologie, wird in Kleinmünze verschwendet. Eine entmannende, entnervende Sachlichkeit ist so sehr zum Wesen dieses ganzen Betriebes geworden, daß wir uns die Augen reiben, wenn wir in den Biographien verschollener, oder auch bloß englischer Politiker lesen, daß sie Männer von Fleisch und Bein, mit Ehrgeiz, Sinnlichkeit, Stolz, Neid und allen Leidenschaften waren, um diese Leidenschaften gegenseitig wußten und mit ihnen gegeneinander um die Beute rausten; wir kämen uns indiskret vor, wenn wir bei unserm Politisieren nach etwas anderm sähen, als nach den Gründen, nun gar nach den Imponderabilien des Charakters. Wohlverstanden: es geht natürlich nur um Gründe. Aber daß sie ihre feurige, idealische Lebenskraft einbüßen und am Ende aller Aufregung als caput mortuum zurückbleiben, das ist zu beklagen und ist Folge und Ursache der politischen Bleichsucht. Es ist seit lange bekannt, daß unsre Parlamente sich aus der geistigen Mittelmäßigkeit rekrutieren und also zwar die Spezialarbeit fleißig geleistet

wird, am schlechtesten aber das wegkommt, worauf die ganze Institution beruht, das Ideelle.

Denn wenn sie eine politische Realität im großen Stile sein wollte, dann müßte sie die Fähigkeit haben, so wie sie selbst aus der Masse der Bürger herausgebildet ist, so aus sich die Regierung herauszubilden. Abgeordnete als Minister, das ist in Deutschland weiter im Feld als in jedem andern Lande Europas; so wenig ist dieses Volk geeint. Und doch ist ein Parlamentarismus, der nicht zu regieren berufen ist, Zwitter und Unding; ein solcher kann auch nicht fähig werden, zu regieren, und muß stocken und sumpfen. Das konservative Schreckgespenst von der „Parlamentsherrschaft“ ist, wenn man ihm die Ehre antut es als einen Gedanken anzusehen, ein ungeheuerlicher Irrtum. Nicht die Parlamentsherrschaft wäre in Deutschland die Folge von einer Durchlässigkeit zwischen Parlament und Regierung, sondern die Volksherrschaft, — die heute auf seine Weise jedermann will. Genau wie durch die Wehrpflicht der Soldat zivilisiert wurde, genau so würde das Volk aristokratisiert, wenn — ja, wenn Deutschland nicht einem Baume gleiche, in dessen Säftekreislauf zwei undurchlässige Querschichten eingewachsen wären — zwischen Volk und Volksvertretung, und zwischen Volksvertretung und Regierung. Wie das Ding auf diese Weise leben kann, ist ein Rätsel, vielleicht treiben die einzelnen Abschnitte Luftwurzeln; jedenfalls ein botanisches — und politisches Monstrum.

Stagnierende Verhältnisse können durch Entwicklung

innerhalb ihrer selbst nicht besser werden. Mit Katastrophen, gewaltsamen Zertrümmerungen irgendwelcher Art, ist, im doppelten Sinne des Wortes, nicht zu rechnen; und damit scheidet sowohl das Referendum als auch die Regierungsfähigkeit des Parlaments aus den Heilmitteln gegen den politischen Schwachwillen aus. Es bleibt nur eine Stelle für etwas Neues und Mögliches: das ist das Verhältnis zwischen den Wählern (nicht bloß der Partei!) und ihren Abgeordneten. Zwischen den beiden wäre eine Verfassung einzuschieben, und der schlechte Zustand aus der Welt zu schaffen, der heute, noch dazu Krummerweise, gilt: daß der Abgeordnete nur Vertreter des (abstrakten) ganzen Volkes sei. —

Die Redaktion der Zeitschrift, die den obigen Aufsatz veröffentlicht hat, hat einen Brief für mich empfangen, einen Brief ohne Unterschrift, versteht sich: einen groben Brief, worin ein Hämorrhoidarius, der sonst vermutlich am Biertisch das große Wort führt, sich darüber beklagt, daß allerorten, nicht nur in Studenten-, sondern wohl gar in Schülerzeitschriften zum Politisieren aufgeregt werde. Die Berufenen machten es schon schlecht genug; was würde erst herauskommen, wenn die Unberufenen, die künstlich wider ihre Natur dazu Gereizten, Maul und Meinung frei bekämen! Daß ein Anonymus grob wird, ist nicht verwunderlich; und daß er unlogisch wird, — auch nicht. Wenn ich ihm dennoch antworte, so braucht er sich nicht zu bedanken; es geschieht nicht um seinetwillen.

Zuvörderst ist es mir nicht eingefallen, in dem Froschchor mitzutun, der zum Beispiel nolentem volentem den Dichter in das politische Tagwerk verführen will. Ich verbiete natürlich das Politisieren auch dem Dichter nicht; aber ich verlange es nicht von ihm, und vielleicht widerriete ich es ihm, wenn ich ihn besser kannte. Daß ich hier nicht von dem Privatmann spreche, von dem Dichter Herrn Soundso, der Steuern zahlt, ist selbstverständlich; ich spreche nur von dem Dichter, der dichtet. Den vermag ich gar nicht anders als in der Nachbarschaft des Musikers zu sehn, und ich stimme Gottfried Sempers Ausspruch zu, daß keine Kunst sich dem legislatorischen Rückhalt der Musik und der Architektur entziehen könne. Architektur und Musik aber, wie könnten die überhaupt politisieren? Selbst wenn die eine einen Reichstagsitzungsjaal errichtet und die andre eine Marseillaïse erfindet, können sie es nicht und wollen es nicht. So auch der Dichter, welcher frei ist, bevor eine Politik ihn frei zu machen braucht, ein Liebender nach Plato, Bewohner der wirklichen Welt, — welche die unwirkliche ist. Und darum ist er der unmittelbaren sozialen Mitarbeit entzogen, wenn auch nicht der mittelbaren. Er und seine Geschwister nämlich sind es, die den Menschen vorbereiten, formen und bilden, um dessentwillen es sich überhaupt erst lohnt Politik zu treiben; und ein lyrisches Gedicht von der rechten Art enthält an bewegenden Kräften mehr, als ein Zentner Streitschriften und Abhandlungen.

Darum: „singt, Heroen!“ und laßt euch das gute Gewissen eines abseitigen Sinnes nicht trüben. Laßt euch

nicht in einem schwachen Augenblick von irgendeinem verglühten oder verflühten Bruder, Halbbruder oder Cousin zur Selbstzerfleischung oder gar zur Selbstverachtung einschüchtern, weil ihr zu eurer zweideutigen, spinnwebenden und lufthäuserbauenden Gabe nicht auch die Tugenden des Bürgers noch dazu hättet. Ihr habt sie, alle, glaubt es dem Bürger, und wäret ihr so geil wie Affen, so eitel wie Voltaire und so verräterisch — wie ihr seid. Obendrein erst habt ihr allein „der Eroberung Recht, wie Bacchus“, und nur ein Unverschämter fordert Unterwerfung und Dienst der Stunde von euch.

Nicht also gegen die Dichter und sonstige Künstler richtet sich der Vorwurf der „politischen Bleichsucht“. Sie tun ihre Schuldigkeit in jedem Fall. Aber der Kaufmann, zum Beispiel, tut sie nicht, wenn er bloß Geschäfte macht, reich wird und darauf vertraut, daß, nach Schillers Wort, das Gute sich von selbst an seine Tätigkeit knüpfen werde. Vor hundert Jahren schrieb ein berühmter märkischer Junker in Briefen und Memoiren statt des Wortes „Bankier“ immer nur „Wucherer“; ganz sachlich, ganz ohne Verachtung, so tief saß die Verachtung. Unter Wilhelm II. würde ein Fürst Hohenlohe und selbst ein Marwitz dergleichen nur wagen, wenn er die Absicht hätte, zu kränken, sich zu rächen oder sich eine Genugthuung vorzuspiegeln, an die er selbst nicht mehr glaubt. Der Stand des Kaufmanns hat alle Illegitimität verloren; und damit auch das Recht, ausschließlich seinen Vorteil zu suchen und sich um das Wohl der Menschengeschlechter nicht weiter zu kümmern.

Heute aber beherrscht uns wohl, summarisch gesprochen, der Kaufmann; aber uns regiert immer noch die Handvoll Familien, die sich dazu das historische Recht zuschreibt. Für beide Mächte ist das ein demoralisierender Zustand geworden, und der Zynismus einer ausschließlichen Interessensvertretung hat alle Scham offenkundig verloren. Schämen sollen sich womöglich heut statt dessen die wenigen Männer im Volk, denen Politik im Grunde eine moralische Angelegenheit, eine Aufgabe des sich selbst bestimmenden Menschen bedeutet. Es ist aber die höchste Zeit, daß Deutschland wieder seine politischen Ideologen bekommt; es wird sonst zu dumm, dieses Deutschland.

Was geht der Kaufmann uns an? Wenn er arm bleibt, nichts; und wenn er reich wird, noch weniger. Wir sind aber toll genug, ein Stück Poesie des Lebens von ihm zu verlangen, und nicht die banale des bei der Arbeit aufgesuchten Bürgers in einem Freytagschen Kaffeesackroman, sondern die der venezianischen Republik oder des alten Hansenstolzes, der fragen durfte: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?“ Nur wenn er Macht hat — unmittelbare, eingestandene, kodifizierte Macht, nicht die des Vorsaals, der Hintertreppe und der „unschuldigen“ Korruption —, könnte er uns sogar seinen Reichtum erträglich machen. Gibt es etwas Aberwitzigeres, für die satirische Komödie Reiferes, als einen deutschen Kaufmann, der Bilder tauscht, Theater subventioniert und sonst den Mäzen spielt? So augenscheinlich sind sie vom Geist gefallen.

Nämlich: Politik ist die vorläufig einzige, jedenfalls erste und nächste Form des Geistes, deren eine dem Materialen hingeebene Welt noch fähig ist. Eben diese, von niemandem als dem Stumpfsinnigen bestrittene Materialität des modernen Lebens verpflichtet zur Politik, als dem Minimum des geistwürdigen Menschentums. Dieses ist der Grund, daß wir um der Politik willen vom Dichter, Künstler und Religiösen nichts, vom Kaufmann alles zu fordern haben. Wobei der Kaufmann natürlich nur ein Beispiel ist.

Und zwar ein Beispiel des tätigen Menschen. Auf die Gefahren unbedingter Tätigkeit hat schon Goethe warnend aufmerksam gemacht; mit wieviel Recht, das erleben wir von Tag zu Tag beängstigter, indem wir sehen, daß diesem eigensten Typus unsrer Zeit, dem unbedingt Tätigen, alles Geistige zum Genuß seiner flüchtigsten, schlaffsten und müdesten Stunden geworden ist. Wovon die notwendige, durchaus unabwendbare Folge ist, daß das Geistige, welches den Namen noch verdient, seinen Weg immer weiter von der Volksgemeinschaft abseits nehmen wird. Ein Volk, das Geistiges empfangen — nicht bloß wie den Tiger im Käfig oder im Stellingner Park angaffen — will, muß selbst erst geistig sein, und das kann, wie gesagt, ein ausschließlich tätiges, arbeitendes und erwerbendes Volk nur dadurch werden, daß es politisch wird.

Die Menschen sind von ihrer Regierungsform so wenig unabhängig, wie sie es von den göttlichen Mächten sind. Sie mögen noch so sehr spotten, beweisen und die Augen

schließen, es hilft ihnen nichts: welcher Kaiser — oder heimliche Kaiser — sie regiert, das haben sie bis in jede Lebensfunktion auszubaden; es gibt nichts Privates. Darum müssen sie ihre Regierung wollen. Sie dürfen vom Staat nicht den Begriff eines notwendigen Übels haben, an das man keine andern Wünsche zu richten hat, als Diogenes an Alexander: Geh mir aus der Sonne. So sehr müssen sie ihn wollen, daß sie zum wenigsten an ihm zu Künstlern werden; und dieses Wollen gilt es nun endlich zu lernen. Es ist einstweilen wichtiger, daß sie wollen, als daß sie schon wissen, was sie wollen.

Die Forderung richtet sich also vorzugsweise an den tätigen Menschen und Bürger, und lautet: Politik zu treiben, als das Minimum des Geistes, ohne welchen der Name Mensch über die zoologische Bedeutung nicht hinauskommt. Darin gilt es zu üben, dazu nötigenfalls zu verführen, so gut wie jede Erziehung mehr Verführung in sich schließt, als die guten Jungen merken.

Von solch einem erzieherischen Grundgedanken ist mein Vorschlag ausgegangen — gebe man ihm einen so kleinen Namen, wie man will: Anregung, Keim, Beunruhigung, Utopie; es ist schon nicht wenig, wenn er nur etwas von dem allen ist: der Vorschlag, zwischen die Wähler und ihre Abgeordneten eine Instanz einzuschieben. Ich habe genug von Volksversammlungen, Bezirksvereinen, Wahlausschüssen und ähnlichen Einrichtungen gesehen, um zu wissen, daß sie die Politik nur immer gröber materialisieren; daß sie den Willen nicht

frei, sondern betrunken machen; daß sie das Gewissen nicht wecken, sondern betäuben. Sie dienen naturgemäß der Partei, und also sind sie Instrumente anonymen, unkontrollierbarer Machtorganisationen, nicht der Moral.

Damit ist keineswegs etwas Prinzipielles gegen die Partei gesagt. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß, den Begriff unangetastet, die Parteien immer in der Gefahr sind, in ihrer vermeintlichen historischen Fixierung zu beharren und dadurch wahre Seuchenherde von Lüge und Heuchelei zu werden. Daß z. B. die große agrarische Bewegung dem Konservatismus aufgepfropft bleibt, gehört zu den größten Unglücksfällen unsrer innerpolitischen Entwicklung. Und wer hat es nicht mit Erstaunen erlebt, daß politische Fragen sich in technische verwandelt und dadurch all ihr Sift verloren haben? Goldwährungsmann und Bimetallist standen einmal einander gegenüber, wie etwa Atheist und Bibelgläubiger; wer lacht darüber heute nicht, wer schämt sich nicht darüber? Es könnte mit dem Streit zwischen Schutzzoll und Freihandel ähnlich ergehen, die Engländer machen es uns schon lange vor.

Entgiftungen solcher Art erschwert die Partei. Sie wären die Aufgabe der politischen und ökonomischen Wissenschaft, wenn diese nur nicht selbst in hohem Grade dem Parteiwesen verschrieben wäre und, sobald sie sich rein und frei hält, ihre Lebensschüler mit der Laterne suchen müßte.

Denken wir uns im Reiche oder in einem der großen Bundesstaaten auch nur einen Wahlkreis, in welchem

die — nehmen wir an: drei Parteien fähig und willens wären, nach stattgehabter Wahl wieder voreinander den Hut abzuziehen und jede aus der Hand der andern ein Stück Brot, wenn's auch nur ein Stück Wahrheit ist, zu nehmen. Sie wählen, ohne Proportionalität zu ihren erreichten Stimmen, jede aus sich die gleiche Anzahl, etwa sieben, Mitglieder zu einem ständigen Ausschuß. Zu den einzelnen Mitgliedern hat jeder Wähler soviel Zutritt, wie ihm das mitbürgerliche Zusammenleben gewährt; zum Ausschuß selbst die mitberatende, aber nicht mitbeschließende Teilnahme an gewissen, für diesen Zweck vorzunehmenden Sitzungen. Gleichfalls zu gewissen Sitzungen des Ausschusses darf, zu einer bestimmten muß der Abgeordnete des Wahlkreises erscheinen.

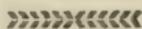
Wir haben Vereinsfreiheit; alle Abmachungen können diskretionär sein; kein Gesetz steht dieser spontanen Neuschöpfung im Wege. Findet sich ein einziger Kreis, der sie wagt, so folgen andre, folgen viele, bis das Gesetz kommt, das sie befehlt.

Ja, und was zum Teufel sollen diese feindlichen Brüder miteinander reden, was beraten? Soll man sie zusammensperren, daß sie einander wie Löwen bis auf die Schwänze auffressen? Nun denn: wenn dieser erste, dieser letzte Einwand stimmt, so können wir freilich einpacken. Dann sind das nicht Menschen, die zu einem Volke zusammenwohnen können, sondern sind ein Stimmvieh, wie es sich kein Demagoge von hüben und drüben stumpfer wünschen kann. Aber der Demagoge irrt sich.

In seinem unbezweifeltesten Parteigänger stecken frontierende Kräfte; jedes Privatgespräch lockt sie, oft zum Erstaunen, hervor, und man sollte sie nicht legitimieren können? Diese Menschen sprechen dieselbe Sprache; das Unrecht brennt sie mit derselben Glut. Sie sind unwissend, und man kann sie belehren; sie sind voller Erfahrungen, und was sie davon zu geben haben, ist mehr wert, als Statistik. Heute allerdings schweigt ihre Erfahrung, und nur ihre Unwissenheit, gepaart mit Unverantwortlichkeit, tut den Mund auf. Aber soll das immer so bleiben?

Wir gestehen freimütig, daß wir es auf Parteizersetzung abgesehen haben. Die alten Schläuche! Und der neue Wein? Wir glauben nicht an den Frieden, — und sind doch auf Versöhnung aus. Niemand sollte sich herausnehmen, einen Menschen zu kränken, der nicht auch bereit wäre, ihn körperlich totzuschlagen. Und ein Volk darf in sich selbst nur dann die Unversöhnlichkeit der Gegensätze hegen, wenn es sich auch vor dem Bürgerkrieg nicht scheut.

(Juni-Juli 1914)





## Der Krieg

Seit vielen Jahren sprechen wir in Deutschland vom Krieg; die meisten mit Unglauben, als ob es nicht möglich wäre, daß die durch Aktien und Gesittung einige Welt sich je noch bis aufs Blut entzweien könnte; andre vertrauten zwar, durch die Geschichte und durch etwas Erößeres noch belehrt, nicht von weitem darauf, daß die Schicksale der Völker mit der Elle des Rechthabens, Besserwissens und Gutwollens zu messen wären; aber was für ein Bild des Krieges hatten selbst diese in ihrer Vorstellung? Wir schicken Tag für Tag viele Hunderttausende von Menschen unter die Erde, Kohle zu hauen und Erze zu brechen; und da ist nicht ein Tag, der nicht Verstümmlung und Tod gäbe, und kaum ein Jahr, wo nicht ein einzelner Wetter- und Feuerschlag so viele Opfer mit so vielen Qualen dahinraffte wie manche schulberühmte Schlacht. Nichtsdestoweniger lassen wir uns unbekümmert von unsern Öfen wärmen und sehen den Blutschleier nicht, der um unsre Lampen gewoben ist.

So ungefähr dachten wir zwar nicht, aber fühlten den aus der Zukunft herdrohenden Krieg; und nun ist er

da; und alles, alles ist anders. Jetzt ist kein Haus in Deutschland, in das nicht das Ungeheure hineingriffe, kein Haus und kein Herz. Und seltsam, in dem Augenblick, wo es gesagt wird: das Ungeheure, ist es schon nicht mehr ganz wahr. Ein Krieg, der an waffentragenden Männern mehr aufrief, als große Königreiche an Einwohnern, mit Frauen, Greisen und Säuglingen, fassen; der die Wirtschaft bis in jedes Kontor und bis in jede Küche zittern macht; und der das Gesicht der Erde umformen wird; ein Krieg überdies ohne Briefe vom Lager in die Heimat und zurück, grausamer der Abschied, weg- und zielloser die Gedanken der Hoffnung, als irgendwer im Zeitalter der unbehinderten Telegraphen sich hätte träumen können, — ein solcher Krieg ist schon, nach wenigen Tagen des Grundbebens, hingenommen wie die Notwendigkeit, gegen die es kein Sträuben gibt, auch nicht das des Wunsches. Das aber war keine dumpfe Ergebung von Sklaven; noch die Gedankenlosigkeit von Spießbürgern, die von dem Trügerischen, das in allen komplizierten Organisationen liegt, sich zur Gewöhnung hätten eindämmern lassen: es war die moralische Kraft, bewußt und groß, und hat selbst den mit Staunen überwältigt, der das Volk in diesem Volke zu kennen glaubte und liebte.

„Unsre Leute sind zum Küssen,“ schrieb Bismarck 1866 aus dem Felde. War das so im Rausch und Sturm der Schlachten, und hätte auch diesesmal niemand es anders erwartet, so ist, was wir jetzt gesehen und erlebt haben, doch noch darüber. Es ist der Krieg ohne

Schnaps, des Leibes und der Seele. Es sind Soldaten, die auf dem Wege zur Front Limonade vertragen; Soldaten in grauen, auslöschenden Uniformen — wie bleiben dahinter die Monturen von ehemals zurück, deren Vorbild ein federbunter Hahn war und die häßlich waren, weil sie nur einen Sinn für den Einzelnen, Herauszuhebenden und Stolzierenden hatten, nicht aber für die Vielen im Verband. So das Kleid, und so der Mann. Ich habe nicht einen betrunkenen Soldaten in diesen Tagen gesehen und, was noch mehr sagen will, nicht einen prahlerischen. Festigkeit, Treue, Pflichtgefühl und Zucht und, wo immer die Männer zum besondern Gespräch zu haben waren, die ungetrübte Bewußtheit, worum es ihnen und dem Lande geht, diese Tugenden des Friedens werden unsern Krieg ausfechten. Ja, wie, nach dem Lehrsatz, der Krieg die Fortsetzung der Politik ist, so wissen wir jetzt: er ist auch — und wir werden einzugehen haben, in höherem Grade — die Fortsetzung des Friedens. Für immer sind die Romantiker des Krieges widerlegt; der Spuß einer ganzen Philosophie ist weggeblasen; niemand darf fortan den Frieden verdächtigen, niemand braucht ihm zu mißtrauen.

Das ist der erste, unverlierbare Gewinn dieser Wochen, ein Sieg vor jedem Sieg.

Der zweite sollte die Einsicht sein, daß dieses Volk die Wahrheit verdient. Ich fuhr in einem der fast ununterbrochen nach den bedrohten Grenzen rollenden Militärzüge; als es aus irgendwelchem Grunde extra langsam ging, sprang ein junger, gewandter Kerl hinaus,

pflückte aus einer Pflanzung am Bahndamm eine Sonnenblume und enterte wieder seinen Wagen. Alles war entzückt, und sobald der Zug, was ein paarmal vorkam, auf freiem Felde hielt, sprangen ein Dutzend Leute aus den Türen, brachen für sich und ihre Kameraden Birken- und Weidenzweige und schmückten die Wagen. Nichts von Lärm oder Roheit dabei, nur das festliche Gefühl, das den Kranz und die Blume will. (Ihr Dichter, hinkt dem allen nicht nach, ihr holt es doch nicht ein; ihr müßt, jetzt müßt ihr wieder fliegen, sei es voran, sei es darüber hinaus.)

Vorher aber hatte ich viele dieser jungen und älteren Männer Abschied nehmen gesehen, oder wie sie am Abend und in der mondhellen Nacht einzeln oder paarweise zum Dorf hinausgingen. Keiner, der nicht still gewesen wäre, Keiner, der sich betäubt, Keiner, der dem Leid und den Tränen das Recht versagt hätte. Im Wirtshaus sagte ein Mann zu mir: „Wir sind alle nicht begeistert diesmal, wir sind nur ganz fest.“ Er verstand unter Begeisterung das Flüchtige, vielleicht sogar das Egoistische des Aufschwungs. Er und alle wußten, daß die Zeit nicht das Verschäumende, Verschwendende der Seele dulde, sondern den letzten Tropfen wolle. In allen erzeugte sich von selbst Heinrich Kleists vor mehr als hundert Jahren ergangene Frage: „Was gilt es in diesem Kriege? Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind auf dem Gebiete der unermesslichen Welt?“ — und dieselbe Antwort: „Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendfältig,

einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen." Dabei stellte es sich heraus, daß sie nicht sonderlich von sich als Deutschen redeten, so sicher ruhen sie in sich, und bedürfen weder des ethnographischen Absinths der Franzosen noch des religiösen Wudkis der Russen, um ihre Aufgabe zu fühlen. Auch weiß sicherlich jeder von ihnen mehr von Frankreich als die Franzosen von uns. Jedes politische Gespräch begann natürlich mit den serbischen Nordbuben und dem Betrüger von Zar. Wurde dann aber die Karte aufgeschlagen, der Flickenteppich auf dem Balkan gemustert, die Grenzen der europäischen Staaten, in den Hauptkreuzungen durch Geschichte und Nationalität, mit dem Finger abgelaufen, so verstanden die meisten, daß Politik und Krieg nicht durch ein noch so empörendes Einzelereignis zustande kommen. Aber der Kampfesmut wurde davon sichtlich nicht geringer, sondern größer, gerammter. „Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt!“ — Sollte dies Gefühl eines deutschen Genius, Hölderlins, nicht festeren Mut in den Seelen glühen, als eine überrumpelnde Formel es vermag? Wir brauchen die Redigierung der Emser Depesche nicht mehr. Wer in irgendeiner Form dem Volke Schnaps gibt statt Brot, versündigt sich an ihm, schlimmer noch: er beleidigt es.

Wir werden auch morgen leben, und nicht früh genug können wir anfangen, für morgen zu lernen. Ich war auch in der Kirche. Lösen sollte sich in der Gemeinschaft der Reifen höllischer Beklemmung, der uns alle

in jenen ersten Tagen der Entscheidung bis zur Un-  
erträglichkeit umfaßt hielt. Choralgesang, so dürftig er  
zusammenrieselte, doch ewiger Melodie, Psalmen unsres  
Königs David, Gebetsworte von Moses, dem Manne  
Gottes — durchdrangen jedes Innerste. Sind sie nur  
groß und schön? Sind sie nicht vielmehr wirklich und  
wahr, in der Wirklichkeit längerer Zeiten, als sonst von  
den dahinfließenden Menschengeschlechtern gemessen  
werden, in einer Wahrheit für mehr Tausende, als der  
Verstand des Verständigsten Einzelne anrührt? Aber  
darnach kam der Pastor und sprach, sprach ganz gut;  
gewiß nicht schlechter, besser sogar als der Durchschnitt  
seiner Amtsbrüder; und gab doch nur, was jetzt jede  
Zeitung uns gibt. Er zitierte Schiller und Moltke  
— die gehören nicht in die Kirche. — Er unter-  
schlug, daß in der Spalte neben dem allzu geschickt ge-  
wählten Lied ein andres stand: von dem Friedensfürsten  
Christus; — vermag er diese evangelische Verheißung  
nicht mit Kriegs- und Schlachtengesang in Einklang zu  
bringen, so mag er bei alten Indern in die Schule gehn.  
Er sagte: jetzt seht ihr, daß ihr Gott braucht; statt  
zu sagen: ihr seht jetzt, daß ihr Gott habt.

Nicht um zu tadeln, erwähne ich das. Aber wenn die  
Wasser sich verlaufen haben, soll ja, dies unsre zuver-  
sichtlichste Hoffnung, eine neu grünende Erde sich vor  
uns breiten. Die wollen wir so einrichten, daß es nicht  
mehr eines Äußersten bedarf, geschweige daß auch nicht  
ein Äußerstes imstande wäre, uns auf einen Ernst zurück-  
zuführen, der jeder Wahrheit die Ehre gibt. Wir

haben die feierliche Erklärung aus dem Munde des höchsten Reichsbeamten gehört, daß, was immer geschehen möge, der 4. August 1914 einer der höchsten Ehrentage des deutschen Volkes bleiben werde. Wir alle wissen, was gemeint ist. Daß die Sozialdemokraten mitgehen würden, hat nur der eigensüchtige Parteigeist bezweifeln können, der gestern noch verblindet, morgen aber ruchlos heißen mußte. Auch ist das Verdienst nicht so groß, lieber eine Flinte abzuschießen als eine Kugel vor den Kopf zu bekommen. Aber wer hingehorcht hat, weiß, daß sie nicht bloß taten, was sie sollten, sondern daß sie es freudig taten. Ja, sie taten es freudiger, als sie selber es Wort haben wollten; eine Scham hielt ihnen die Rede im Banne, — Scham ist ein Kind des Geizes, möge es für immer mit diesem Geiz zu Ende sein! Und ich hörte aus dem Munde eines sehr einfachen Mannes, keines Kirchenlichts im übrigen, den folgenden Ausspruch wörtlich: „Parteien müssen sein, die Menschen wollen sich struweln; aber keiner darf mehr dem andern die Ehre abschneiden.“

Und das ist vorläufig der dritte und beste der „neuen Artikel“: der Krieg von 1870/71 hat uns die nationale Einheit gebracht; dieser soll uns die moralische Einheit bringen. Die Morgenröte einer neuen Geschichte unsres Volkes dämmert herauf; wohl jedem, der sich für sie gewärtig halten darf. Wir haben erreicht und wollen es nie mehr verlieren, daß wir miteinander reden können.

Was ist denn international? Der Luxus und die Materie, nichts weiter. Selbst die Technik nicht. Es

ist dem Menschen nicht verstattet, irgend etwas zu berühren, ohne daß sogleich der Geist es berührte; und wir hoffen überschwänglich fest, daß nicht die Maschinengewehre den Ausschlag bringen, sondern der Geist, der sie regiert.

Den Erzherzog Franz Ferdinand hat — wer ermordet? Ein unreifer, gewalttätiger junger Bursche. Und doch war der Täter „Serbien“ selbst, denn ein Kessel platzt immer an seiner dünnsten Stelle; und mit Recht wird dieses ganze Serbien verantwortlich gemacht: in so hohem Grade ist ein Volk solidarisch. Aus solcher Solidarität der Nationen leiten sich Pflichten der Nächstentreue her, zu denen wir uns neu zu sammeln und anders als bisher zu trennen und zu vereinigen haben. Wir werden ganz und gar umgeschichtet werden.

Das Reich über den Reichen bleibt darum doch bestehen. Die Sterne werden schimmern, wenn der wildeste Brand der Städte verlodert ist, und die Zeit wird wiederkommen, daß ein Lied aus Vogel- oder Menschenkehle die Herzen mächtiger erregt als Donner aus stählernen Geschützen.

Doch kommt allabendlich aus diesem Reich eine Botschaft, uns zu prüfen. Wer vermöchte zum Sommerhimmel aufzusehen, ohne zu denken, über welchen Graus der friedliche hinflimmert! Zerrissene Leiber, starr von Tod in der Verzerrung des letzten Augenblicks oder immer noch blutend oder stöhnend unter der Hand der Ärzte, Leiber von Brüdern, von jungen, jungen Menschen. Wir wissen es doch noch von jeher, daß Men-

schen unter Qualen sterben, auf daß Menschen in Ruhe leben; in jede Brücke, fast in jedes große Haus ist ja Lebendiges mit eingemauert. Was hilft uns jetzt so ein Gedanke gegen Tränen? Zwar schämt man sich der Tränen; aber warum denn? Auch diese Scham ist ein Seiz.

Daß es so viele sind! Da spüren wir's, daß wir ein Volk sind und daß sie dem Volke, uns, zu unserm Bau und Werke fehlen.

Denn das Kreaturliche Leid läßt sich nicht zur Summe rechnen. Das Leid der Menschheit gleicht einem der Brunnentröge im Gebirge; unaufhörlich, aus nie erschöpften Quellen fließt das Wasser hinein, doch sein Spiegel im Brunnen steigt nicht.

Eines Volkes Leiden kann zu- und abnehmen; das der Menschheit bleibt sich ewig gleich; jeder einzelne hat es ungeteilt zu tragen und zu brechen. Ein Freund schreibt mir aus dem Felde: „Die knappe Uniform reißt einen zusammen, man zieht sich den Dienst über die Ohren und weiß sonst nichts. Es wird schon gehn!“ Wir wissen aus der bloßen Phantasie, daß das Grausige und Drohende, unbestimmt vorgestellt, uns in Flucht und Wanken bringt; bestimmt aber und genau, in alle seine Falten vorgestellt, hebt es bis zur Schwerelosigkeit in Wut und Heilung. So wollen wir unsre Brüder sehen und uns ihrer getrösten: die Kraft in ihnen, „den Zorn des Lebens und des Menschen Lust, den Tod zu überwinden, sei's im Tod.“ (August 1914)

Wir sind einen Monat weiter — und in keinem Lebenden, ob er mitjuble oder mitleide, hat je ein solcher Monat gewühlt. Wie es zuweilen geschieht, daß nach dem Anhören großer Chorwerke einem die Kehle weh tut, so sind wir im Kriege allesamt von Tag zu Tag, auch wir zu Hause Gebliebenen. Die Sonne scheint uns nur freundlich, weil sie den Marschierenden freundlich scheint, und der erste Herbstregen, die erste Sternenkälte zur Nacht schrecken uns nicht, weil sie ein Jahr zu Grabe singen, sondern weil sie in die Feldlager und Quartiere fallen. Wir sind so wach, daß nicht Sorge, noch Sieg uns stumpf machte; und was der Krieg ist, ja das wissen wir nun und können es nicht abschütteln. „Ich bin tapfer genug,“ so ungefähr lautet ein Wort Carlyles, „zu glauben, was ich weiß.“ Solche Tapferkeit, ein seltnes Gut in behaglichen Zeiten, wird jetzt zur allgemeinen Tugend; und ob davon auch nach der Erfüllung vieles wieder weggeschwemmt werden mag, es wird was übrigbleiben, und die Welt wird reiner sein.

Und doch bleibt ein Wort des Krieges, das letzte, in unsern Herzen ungehört. Denn wie genau wir auch hinschauen und wägen, wie klar wir auch die ungeheure Schwierigkeit erkennen, uns gegen den heißen Haß und die kalte Gleichgültigkeit einer Welt triumphierend zu behaupten, im Allerinnersten sind wir nicht erschüttert. Dort ist ein Glauben, ein Wissen, daß es mit der deutschen Zeit auf der Menschheitsuhr nicht zu Ende ist, sondern am Anfang. Herr Romain Rolland möchte uns in

Genüge an dem Reiche Goethes wissen, — und ahnt nicht von ferne, daß wir dieses vorgefühlte Reich Goethes erst noch zu erobern und auszubauen haben, Arbeit auf Jahrhunderte; für uns, oder für wen denn sonst? O die Toren, welche wähnen, wir seien „fertig“, — weil wir fertig sind! Wir kämpfen nicht bloß, damit Deutschland eine Großmacht bleibe, sondern damit der Welt ein Segen sei dadurch, daß Deutschland eine Großmacht ist.

Die Niederlage würde uns nicht widerlegen, und also haben wir den Sieg nicht deshalb nötig, weil er uns bestätigen soll; das ist das Unterpfeiler unserer Siegesgewißheit. Wir brauchen die spezielle Kriegskraft der Gegner nicht herabzusetzen, und welche Kultur die überlegene sei, das lehnen wir zu untersuchen ab, um nicht mit einem zur Eitelkeit gewordenen Begriff ein wohlfeiles Spiel zu treiben: wir wollen die Schattierungen von Kulturfeldgrau, worein die Barbaren der bewohnten Erde gekleidet sind, nicht wichtig nehmen. Aber Heer und Kultur beiseite gesetzt, unser Volk führt den Krieg, und als Volk ist es besser und stärker als jedes der Feinde. Das ist unser Beweis, ist unsere Gewißheit.

England — es hat die Suppe gekocht. Im Jahre 1852 schrieb Fontane aus einem Sommer in London — es wird ein langes Zitat, aber es labt das Herz; denn Geschichte zu beurteilen, war von allen Gaben Fontanes die beste: „Steht England wirklich auf tönernen Füßen? Ich glaube: ja!“ — so beginnt er die Besprechung eines französischen Zeitungsartikels, und gibt dann seine eignen

Gründe für diese Antwort; was dem Riesen England droht, „es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkauftsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit ist da und wühlt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Verfaultheit sichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere, selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die roten Baden der Gesundheit noch ein Jahrhundert und darüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen; sie beschrieben einen Kreis damit und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingesprungen, so war die Lanze kein Schrecken mehr, sondern eine Last und das kurze römische Schwert fuhr tödlich zwischen die Rippen des Riesen. England ist ein Simson, aber erfaßt am eignen Herde sind ihm die Locken seiner Kraft genommen, und einmal gedemütigt, wird es sich schwer zu neuem Mut erheben, jener starken Dogge ähnlich, die den Kampf selbst gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der sie einmal besiegt. Der Engländer flieht schwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde panisch sein, wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen, war diese Insel immer schwach. Die Römer, die Sachsen, die Dänen, die Normannen, allen kostete es nur eine

Schlacht, um sich zu Herren und Meistern des Landes zu machen . . .

Hiesige Spießbürger . . . schwatzen natürlich, als würden sie vorkommendenfalls jeder ein Palafox sein und die Tage von Saragossa vergleichsweise zu einem bloßen Puppenspiel machen, aber wir wissen's besser und wissen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Falstaff gewachsen ist. Ich habe in einem früheren Briefe von der Macht des englischen Nationalgefühls gesprochen, und diese Macht ist da, aber die Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieses gelderjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft unbemerkt, aber sicher. (Seit ich das Obige niederschrieb, sind anderthalb Jahr vergangen. Die Ereignisse dieser letzten Wochen \* sind mir kein Beweis, daß ich damals nur Gespenster gesehen und die Dinge trostloser geschildert hätte, als sie seien. Und wenn die nächsten Tage die Nachricht brächten, daß Kronstadt oder Sebastopol ein Schutthaufen sei, wenn innerhalb der nächsten zehn Jahre Hinterindien und China zu britischen Provinzen würden, dennoch ist es wahr, daß die räthselhafte Geisterhand, die dem Belsazar erschien, auch diesem übermütigen England schon das Mene Tekel Aphasin an seine goldenen Wände geschrieben hat, und daß, wie ein Engländer selbst ahnungsvoll ausrief: ‚der Anfang vom Ende da ist!.) Weder Volk noch Par-

---

\* Der Beginn des Krimkrieges ist gemeint.

lament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst, und hier liegt die Gefahr."

Fontane ist als Völker- und Gesellschaftspsychologe zu wenig und systematisch leider noch garnicht bekannt. Im einzelnen wird von seiner Drohung manches abzustreichen sein. Ein militärischer Geist ist in England vielleicht, wenn auch vorerst mehr als Wunsch und Projekt denn als Tatsache, im Bilden begriffen, und wie mißlich es ist, gerade in solchen Dingen seines Blickes sicher zu sein, das lernt sich aus der Umkehrung: ein englischer Politiker, zum Beispiel Palmerston, hätte vor fünfzig Jahren einen Narren zu hören geglaubt, wenn ihn einer unsre Kriegs- und Handelsflotte hätte vorahnen lassen. Aber das Volk kannte er, den Wollsaß als Thron und die Perücke als Krone; und heute, wie immer, haben sie gegen den heiligen Mut, den not- und wesengebürtigen, nur wieder ihren „gekauften" hinzustellen. Obgleich ihre kalte Kraft aus den Kämpfen im Westen herauszuspüren ist, und wenn auch die „zehn Meilen nördlich von Boulogne" in jeder Form schwerer zu machen sind, als der fliegende Patriotismus unsrer Zivilstrategen sich träumt, sie werden's erfahren, daß der Anfang vom Ende da ist.

Und Rußland? Sein Dostojewski hat uns einen Himmel, gespiegelt in einem Sumpfe, erblicken lassen;

der Himmel war tiefer, als wir Leute des Westens ihn noch zu schauen vermochten, und nirgends konnte er widerscheinen, als vom Sumpfe her, dieser Sumpf aber ist auch seitdem nicht gereinigt. Ihr seid mehr als die paar Kalendertage zurück, ihr schreibt, im Guten und im Schlechten, unser Jahr 1300; ihr müßt in die Hinterstube und warten.

Frankreich aber — ist reif. Wenn es jede Tapferkeit hat, die Carlylische hat es nicht: zu glauben, was es weiß. Denn gesehen hat es doch auch, daß Revanche eine Phrase geworden war und daß jeder in die Höhe kam, der an diesem Phrasenflöppel zu reißen mußte. Es hat sich die Auslese seiner besten Männer verdorben durch Revanche, und seine brauchbaren korrumpiert, durch Revanche. Keineswegs bereit, die Anekdoten, Feldpostbriefe und Stimmungsbilder alle für gutes (deutsches) Geld zu nehmen, womit unsre Zeitungen sich leider zu sehr in stilistischem Abstand von dem Generalquartiermeister von Stein halten — daß die Franzosen nach Mülhausen mit Fuhren voll neuen Schulbüchern und Landkarten kamen, das glaub ich; auch daß sie besser für Fahnen gesorgt hatten als für Stiefel. In einer Landwirtschaftszeitung las ich von „Rosen, die einst berühmt waren, jetzt aber die Zeichen der Erschöpfung aufweisen. Sie degenerieren, so seltsam es klingen mag. So die allgemein bekannte Prachtrose La France, die heute kaum noch in einem Garten in alter Schönheit anzutreffen ist. Die Zeit und die dauernde ungeschlechtliche Vermehrung durch Veredelung, bei der die Ver-

erbung von Schwächen und Krankheiten mitsprechen dürfte, haben die alte, liebe Rose anscheinend lebensmüde gemacht". Wörtlich und harmlos schrieb es ein Gärtner so, und zeichenhaft genug spricht es uns an! Aber wie ein schlecht geheilter Knochenbruch noch einmal gebrochen werden muß, so mag Frankreich seines Jahres 1914 noch froh werden. Wenn erst auch seine Hoffnung die beiden Provinzen verloren hat, dann wird es ein Gift aus seiner Seele los sein, wird seine eigenen Leute von früh an besser ansehen lernen und wird, wie von sich, so auch von Deutschland das Bessere wissen. Hierin ihm zu helfen, gibt es auch bei uns ein paar Leute — seltene, nicht viele! —; und wenn das Reich sie nicht finden und hinschicken kann, so sollten die großen Zeitungen sie suchen und hinschicken, das Reich sie aber seiner Botschaft ehrenvoll und nahe angliedern. Ohne ungewöhnliche Mittel — und ohne an den betreffenden Stellen einstweilen ungewohnte Männer wird es nicht gehen.

Und nun, wenn wir frohmütig unser Volk über seine Feinde stellen — haben wir, außer der Pflicht, auch ein Recht dazu? Eine jede Sans hält ihre Jungen für Schwäne. Aber wir brauchen glücklicherweise nicht der Liebe das Wort zu lassen, die uns betrügen könnte; wir brauchen nicht, um der Sorge willen, unsre Güter der Kunst und Poesie, der Wissenschaften und des Weltgedankens vors Auge zu stellen — die Geschichte lehrt, daß über solchen Gütern, so gewiß sie die höchsten sind, doch die Völker zusammenstürzen können. Die Ver-

gangenheit Deutschlands brauchte nur die Wünsche und die Hoffnung erglühen zu lassen, seine Gegenwart erst gibt die Unersehbarkeit.

Wir haben verwundete Soldaten gesehen; noch immer tranken sie nicht, noch immer prahlten sie nicht. Befragt erzählten sie in folgendem Stil: Wir marschierten vierzehn Stunden, dann hatten wir eine Stunde Ruhe, dann wieder Marsch, dann Gefecht — Gefecht klingt aus ihrem Munde genau, als sagten sie: exerzieren. (Es scheint überhaupt, als ob die Menschen in den letzten Jahrzehnten, bei rapide schwindender Angst vor der Natur, immer tapferer geworden wären.) Einen versuchte ich, einen kleinen Piffikus, von der Sorte, die eine ganze Kompagnie im Lachen hält: „Nun, war es schön?“ Worauf er, überquerblickend: „Schön? Schön ist anders; — aber manchmal war es auch schön,“ und das klang so reinlich, daß man wußte: ein Held ist der nicht, aber mit seinesgleichen kann jeder General ein Held sein.

Unbestechlichkeit, in jedem einzelnen ein Grad mehr Bewußtheit vom Ganzen, in jedem viele Grade weniger von Eitelkeit — geringfügig das alles, wenn man es atomweise untersucht, macht es in der Gesamtfestigkeit so viel aus, wie der oder jener kleine Zusatz einen Block Stahl härter oder weniger hart macht.

Und um so viel weniger an Eitelkeit, um so viel mehr an Menschlichkeit. Wenn die Völker zu tun haben werden, über Haß, Lüge und Mißtrauen hin wieder die, ach, so zerbrechlichen Brücken ihrer Verträge zu schlagen, — unsre Soldaten, die gehauen und gestochen und

Dörfer verbrannt haben, werden um keine Regung barbarisiert zurückkommen; sie werden sich in den Frieden so einfach wieder fügen wie in den Krieg.

Das Volk ist als eine geistige Erscheinung von vorläufig undefinierbarer Art vor unserm Bewußtsein emporgestiegen. Als solche, nicht so glatthin identisch mit Kultur, gibt es vielmehr der Kultur Rätsel und Aufgabe. Vielleicht hat sich die Kultur vermessen, als sie wähnte, den Geist zum Leibe „Volk“ schaffen zu müssen; vielleicht hat sie, umgekehrt, zu dem Geist „Volk“ den Leib, die Form zu suchen; und besonders der Künstler mag sich hüten, daß er nicht am Ende es nur dem Sounod nachtut, der über die harmonische Bewegung des ersten Präludiums aus dem wohltemperierten Klavier seine dürftige, überflüssige Melodie hinschreibt.

Es wäre schauderhaft, zu denken, wenn nach dem Friedensschluß nur immer, wie das Wort heißt, die zerrissenen Fäden wieder angeknüpft werden sollten. Ist der Krieg „moralisch“, so wird es auch die Politik sein müssen, innen und außen. Das Volk als Aufgabe, für alle Kräfte, die wert sind, sich zu regen, das ist die Aufgabe, — oder es hat sich nicht gelohnt.

Nun haben wir ja freilich vor dem Krieg an diesem selben Volk herumgezerrt und herumgenörgelt, müssen wir unsre Kritik jetzt bereuen und zurücknehmen? Beileibe nicht, kein Titelchen davon.

Nur ihre Bitterkeit wird sich lösen; sie war oft verzagt, jetzt wird sie voll Hoffnung sein. Sie weiß, bis ins Innerste bewegt, daß sie nicht in corpore vili arbeitet.

Und also, mit dem besten Gewissen, das sie jemals hatte, wird sie sich auch vor der heutigen, wiewohl überwältigenden Zeit nicht völlig mit freiwilliger Blindheit schlagen lassen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und es braucht nicht einmal alles aufgeschoben zu sein. Nicht nur Landesverräter werden von kommandierenden Generalen an den Pranger gestellt, auch Wucherer. Im trüben ist gut fischen; und wie mancher arme Teufel in den Krieg zieht und froh ist, die Sorge ums tägliche Brot los zu sein, so gibt es auch Strauchritter des Geistes genug, denen der Krieg ihren „Stoff“ liefert; als ob unsre Soldaten ihre Knochen zu Markte trügen, damit es die Trivialität wieder leicht in der Welt habe. Es ist nicht alles Patriotismus, was in den öffentlichen Listen steht, „das Denken macht es erst dazu“. Wenn Mr. Mayflower sich endlich Meyer nennt, seine Operetten aber weiter schreibt — unter deren Publikum die den Kriegsgefangenen Franzosen zuwedelnden Damen in besondrem Enthusiasmus zu finden sein werden —, so wird in alle Wege den Meyers jeder Fakultät nur immer schärfer, immer nachsichtsloser auf das Handwerk gepaßt werden müssen. Mit dem Kriege sind die Lehren des Kriegs bei weitem noch nicht gezahlt.

Wenn man Dinge dieser und ähnlicher Art als Kleinigkeiten, nicht wert der Betrachtung in so schwerer Zeit, beiseite zu lassen empfiehlt, so habe ich nichts dagegen. Fehlerhaft aber wäre es, sie unter den Gottesfrieden zu stellen, der zwischen den Parteien und sonstigen feindlichen Lagern proklamiert ist. Mancher glaubt

vielleicht, daß das alles noch „Zeit habe“ — es hat eigentlich nicht Zeit, auch der Gottesfriede soll unsere Gesinnung läutern, aber nicht brachlegen. Niemand gewiß will jetzt schnell einen Profit für sich, für seine besondere Partei oder Religion; aber die Ideale allzu zaghaft in Kattunhüllen stecken und mit Kampfer bestreuen, das kann erst recht nichts taugen. Es kann verhängnisvoll werden, zu glauben, daß die von allen Herzen verspürte Segnung des einen großen Willenssturms, der jede Wurzel fester und jeden Wipfel demütiger schlug, sich automatisch erhalten und fortpflanzen werde. Was uns der Krieg, schon vor dem Siege, an edelstem Gut, erhabner als der Sieg, gebracht hat, das kann gar nicht früh genug gesammelt und geordnet werden. Sonst wird der Prediger vor den Fischen, wunderbar, wie er gekommen ist, auch wunderbar verschwinden, und der Hecht wird sich mit ausgeruhter Eier auf seinen Karpfen stürzen.

Wir hoffen ja der moralischen Klippshule nun entlaufen zu sein. Wo ist der Eiferer, der noch greinen dürfte, daß unser Volk verwildert sei unter dem Banne sozialistischer, materialistischer oder sonstwie teuflermäßiger Gedanken? Die Priester der Religion können und müssen ihre Aufgaben endlich woanders suchen als in der politischen Erziehung, der Staat braucht sie nicht mehr dazu, mögen sie genau zusehen, wo die Seelen sie brauchen. Bürger aber und Sozialdemokraten werden gründlich die Lehre kauen und verdauen müssen, daß der Krieg noch immer möglich ist, nicht nur heute wie gestern,

sondern auch morgen wie heute. Keinen Wunsch noch Willen nennen wir menschhaft als den zum Frieden; aber regieren darf uns nur das Wissen um die Notwendigkeit. Der Krieg ist ein Interim, aber das Interim wird so lange dauern wie die Menschheit. Und nur wenn man den Krieg für alle Zukunft — nicht etwa will, aber glaubt, nur dann wird man endlich fähig sein, zu lernen, zu verstehen und besser aufzupassen. Nicht eine Friedenswelt ist uns beschieden, mit dem drohenden Kometen am Himmel, sondern eine Kriegswelt: — mit dem Regenbogen darüber. Betraure es, Bruder Mensch, Kämpfe dagegen, wende dich ab davon in die heiligen Bezirke des Innern, aber leugne es nicht!

Wir konnten uns nicht vorstellen, daß Krieg kam; heut können wir uns kaum vorstellen, daß er nicht gekommen wäre, und es schaudert uns bei jedem Blick auf die Erdkarte. War er aber notwendig, so wird für Zeit und Prüfung der Dank gegen die, die ihn vorbereitet und die ihn durchgehalten haben, sein Recht fordern.

Es kann nicht anders sein, als daß fortan die bisher feindlich geschiedenen Volksgruppen, unbeschadet, daß sie weiter durch ihre Geschichte und ihre Ziele geschieden bleiben, einander gegenseitig einen höheren Wert beimessen. Und den Wert geändert, werden auch die Ideen sich ändern; die Ideen geändert, werden die Aufgaben sich ändern. Manches, was heute mit dem stolzen Rang einer Idee herrschen möchte, wird zu einem Problem praktischer Art herabsinken, in dieser dienenden Form aber an Kraft, Klugheit und organisatorischem

Talent vieles aufrufen, was sich noch des Schlafes unter dem Mantel des Fanatismus freuen konnte.

Es wird zuerst genug an Ratlosigkeit, Trotz und Verholztheit geben; und beizeiten sollten sich alle zusammenschließen, deren Einsicht es als ein Unglück erleiden würde, wenn die alten Fraktionen ihre Herrschaft über die Geister wiedergewönnen, diese Herrschaft würde eifersüchtiger sein, als sie war. (September 1914)



Wer heute schreibt, hat einen Einwand zurückzuweisen, den er selbst gegen sich macht oder von andern erfährt; den Einwand, daß das Wort, sofern es nicht ganz unmittelbar in die Zeit eingreife, nichtig sei. Mit diesem scheinbaren Tatsachensinn verwechselt man zuallererst die Tatsachen. Wenn Kleist und Arndt Feuerbrände und Aufruhr sprachen — nun, es gibt heute keinen, der aufgestachelt, keinen, der angefeuert zu werden brauchte. Es ist sehr überflüssig — davon abgesehen, daß es sehr schwer ist — Infanterie, Kavallerie und Artillerie zu schreiben, während sie in Erz und Sieg gekleidet leibhaftig ihre apokalyptische Bahn machen, und Schlachten auf dem Papier zu schlagen, die schon in Fleisch und Blut geschlagen werden. Wenn das Papier auch nicht viel ist, so ist es doch mehr und besser als ein Wirtshaustisch.

Und überdies muß es jetzt heißen: si vis bellum, para pacem; zu prüfen und sich zu besinnen, ist immer am Plage. Kritik ist unvollständig von Natur, aber das widerlegt sie weder, noch setzt es sie herab.

Denn das Volk ist ganz und gar positiv; es lebt; und wenn ihm einer sagt, was es lebt, so schlägt es seine Augen auf, genau so gläubig wie ungläubig, belehrbar und störrisch, zur Aufopferung mehr als zum Mitleid begabt, ein Strom in der Nacht der Welt, der Gift aufnimmt, daß die Fische sterben, und sich gleich wieder elementisch rein und lauter fließt. Will ich ein Wort dafür, so muß ich das borgen, das ich dieser Tage in einem Gespräch über unsre Soldaten hörte: unschuldsvoll. Wundersame Erscheinung! Wert, daß wir vor ihr die aus dem Altertum überkommenen Flausen „Aristokratie und Demokratie“ ab danken. Es gibt im deutschen Wesen diese Polarität nicht, und nur solange wir sie glauben, rufen wir sie in ein verwirrendes lemurisches Halbleben her; können wir uns erst entschließen, sie nicht zu glauben, so werden wir eine neue, die Wirklichkeit erblicken.

Inzwischen immer noch auf die beiden Wörter angewiesen, gebrauchen wir sie von ungefähr und mit dem ganzen Verdacht; und so geschützt, sprechen wir es aus, daß die deutsche Genialität in ihrer schöpferischen Erscheinung demokratisch ist. Wo immer wir in einem bedeutenden Menschen das Aristokratische in der bekann ten, eigentümlich betonten Weise finden, dort finden wir auch als seine Voraussetzung die — wörtlich zu verstehende — Sklaverei, mag es ausgesprochen sein oder nicht, daß man sie fordert, und mag man sie verkleidet oder unverkleidet fordern. Das Schauspiel eines solchen Mannes kann über der Welt der Mittelmäßigkeit mit

allen Zaubern glänzen, sein Gedanke wird doch nicht Fleisch werden.

Dieses Volk aber, das in den seltenen göttlichen Augenblicken der Geschichte selbst und unmittelbar durch alle Fasern unsrer Seele spürbar wird, sonst aber im lebendigen Krystall des großen Mannes, persönliche Form eines überpersönlichen Gehalts, unlogisch, von Grund überzeugend, widerspruchsvoll und einheitlich, uns entgegentritt, das dürfen wir nicht glauben in irgendeiner etablierten Partei schon zu finden. Die Partei schützt sich vor dem Genialen — vor dem Volk, durch ein Filter von bemerkenswerter Dichtigkeit, und immer, wenn sie den Anspruch macht, das Volk zu sein, begeht sie im besseren Falle einen Irrtum, im schlimmeren eine Fälschung. Nur schützen und schützend hegen kann sie das Volk auf ihre Weise, die derjenigen der Kritik verwandt ist.

Indem das Volk positiv ist, ist es auch in einem gewissen Sinne, nämlich für kurze Zeiträume und für partielle Geschäfte, urteilslos und nimmt eine Lüge für Mythos, wie einen Sassenhauer für Volkslied. Und darum bedarf es der Kritik, die eben darum nicht vollstümlich ist. Alle Kritik wiederum, so dreht sich die ewige Spirale, ist lebensfeindlich, das weiß am besten der Kritiker. Er kennt ihre Tendenz, immer erst beim Ende haltzumachen, und wehrt ihr freiwillig; kommt sich also wie ein Schenkender und Herrscher vor, gerät in Verachtung gegen das Leben und hält es für Güte, daß er diese Verachtung mäßigt.

Die Lebensfeindlichkeit der Kritik besteht darin, daß sie, die Erscheinungen des Lebens untersuchend, sie ohne Gnade zwei Polen zutreiben muß: dem ganz Materiellen und dem ganz Ideellen. Aber zwischen den Polen steht der Lichtbogen; zwischen dem irdischen und dem himmlischen Zwang die Freiheit des Menschenwillens; zwischen der nur beweisbaren und der ewig unbeweisbaren Wahrheit die geschaffene Wahrheit. Das ist der künstlerische Anblick der Welt; und jede Lehre vom Leben, die nicht dieses künstlerische in sich aufgenommen hat, endet in Tod und Trauer.

Vor dem letzten Gedanken der Religion besteht kein Staat. Desgleichen nicht vor dem letzten Gedanken der Wissenschaft. Jene braucht ihn nicht, diese will ihn nicht; jene gibt Gott, diese Brot und Zumus. Gott und Brot, beide stehen außerhalb der Form, beide sind heilig, und wieder zwischen ihnen lebt das unermessliche Reich des menschlichen Geistes in seinen wechselnden, wirkenden Gestalten. So eine Gestalt ist der Staat, ein Bild und Erzeugnis des kühnen Menschenwillens, der schaffenden Künstlerkraft, und alle seine Verächter sind Romantiker. Wir sehen die Menschen zusammenfließen nach der Einheit der Rasse, des Glaubens, der Nation, des Standes, selbst des Berufes, alle diese Gesetze kreuzen einander, stören, stärken, fördern und hemmen einander. Und allen mitsamt widerspricht der Staat als ein künstliches Gebilde, benutzt sie alle, deckt sich mit keinem, ja verhindert, daß sie untereinander sich einigen und zur Ruhe bringen. Keine

natürliche Bindung der Menschen soll Herrschaft behalten, das erfordert der Bestand und die Erneuerung der Seele, und das leistet der Staat.

Dieser Krieg — wir wissen, daß der Weg der Menschheit mühselig ist. Fortschritte, die über Tisch zwischen vier und fünf Uhr nachmittags beschlossen werden könnten, haben das Blut von Tausenden nötig — dieser Krieg lehrt uns, was der Staat ist, und stellt uns seine Wirklichkeit so vor Augen, daß wir ihre Projektion in die Zukunft beraten dürfen. Ich wüßte nicht, was Besseres, außer dem Selbstverständlichen, die Daheimgebliebenen tun sollten. Und bei dieser Gelegenheit will ich es nicht unausgesprochen lassen, daß der Mobilmachung unsres Heeres, unsrer Eisenbahnen und unsres Geldes die des Geistes unterlegen war. Sie wollen, die Herren, zum Teil nur auch dabei gewesen sein; klopfen auf die alten Stiefel oder vernähen die neuen. Von den Niederungen an, wo man gegen die Fremdwörter eifert (als ob wir sie aus der fremden Sprache dieser zu Gefallen holten) und die fremden Bilder mit vermeintlich unwaschbarer Tinte begießt (als ob wir sie gekauft hätten, um ihren Maler aus einer Geldklemme zu befreien), bis zu den erhabensten Spizen der Bildungspilistrosität, wo man sich gegen Vorwürfe von draußen wehrt, denen man ihre lugvolle Ohnmacht fast zugute rechnen möchte, und wo man in einer Erinnerung an versunkene Schulstunden immer wieder eine Art Landsturm predigt, während längst von einem andern Landsturm die Kunde großer Taten aus den Glöcken-

stühlen läutet — wieviel verdrießliche, oft rührende, doch zumeist überflüssige Arbeit! In mancherlei Exemplaren ist Thomas Manns Fimmel-Söttlieb aufgestanden, der zum Bahnhof geht und den abfahrenden Zügen das Signal zur Fahrt gibt. Wohl ist es natürlich, daß jeden, der zu Hause bleiben mußte, eine oft verzweifelte Scham quält; doch mit dieser Scham nicht fertig zu werden, ist ein Zeichen von Hysterie. Darum, wer heute schweigt, den Zweifeln an sich selbst anheimgegeben und vielleicht für immer von einer bösen Schwermut umfangen, der sei geehrt; wer aber sprechen will, der mahne sich selbst: laß den Fuß nicht kalt werden! Seneisenau, Fichte, Stein — den Seneisenau haben wir, den Fichte brauchen wir nicht, aber den Stein suchen und sehnen wir her. Und immer wieder, sammeln wir uns, daß er kommen kann! Auch er muß schon was finden. Und kurz und gut, richten wir uns auf ein abgeändertes Wort von Nietzsche ein: Was uns der Krieg verspricht, das wollen wir dem Frieden halten. —

Den Krieg verhütete nicht die Verwandtschaft der Herrscher. Als unsre Fürsten, voran der Kaiser, fremdländische Orden und Würden ablegten, empfand das Volk eine Genugtuung, die über den Stolz hinaus ging und über den Krieg hinaus wünscht. Wenn es die Regel würde, um nicht gar von Gesetz zu sprechen, daß keine fremden Orden und keine fremden Regimenter angenommen werden, daß nicht ins Ausland und nicht vom Ausland geheiratet wird, so würde der monarchische Gedanke eine neue Schönheit gewinnen. Wer diese

Dinge als Bagatellen für das Leben der Völker ansieht, irrt sich. Wir brauchen uns gar nicht einmal daran zu erinnern, daß wir einen großen Teil der englischen Durchsetzung einer englischen Heirat schuld geben müssen. Aber eine Monarchie, die in so gültiger, feierlicher Weise dem eignen Lande zugekehrt wäre, die würde mit den fremden Höfen folgerichtigerweise auch eine neue, der strengeren Fremdheit angemessenere Form des Verkehrs schaffen können. Wovon die weitere Folge sein könnte, daß andre Bevollmächtigte zu diesem Verkehr in Betracht kämen als bisher. Mit der bloßen Aufnahme von bürgerlichen Elementen in die Diplomatie ist deshalb nichts gewonnen, weil unser Bürgertum rettungslos dem Drange erliegt, sich der sogenannten höheren Gesellschaftsklasse durch Mimikry einzuscheinen, und spätestens in der zweiten Generation an falschem Aristokratismus alles Wünschenswerte leistet. —

Den Krieg verhütete des ferneren nicht die Verwandtschaft der Religionen — also hat Religion mit dem Staate nichts zu tun. Ich sage das aus Religion. Sie soll frei sein, soll in hundert Sekten sprießen. Der Staat hat sie nicht nötig, denn die Atheisten dienen ihm mit so rotem Blut wie die Bekenner (es gibt keine Atheisten); zeige sie, daß sie den Staat nicht nötig hat. Sie vertausche nicht die Sätze, die über den Zinsgroschen gesagt wurden. Wenn die Engländer sich Skrupel machen, ob sie Luthers Kampf- und Serhards Trostgesang in ihren Kirchen leiden sollen und beiden ver-

dienten Männern schließlich doch die bisherige Gunst belassen, nun, es sind die Engländer Fontanes: sie sagen Christus und meinen Kattun. Wenn aber um dieselbe Stunde vor deutschen Altären und vor russischen Heiligenbildern Menschen Knien und um Sieg beten — zu wem beten? Zu demselben Gott! so wäre das ein schwacher Gedanke, der einen Widersinn darin erblickte. Es ist derselbe Gott, und beide Teile beten zu Recht. Diesen selben hat die Religion zu lehren, Landesgrenzen schließen ihn nicht ein. Wäre ich ein Christ und glaubte, daß Religion an Völker und Staaten gebunden sei, so würde ich mit Schauern das weltgeschichtliche Ende des Christentums in dieses Jahr 1914 setzen, wo japanische, indische und afrikanische Truppen von England gegen Deutschland geführt werden und wo wir selbst islamischen Sukkurs ohne Vorwurf annehmen dürften. Soll also „das Wort“ bestehen bleiben, so muß es sich aus einer Verbindung lösen, die weder ihm noch dem andern Teile not und gut ist. —

Den Krieg, zum dritten, verhütete nicht die Verwandtschaft der Rassen. Daß die Engländer sich mit den Japanern verbünden, heißt natürlich nicht, daß sie sich mit ihnen vermischen, und das Gesetz des Blutes bleibt dunkel wie vorher. Nur so viel ist gewiß, daß der Sang der Menschheit dieses Gesetz des Blutes durchkreuzen muß; ob physisch, inwieweit physisch, oder ob bloß ideell, das zu entscheiden wage, wer den Mut hat; gelten bleibt, daß der Staat das Gesetz durchkreuzt.

Über die Rasse weiß ich aus diesem Widerstreit nichts zu lernen, wohl aber über den Staat; und zwar folgendes: Der Staat dient nicht der Naturmacht, sondern bedient sich ihrer, wie er sich des Klimas, des Bodenschatzes und der Liebes- und Zeugungskraft seiner Menschen bedient. Er bedarf keiner Ächttheit außer der, die er selbst ist; Homogenität würde ihn verkümmern lassen. Er verfehlt seine geheimnisvollste Aufgabe, wenn er sich unfähig zeigt, Polen polnisch und Dänen dänisch sprechen zu lassen. Möge Deutschland nur immer zerrissen bleiben; so wird es groß und schön; so ist es einig. Seiner Zerrissenheit verdankte Deutschland, daß es keinen reinen Absolutismus erlebte; das einzige westliche Volk, das einem reinen Absolutismus verfiel, ist Frankreich, und daran geht es zugrunde. —

Letzgens, vorläufig, und bestens, verhütete den Krieg auch nicht die Verwandtschaft des wirtschaftlichen Lebens der Völker. „Bestens“ deshalb, weil die nächsten, drastischsten Lehren des Krieges daraus folgen. Alle Gewalten der Menschheit mochten ein unsicheres Fundament des Friedens sein, aber auf der Wirtschaft baute sich's gut. Wie? Wir sollten Kanonen nach Rußland fahren und Fabriken niederschließen, die deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsches Geld sind? Und nun stehen unsre Kanonen vor Warschau. Nun werden Dinge getan, nicht weil sie sich rentieren, sondern weil sie nötig sind. Welch ein neuer Grundsatz stellt sich da mit einmal auf! Denn nichts schien so vergessen in dieser Welt des fatten Behagens, wie, daß

Wert und Ware nicht dasselbe Ding sind. In Arbeit und Genuß — sei es die klügste Arbeit, sei es der feinste Genuß — schien alles der Prüfung standhaltende Leben aufzugehen; und ließ man gelten, was darüber ging, so tat man es läßlich, fast wie man unschädlichen Narren ihr Spiel gönnt. An Warnern hat es uns nicht gefehlt, und mancher von ihnen hat wohl verzweifelt auch für unser Land die Seelenverknöcherung drohen sehen, die seit Jahrzehnten England verhindert hat, der Menschheit noch ein Geschenk zu machen: ein Lied, ein Bild, ein Wort.

Die Verzweiflung kam zu früh, vielleicht nur, weil der Krieg nicht zu spät kam. Abseits der diplomatischen und politischen Verstrickung hat der Krieg als Ereignis eine Stimme, die wie eine Urmusik durch das Mark dringt. Und wäre ihm kein anderer Sinn abzulesen, den einen der Tatsache behält er grimmig auch vor der erbittertsten Eigensucht. Daß dieses hat geschehen können! — Und nun weiß man, daß es immer wieder geschehen kann. Wer diese Lehre verleugnen wird, wird sich zur Machtlosigkeit im Staate verurteilen.

Von gewissen Erfahrungen, das gilt für Personen und für Völker, gibt es kein Zurück. Der Friede hat seinen eigenen, heiligen Willen; nur Scheuflappen darf er nicht mehr tragen. Und sieht er frei um sich, so wird er gewahren, wie abgewirtschaftet die Ideen sind, die ihn noch bis gestern zu formen schienen.

Es kommt nämlich immer Unsinn heraus, wenn eine Politik — auf die Dauer — der unmittelbare Ausdruck

einer bestimmten Weltanschauung sein will. Meistens ändert sich die Weltanschauung, aus der eine politische Ideologie stammt, schrittweise von selbst in dem Maße, wie sie sich durchsetzt; ohne daß die betreffende Politik geneigt wäre, sich der Änderung nachzubiegen. Ist die Lehre vom christlichen Staat noch der Sauerteig der konservativ-agrarischen Welt? Lebt der Materialismus noch, von dem der größte Teil der Sozialdemokratie lebt? Amlernen will der Mensch nicht, so wird er umgeschweift. Jede Partei möchte den Staat nach ihrem Bilde wandeln; sobald aber die Grenzen der möglichen Wandlung unverrückbar festgestellt sind, kann sie da- wider nicht an, oder sie wird völlig unfähig, zu bilden — zu leben.

Der Krieg hat solche Feststellungen gebracht; halten wir uns die wichtigsten davon vor Augen, unbekümmert, wem es links oder rechts zuleide geschieht:

Wir dürfen nie mehr daran denken, uns so einzurichten, daß wir weniger Brotkorn erzeugen und uns auf den Handel verlassen, der das Fehlende ergänze; sondern mehr, womöglich alles, was wir brauchen. Insofern ist Agrarisch Trumpf. Wie die Karte zu spielen ist, ob weiter mit Schutzzöllen, ob mit einem praktischen Sozialismus, wo dafür, zuerst in eroberten Ackergebieten, Raum ist, das wird durch eine ganz neue Frontstellung der Parteien auszumachen sein.

Der Agrarier wiederum wird sein innerliches Widerstreben gegen die Welt des Kaufmanns drangeben müssen. Er sieht mit Augen, daß ein Krieg von

Millionenheeren nicht mit Brot und Flinte allein geführt wird. Summi, Kupfer, Wolle, Leder und Geld und wieder Geld und was noch alles gehört dazu. Zwischen Ackerbau und Handel gibt es die eigentümliche Paradoxie, daß jener ein friedlicher Beruf, seine Vertreter aber kriegerische Menschen sind, während es bei diesem umgekehrt steht: die Vertreter sind friedlich, aber der Beruf ist kriegerisch, denn er lebt von Wetteifer, greift über die Grenzen und stiftet Neid. Es ist der Handel, nicht der Ackerbau, der des größeren Deutschlands bedarf; und das ist vor jeder nationalistischen Überzeugung sein Ruhm. Ohne den Handel wäre unter den jetzigen Weltbedingungen Preußen-Deutschland ein militärischer Staat, den sich England gegen Rußland hielte, oder ein neutraler. Schauderhafter Gedanke! Insbesondere was bei der Neutralität herauskommt, wenn sie doch einmal in die Brüche geht, das haben wir jetzt an Belgien erfahren, das mit der Schmach seiner Unmenschlichkeit bedeckt daliegt, weil es sich als Staat die volle Mannesmenschlichkeit nicht leisten konnte und dämpfig wurde.

Aber seinen Ruhm darf der Handel nicht länger nur so mitnehmen, so beiher einstecken wollen; er muß politisch werden, nicht bloß profitlich. Und Politik ist etwas, was man tut. Der Handel, der nur seine Ruhe und seine Gelegenheit haben will, ist ein Unding. In ihrem politischen Schmiß, aber nicht in der Verfassung ihres Staates, steckt das Vorbildliche der englischen Kaufmannswelt. Der Stand, der von Expansion lebt,

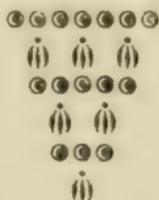
zuvörderst er muß diese Expansion wollen; nur wachsende Grenzen sind sichere Grenzen.

Ist der erwerbende Bürger aus einer Indifferenzstellung zur einigen, vorwärts gerichteten Politik teils übergegangen, teils aufzurufen, so der Arbeiter aus einer gegensätzigen. Die Sozialdemokratie hat durch den Krieg einen unschätzbaren Gewinn mit der für immer besiegelten, fortan nur von Blinden oder Schurken zu bezweifelnden Ehre ihres Menschenmaterials davongetragen; ihre Lehre indessen hat ein Loch bekommen, der Internationalismus ist nicht mehr zu flicken. Die Utopie ist hin, damit die Idee, es bleibt die Arbeit. Vielleicht werden wir den Sozialismus jetzt los — indem wir ihn kriegen. Nicht nur in agrarischen Versuchen; sondern da wir immer gerüstet sein müssen, so werden wir zum Wehrjahr auch das Arbeitsjahr, das Frauendienstjahr (statt des Roten Kreuzes) und ähnliches, dazu die Verstaatlichung mancher heute freien Betriebe in Erwägung zu ziehen haben.

Wie dem auch sei: das Maß bürgerlicher Freiheit darf in dem Maße der zunehmenden sozialen Bindung nur wachsen. Je mehr Organisation nötig ist, um so mehr Freiheit. Nur unter der Fuchtel blühte die Desertion; und würde unter der Fuchtel wieder aufleben. Gegen diese Magna charta würde der dickste Schädel vergebens anlaufen. —

Alle politischen Parteien finden sich durch den Krieg in die Lage versetzt, bisher sichere Anschauungen, feste Richtungslinien und vermeintliche Ideen zu opfern.

Ihre Einbuße kann zum Segen führen, kann aber auch in Trotz ausarten lassen. Mögen sich beizeiten die Männer für ein neues Zentrum zusammenfinden! Möge die Not uns nicht nur befehlen, sondern uns auch lehren! Und noch einmal: laffet den Fuß nicht kalt werden! Laffet die Einigkeit noch andre Früchte tragen als die der Pflicht und Schuldigkeit! Es ist wohl doch noch leichter, zum Krieg zu erziehen als zum Frieden.  
(Oktober 1914)





## Vorbereitung

Viele „tun“ heut so, als ob sie den Krieg vorausgesehen hätten, sie taten aber ehedem, in Wort und Werken, zumeist nicht so. Gesehen wir es nur ein, daß wir im Frieden den Krieg herangeschlafen haben; sonst wird es uns begegnen, daß wir jetzt im Krieg gleicherweise den Frieden heranschlafen; beim telegraphierten Kanonendonner kann man so gut schlafen und träumen, wie der Müller beim Klappern der Mühle. Dürfen wir überhaupt noch Krieg und Frieden trennen wie bisher? Eins bereitet das andre vor, eins keimt im andern. Beide werden, zumindest für eine Generation, unter demselben Gesetz stehen, bis wieder eine falsche Sicherheit — und wieder zu einem erschreckten Aufwachen — die Menschen einwiegt. Deutschland führt den Krieg nicht bloß um seine Existenz, so Kleinmütig wollen wir nicht sein; sondern um seine Existenz in einer bestimmten, von ihm gewollten Form, zu seiner eigentümlichen Ehre und seiner eigentümlichen Freiheit. Und diese Eigenschaft jedes Kampfes — Kampf der Form, Kampf um die Form — erlischt nicht beim Friedensschluß. Daß Friede

werde, darum kann man beten; wollen kann man nur, wie der Friede werde.

In einer Schrift, „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, sagt Kant: „Da die Menschen in ihren Bestrebungen nicht bloß instinktmäßig wie Tiere und doch auch nicht wie vernünftige Weltbürger nach einem verabredeten Plane im ganzen verfahren, so scheint auch keine planmäßige Geschichte (wie etwa von den Bienen oder den Bibern) von ihnen möglich zu sein.“ Keine planmäßige Geschichte — daraus folgert dann ein Zyniker, statt Bitterkeit aus den Worten des Philosophen Rechtfertigung herauslesend: keine planmäßige Voraussicht, keine planmäßige Politik, und nennt womöglich seine von Fall zu Fall sich einrichtende Entscheidung, wofern sie nur mit großer Klugheit gepaart ist, nennt sie: Realpolitik. Sie ist bei aktiven Naturen die Wurzel der Demoralisation, bei passiven die der Trägheit und Frivolität, und für die Realität selbst ist sie ein zu kurzes Maß.

Jede Partei als solche hofft, daß der Krieg für sie nur ein Intermezzo sein werde. Darin steckt die Gefahr. Dagegen sich nicht zu sammeln, sondern zu warten, wie es überall von Mund zu Munde heißt, bis der Krieg zu Ende sei, das bedeutet eine Versäumnis gegen das heilige Leben der Nation, zugunsten des unheiligen. Der Burgfriede, der im Lande geschlossen wurde und achtungswerterweise gehalten wird, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Da die Zeitungen nicht mehr gegeneinander polemisieren, so gibt es überhaupt zurzeit keinen Austausch

und damit keine Filtration der Gedanken. Aber muß denn für diesen Austausch nur das eine Mittel des Streitens genug sein? Und wenn jetzt der Reichstag zusammentritt, soll er wieder bloß die Demonstration machen, die Anfang August ein herrliches Fanal war, aber Anfang Dezember nur ein „armes Licht im Licht“ sein würde, soll sich hüten, zu beraten, weil Beratung so etwas wie Zanf wird? Das wäre erst ein Burgfriede, wenn die Gegensätze sich nicht aneinander vorbeidrücken müßten, sondern sich vertrauensvoll bekennnten und sich frei in dem einten, was immer eint, in der schaffenden Tat.

Wir dürfen uns nicht gegen die Einsicht blind machen, daß das von den Parteien verschluckte Wort sich in ihren Eingeweiden böse verwandeln muß. Heute steht eine jede von ihnen in der Notwendigkeit, ihre Ideen und Praktiken umzubilden; morgen wird sie die Einbuße an Gültigkeit durch Überspannung einzubringen trachten, dann wird die Stimme des Gewissens und der Erinnerung durch Setöse übertäubt werden. Wer das einsieht, wer es auch nur von weitem fürchtet, muß vorbeugen helfen. Und wenn die Männer, die nun einmal ihren Spruch gelernt haben, in ihrem verholzten Geist nicht Saft und Mut genug für das neue Wort aufbringen, wenn eine ertungene politische Macht vermöge ihrer eigenen Schwere die Führer in Abhängigkeit drückt, so ist es Zeit, eine Jungmannschaft aufzurufen, die ohnehin in den letzten Jahren sich nur notgedrungen in alte Verbände bequeme, weil keine andern da waren. Man rede

nicht immer wieder von Aufschub. Wie der Krieg durch den Fleiß des Friedens, so muß der Frieden durch die Blut des Krieges vorbereitet werden. Laßt den Fuß nicht erkalten!

Ich spreche nicht für mich allein, und nicht aus mir allein, und den Hochmut, der uns Dilettantismus vorwirft, den kenne ich. Aber gemacht, ihr Herren! Wir wissen auch, was Dilettantismus ist. Wir sehen ihn, und gleich in seiner rohesten Form, überall, wo Gelehrte den Kreis ihrer speziellen Forschungen verlassen. Es graust einen, wenn sie philosophieren, und wenn sie über Kunst reden, kommt man in den ganzen Ärger der Hoffnungslosigkeit. Ruhm, das ist der Freibrief, Trivialitäten zu sagen. Es hat sich bei uns eine angemessene Volksvertretung des Geistes herausgebildet, deren Zusammensetzung vom dümmsten Zufall öffentlicher Geltung besorgt ist und deren Manifeste nichts als Verlegenheit schaffen. Das sind Dilettanten. Wir aber sind Laien; Deutsch und Laie bedeutet sprachlich dasselbe, nämlich Volk. Wir wollen keine Politik machen, sondern an unserm Teil dazu tun, daß Volk werde. Es hat Deutschland schon ein paarmal in der Geschichte gegeben; das erste bis ins dreizehnte Jahrhundert, dann ein andres bis ins siebzehnte, dann ein drittes bis ins neunzehnte. Und nun ist es wieder da, und ist jung, während Frankreich und England einmalig und alt sind. Immer wieder fällt es Beobachtern bis zur Erschütterung auf, welche Jugend, welcher Morgen in den Augen unsrer Soldaten ruht; und daß wir, ohne uns etwas Eitles vorzulügen,

an ein werdendes Deutschland glauben dürfen, das vor allem bewehrt uns mit der Zuversicht, der Schicksalsgläubigkeit dieser Tage.

In der vorhin angeführten Schrift von Kant heißt es: „Einzelne Menschen und selbst ganze Völker denken wenig daran, daß, indem sie, ein jedes nach seinem Sinn und einer oft wider den andern, ihre eigene Absicht verfolgen, sie unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst unbekannt ist, als an einem Leitfaden fortgehen und an derselben Beförderung arbeiten, an welcher, selbst wenn sie ihnen bekannt würde, ihnen doch wenig gelegen sein würde.“ Von solcher Naturabsicht fühlen wir uns fortgetragen und bestimmt, mag sie uns getrost für immer unbekannt bleiben und darum — nur darum — wenig an ihr gelegen sein. Der Krieg, das große Ereignis, ist nur das grelle Gewitter eines stillen, unendlich größeren Ereignisses. Unstre kühnsten Gedanken umbellen wie erschrockene Hündchen den Weltenschatten, der über die Erde streicht.

Und wir sollen „die Ebbe dieser großen Flut“ sein und glatt und eitel in die Vorurteile und Ärger von gestern zurückfallen? Gedanken sind auf zweierlei Weise rückständig: erstens indem sie rückständig, und zweitens indem sie schwach sind. Den Krieg zu einem Intermezzo hinabdrücken zu wollen, wonach die alten Leiern wieder gedreht werden könnten, das wäre so ein schwacher Gedanke.

Schon fragt es da und dort, ob wir Belgien behalten sollen. Vorausgesetzt daß wir beim Friedensschluß, wie wir hoffen und mehr als hoffen, die Macht dazu haben,

wo in aller Welt ist der Gedanke, der sich ohne Gefahr der Absurdität damidersetzen könnte. Weil wir eine fremde Nationalität nicht gegen ihren eigenen Willen bestimmen dürfen? Also gibt es doch eine Nationalität, mit Eigenschaften und Rechten, die durch das Individuum und durch die sozialen Zusammenfassungen nicht völlig verkörpert werden. Gäbe es nur das Individuum und die Gesellschaft, so wäre denen ein belgischstaatliches Regiment so fremd und unlustig zu ertragen, wie ein andres. Nicht ihre Nationalität, sondern der alte, jedoch kein Kind mehr schreckende Spuß des großen Kladderadatsch würde dann den Belgiern ihr Recht zusprechen. Die Nation, d. h. einen belgischen Willen, nicht bloß den Willen von Belgiern, anerkannt, so ist der Wille ein Ding, das sich durchsetzen muß oder leiden, daß es gebrochen wird. Die Belgier hätten gegen ihre Regierung, die ihnen einen Krieg und mehr noch, den Volksaufstand, befohl, revolutionieren können; dann hätten sie auch das Recht gehabt, gegen ihre neue Regierung zu revolutionieren. Sie haben aber als Nation gehandelt, und müssen darum auf sich nehmen, was das Schicksal der Nationen ihnen bestimmt. Ihre Form ist ihnen zer schlagen, nicht sie selbst; so liebt es der große Töpfermeister.

Klingt das spitzfindig — gut; Worte gegen Tatsachen werden leicht so klingen. Auch will ich nicht Belgien „nehmen“, sondern nur die Frage, ob man es nehmen solle, als unzeitgemäß und müßig, als voreilig und frostig ablehnen. All das liegt gänzlich außerhalb unsrer Macht,

und man redet sich gleich wieder um den Kredit, wenn man sich ohne Not verschwendet; außerhalb unsrer Macht und unsrer Aufgabe. Denn diese besteht darin, den Staat, Deutschland so einzurichten, daß es Belgien und Polen und alles, was es nehmen kann, auch ohne Schaden nehmen darf. Hierin allein ist Kannengießerei am Platze. Deutschland hat, in dieser Hinsicht nicht besser gestellt als die andern europäischen Völker, keinen repräsentativen Mann in sichtbarer Erscheinung. Hoffst es auf ihn, so muß es ihm den Weg bereiten. Die Gefahren der Dumpfheit und des Irrtums sind unvergleichlich geringer als die der Rechthaberei, die Sehnsucht ist schöpferischer als Zählen und Wägen. Eine Wolke muß sich sammeln, wenn daraus der Blitz fahren soll, und zur Wolke kann jeder sammeln.

Bedürfnisse der Zeit mit reinem Willen zu fühlen, ist immer die Funktion des Laien gewesen. Und nie stand er damit mehr in Recht und Pflicht, als in einem Augenblick wie heute, wo nicht nur die Parteien ihre Fundamente sich schieben und ihre Wände knistern hören, sondern wo auch die eine oder die andre Wissenschaft über den Haufen geworfen ist. Zum Beispiel die Nationalökonomie; deren klügste Vertreter ihre Niederlage eingestehen; höchstens, daß sie sich mit Wallenstein trösten: Die Sterne lügen nicht; das aber ist geschehen wider Sternenlauf und Schicksal. Im Frieden brüstete sich die Lehre von der Wirtschaft mit vermeintlichen Gesetzen; der Krieg aber zwingt ihr eine Moral auf — sollte nicht Moral also ihr Grundgesetz sein, und das nur mit

giftigem Schaden daraus verwiesen wird? Bei jeder neuen Verbrauchssteuer pflegen die davon betroffenen Gewerbe mit Legionen von Zahlen zu beweisen, daß die Steuer den Konsum herabsetze und der verminderte Konsum Arbeitslose mache und angelegte Kapitalien entwerte. Dann wird hin und her gerechnet, hin und her bewiesen, und nur die eine zentrale, die moralische Frage, ob die bisherige Höhe des Konsums für das Wohl des Volkes erstrebenswert sei, die wird von den Sachverständigen nicht zugelassen. So hatten wir's allemal beim Schnaps, beim Bier und beim Tabak. Plötzlich lehrt uns der Krieg, daß zugunsten höherer Zwecke auch Verzichtes willig ertragen werden und kühne Umlagerungen möglich sind. Gibt es die höheren Zwecke nicht auch im Frieden? Darf der Frieden weniger als der Krieg Erzieher sein? Auf Erziehung in jedem Sinne wird alles ankommen.

In diesem Zusammenhang muß ich früher Gesagtes ungefähr wiederholen: „Wenn man mit einem Worte begründen wollte, warum das neunzehnte Jahrhundert, für das man schon viele Namen gefunden hat, doch am besten das häßliche Jahrhundert heißen wird, so ist es dieses, daß der Schwerpunkt des Güteraustausches vom Willen des Verbrauchs zu weit in den Willen der Erzeugung verrückt ist. Nicht das Bedürfnis veranlaßt, vom Notwendigsten abgesehen, die Gütererzeugung, sondern die Gütererzeugung veranlaßt das Bedürfnis. Wenn das auch bis zu einem gewissen Grade nicht nur empirisch immer der Fall war, sondern auf der produ-

tiven Natur des Menschen begründet ist, so kommt eben alles auf diesen gewissen Grad an, und heute ist er überschritten." Oder etwa nicht? Ich habe hier den Katalog eines Versandgeschäfts zur Hand, das vom Bleistift bis zur Nähmaschine mit allem dient, natürlich auch mit den „gangbarsten und neuesten Kriegspostkarten". Auch mit „Echt=Selatine=Hochglanz=Liebesserien". Auch mit einem „originellen Likörservice nur für Herren", wovon die Flasche ein aufklappbares Klosett und das Glas ein Nachtgeschirr vorstellt. Und schon sehe ich den Possendichter, der aus keinem besseren Witz ein Couplet macht, den landgutbesitzenden Komponisten, der das Couplet in Musik setzt, und Theater, Schauspieler und Zuschauer, Zuschauer, Zuschauer. Unser Heer und unsre Flotte zusammen kosten unser Volk nicht so viel jährlich, wie es für die zinkgegossenen Scheußlichkeiten leiblicher und geistiger Industrien ausgibt. Welch eine Menge überflüssiger, wertloser und abscheulich häßlicher Dinge trifft man überall in den Häusern der Armut, des Kleinbürgertums und noch weit höher hinauf! Rechte Hurenwirte des Geschmacks reden dem Volk dumme Wünsche ein. Und diese Passivität des Bedürfnisses hat zur Folge, daß auch die Qualität des Notwendigen ungestraft sinken kann. Sogar die Kunst des Brotbackens nimmt ab, in Berlin ohne Zweifel. Was jetzt an Rum, Zigarren und Strümpfen für unsre Helden und Schützer sich anbieten darf und also gekauft wird, macht zum Teil eine Verwilderung kostbaren Materials aus. Das Volk aber will gar nicht das Schlechte — das Schlechte zu

wollen, ist überhaupt unnatürlich; nur weiß es nicht und kennt nicht vorher, was es will. Das Schlechte zu machen, ist aber leider sehr natürlich; und nun gibt man dem Volke den Schund, und es nimmt ihn, beschenkt ihn gar noch mit einem schüchternen und zärtlichen Gefühl — da scheint es ihn zu wollen, und gleich ist sein tyrannischer Diener da, diesmal aber mit gesteigerter Frechheit, und die Depravation wächst ohne Gnade und ohne Ende.

Was ist dagegen zu tun? In gewissen ärgsten Fällen greift heute die Polizeigewalt ein. Aber die Polizei ist ein zweischneidiges Schwert, und wir wissen zu genau, daß sie mit jedem Hieb gegen das Schlechte auch das Gute und sogar das Beste verletzen würde. Wir haben es laufen lassen, wie es lief. In kleinen Kreisen faßte sich ein Wille zum Geschmaß, als ein Wille zur Zucht und wahren Ökonomie, zusammen und durfte sich eines Aufstiegs freuen; nur daß einem solchen partiellen Aufstiege ein allgemeiner Abstieg ohne Hoffnung entsprach. Nun aber ist im Kriege das Volk in seiner Reinheit, Kraft, Jugend und Stille offenbar geworden, und der separatistische Hochmut spürt sich wurzellos und sieht seine Arbeit bestenfalls als Werkstattdersuche an. Das Volk muß endlich wollen lernen und sich nicht Waren und Gedanken, weil sie fertig sind und feil stehen, dämpfen Sinnes anschmieren lassen; dann wird es die wahre Schöpferkraft, die göttlich strahlende, sich zum Dienste zwingen, um ihr zu dienen. Volksverführung ist das Verbrechen, dem kein Pardon fortan gegeben werden darf, mag sie aus Schaufenstern oder Theatern,

Zeitungen, Parlamenten und Parteiversammlungen locken; die Volkserziehung aber, leicht als Pflicht erkannt, wenn eine Nation darniederliegt, ist im Augenblick ihres größten Stolzes nur doppelt dringlich. Denn „mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen, und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei,“ sagt der Kurfürst bei Kleist.

Und wieder ist es der Krieg, der den letzten Ernst und die stärkste Gewißheit dort aufdrängt, wo bislang der zaghafte Versuch und der kleine Zweifel sich erschöpften. Die Schulprobleme der letzten Jahrzehnte — humanistisches Gymnasium, Oberrealschule, Realgymnasium, Probleme von hunderterlei Art der körperlichen und geistigen Erziehung — werden ihre Klärung nicht durch ihren eigenen wechselseitigen Widerstreit bekommen, sondern durch den Gedanken der allgemeinen Volksschule als des Unterbaues der gesamten Erziehung. Dieser Gedanke, von Amos Comenius an ein Erbgut hochgesinnter Volksfreunde, bekommt jetzt den Boden der Wirklichkeit unter seine Füße. Nur wer sich weiter durch eine altbackene Theorie betrügen läßt, kann glauben, daß wir nach dem Kriege, wie er auch ausfallen möge, zu einer Verminderung unserer militärischen Rüstungen schreiten werden. Ideen muß man nicht nur zu bekämpfen, man muß sie auch zu rauben verstehen; und so kann der Militarismus uns vom Zukunftsstaat der Sozialisten nicht weniger erfüllen, als diese uns versprochen haben. Wenn einerseits der Offiziersersatz auf eine viel breitere Basis gestellt werden muß, und

andererseits die disziplinarische Spannung zwischen Offizier und Mannschaft nicht nachlassen darf, so ist eine Einrichtung nötig, die die Differenzierung der sozialen Klassen nicht mit dem ersten Schultag beginnen läßt. So auch auf jedem andern Gebiet. Nicht die vertikale, sondern nur die horizontale Schichtung ist imstande, gleicherweise dem demokratischen wie dem aristokratischen Prinzip Genüge zu tun und die Herrschaft der Tüchtigsten vorzubereiten. Wir sind ein werdendes Volk; seien wir auch ein werdendes Volk; und in das alte Eisen mit den Vorurteilen und Eigensüchteleien, die daran hindern. (November 1914)





## Hoffnungen

Das Wort „Burgfrieden“ bleibt ein schönes Wort, wenn es auch, für die Erhaltung seines besten Sinnes, schon bedenklich oft gehört wird; wenn auch der Zuruf: „Halt den Burgfrieden!“, von einer Zeitung gegen die andre, von einer Parlamentsseite zur Gegenseite hin erhoben, selbst einem nicht bemerkenswert feinen Gefühl zuweilen so klingt, als besagte er: „Halt die —!“ Schade; ein Übereinkommen, das man weder brechen will noch darf, sollte man auch auf keine andre Weise um seinen sittlichen Ertrag bringen. Einen Frieden von Wert miteinander zu halten, vermögen füglich nur die ausgesprochenen Gedanken, nicht die verhehlten. Von diesem hätte das Volk nur einen Scheinvorteil, der oben ein um so kümmerlicher wäre, als längst nicht mehr der Schatten eines Grundes zu finden ist, sich um die Meinung des Auslands zu kümmern; dem wird die Überzeugung von Deutschlands nationaler Kraft und Einigkeit auf andre Weise beigebracht.

Wir können uns doch nicht einreden wollen, daß die Bewegung der inneren Politik während des Krieges stocke. Jedermann weiß, daß sie nicht bloß in Zeitungen,

Parlamenten und Versammlungen zustande kommt, und daß diejenigen Gruppen, bei denen die persönlichen Beziehungen und Einflüsse unwirksamer sind als bei andern, unter den heutigen Umständen noch mehr, noch ungerechtfertigter im Nachteil sind als sonst. Ferner bedarf alles Edle der mühseligsten Pflege, das Unkraut wuchert von selbst. Zugegeben, daß in der Natur Unkraut das wahrste Kraut ist; es ist es aber nicht im Menschengesicht, als welcher der Riß und die Kluft der natürlichen Welt ist. Zugegeben nicht nur, sondern aus wachsender Überzeugung, ja aus der Erfahrung bekannt, daß der Krieg einen gewaltigen Zuwachs an sittlicher Kraft bedeutet. Denn was er an Schlechtem und Bösem auch offenbare, er bringt dem Grundschlechten und Grundbösen der Welt nichts hinzu, keine Grausamkeit, noch Feigheit, noch Tücke; aber Gutes bringt er überschwänglich hinzu, Aufopferung, Treue, eine Weißglut der Seele, wovon sie selbst nichts zu ahnen gewagt hat. Wer schlecht war, wird nicht schlechter; wer gut war, wird besser — das ist das Fazit des Krieges für die Menschheit, insofern sie im Bereich der Statistik nicht zu finden ist. Dieses zugegeben, hat auch der Bereich der Statistik seine Geltung, und da brauchen wir es uns nicht zu verhehlen, daß in einer so extremen Zeit wie der heutigen sehr leicht der schlechte Mann obenauf kommt. Er hat die schnellste Phrase zur Hand, weil er sicher ist, daß ihm nicht widersprochen wird. Auf seine Frechheit, Gedankenlosigkeit und gemeine Wollust des Geistes beansprucht er Rücksicht, wie auf die Stimme

des Volkes. Er war im Frieden die leerlaufende Seele, der anonyme Denunziant und der am lautesten die Wiedereinführung der Prügelstrafe forderte. Segen ihn Frieden zu halten, sollte auch unter dem besten Vorwand nur insoweit geboten sein, wie die Voraussetzung in die Kurzlebigkeit seiner Geltung es jedem nach seinem Temperament empfiehlt.

Wichtiger — nein: von größter, von entscheidender Wichtigkeit ist es, daß die Prinzipien unsres innerpolitischen Lebens sich nicht länger aus einem unfroh ertragenen Schweigen gegenseitig anknurren, sondern mit gelährlicher Offenheit zueinander sprechen. Freilich: „eines Mannes Rede ist immer Friede, ist immer Fehde“; und wird denn nicht, wiewohl mit einem scheinbaren Weisheit, allenthalben geredet? In den Stolz auf Deutschlands Taten hat sich, durchaus natürlich, die eiferjüchtige Frage gemischt, welche der inneren Mächte sich das Hauptverdienst an diesen Taten zuschreiben dürfe. Die Frage ergibt einen Bescheid, der Bescheid einen Anspruch. Und hierin läßt man sich mehr durch eine dienstbereite Logik führen als durch die Tatsachen der Geschichte. Die Parteien sind allesamt im Begriff, ihre durch den Krieg anfangs unsicher gewordene Verstocktheit wiederzugewinnen, und der fälschlich auf die inneren Verhältnisse angewandte Begriff der Realpolitik bestärkt sie in ihrem Eigensinn und ihrem Vorbehalt. Demgegenüber darf kein Gedanke an eine andre als die bisherige Zusammenfassung und Einung politischer Volkskräfte sich bescheiden. Auch

wenn die Entwicklung ihn nicht erfüllt, ist er nicht widerlegt; und jedenfalls hat das heute lebende Geschlecht keinen besseren Augenblick gehabt, sich neu zu besinnen, als den gegenwärtigen.

Preußen hat, wozu man es immer unfähig schalt, zum erstenmal moralische Eroberungen in der Welt gemacht, und das alte Problem, ob Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgehen sollte, erscheint mit einem Schlag als ein ziemlich müßiger oder akademischer Streit. Die, in denen dieses sieghafte Preußen von seines Ursprungs wegen am stärksten vertreten wird — nennen wir sie summarisch die Konservativen — werden ihre Staatsauffassung, ihre Austeilung der Bürgerrechte und Bürgerpflichten durch den Verlauf des Krieges triumphierend bestätigt sehen. Der Ackerbau, das Heereswesen, der Beamtengeist und alle Formen preußischer Disziplin waren vornehmlich ihre Sorge. Diese Wahrheit haben sie für sich, aber es ist die halbe Wahrheit. „Nur die Freiheit erzieht den Charakter,“ sagt Viktor Hehn, und die Freiheit wurde ihnen abgerungen durch eine der ihrigen entgegengesetzte Staatsauffassung. Leistungen, wie sie unser Heer täglich und stündlich vollbringt, würden durch die bloße Disziplin niemals zu erreichen gewesen sein. Selbst Friedrich II. durfte seinen Soldaten keine Nachtmärsche zumuten, sie verkrümelten sich sonst in die Wälder. Es waren die Heere der französischen Revolution, die, weil ein Stück Bürgertum und selbsttätiges Vaterland in ihnen steckte, requirieren konnten, ohne sich zu verlaufen, und die

also weniger Geschlepp mit sich führten als die durch den Prügel zusammengehaltenen Truppen der Koalition. Und überall war es die Bürgerfreiheit, die das moderne, zuverlässige Heer hat schaffen helfen; daß ihm also ein doppelter Ursprung zu eigen ist, muß man hüben und drüben vor Augen behalten.

Es fehlte den Konservativen zum Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht an Gründen und Geist zu ihrem Widerstand gegen die neuen Gründe und den neuen Geist, nicht an Recht gegen das neue Recht. Sie wichen schließlich doch beträchtlich aus ihrer Macht und noch beträchtlicher aus ihrer Idee. Der Junker des fünfzehnten Jahrhunderts war ein Frondeur, der des siebzehnten ein Kondottiere, der des achtzehnten ein Paladin; er ist von alledem etwas geblieben, und wenn er sich mit dem bürgerlichen Offizier, dem befreiten Bauern, der zweijährigen Dienstzeit und dem allgemeinen Wahlrecht abgefunden hat, so wird er sich unbeschadet seines Selbstgefühls noch weiter abfinden. Von dem Augenblick an, wo er, statt auf seinem historischen Recht, auch seinerseits auf nationalem Grund zu stehen kam, war er dem Gesetz der Umwandlung überantwortet, er und seine Gefolgschaft. Konservativ und liberal — dieses Wort gleichfalls summarisch gebraucht — können sich einreden, unversöhnlich wie Weltanschauungen zu sein, solange sie sich im Dienst und Auftrag der Menschheit glauben. Das eine herrscht, das andre usurpiert; da gibt es keinen Pardon; ob jenes mit Recht herrscht oder mit Unrecht, ob dieses aus Neid usurpiert oder

aus höchster Idealität, macht keinen Unterschied. Sobald aber beide unmittelbar über sich etwas Endliches erkennen, dem sie dienen, so müssen sie ihre Metaphysik ab danken, praktisch werden und sich, wo nicht versöhnen, doch vereinen. In dieser Lage finden sie sich jetzt; sie erkennen es wohl, aber ihre Erkenntnis in die Tat umzusetzen, hindert sie ihre Macht, die sie nicht durch Eingeständnis verwirren und schwächen wollen, und eine vermeintliche Konsequenz, eine unelastisch gewordene Denkweise.

Man will es vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit nicht Wort haben, daß alle Urteile der einen Volksgruppe über die andre beschränkt waren, und die paar Zugeständnisse schmecken säuerlich. Zugeständnisse überdies sind sowieso nichts Besseres als Almosen. Für die politischen Grundsätze kommt es nicht darauf an, festzustellen, daß die einzelnen Sozialdemokraten, die im Felde stehen und die im Land zurückgeblieben sind, mit Blut und Gut ihre Schuldigkeit tun; aber das ist von Bedeutung, daß die Erziehung zu einem Staatswillen, mag er der rechte oder der falsche sein, Hunderttausende von Menschen in einem freien Sinne diszipliniert und so an ihrem Teile mitgeholfen hat, sie zu dem geschmeidigen Werkzeug zu machen, dessen der Krieg von heute bedarf. Ein Konservativer, der dieses einsieht — und warum sollte er es nicht können, wofern er überhaupt imstande ist, Dinge zu sehen und nicht nur immer sich — kann nicht der bleiben, der er gewesen ist. Er braucht darum nicht einen Punkt des sozialdemokratischen Programms gutzuheißen.

Die Grenzen der Länder werden durch den Krieg verschoben werden; es wäre ein Zeichen von elender Unfruchtbarkeit, wenn sich nicht auch die der Parteien in unserm Vaterland verschöben, diese Parteien stecken alle in unnatürlichen oder unhaltbaren Grenzen. Das zweite ist nicht schwerer, nicht leichter als das erste. Nicht auf Kompromisse soll es dabei ankommen; nicht auf eine schwachselige Preisgabe von alten Grundsätzen, sondern auf eine Gewinnung von neuen. Man findet bei Privatleuten oft genug eine Serchichtigkeit und Unbefangenheit, die sofort verlorengelht, wenn sie im politischen Geschäft Arbeit tun soll. Ein Liberaler streichelt heute seine Brotkruste wie jedermann, aber morgen wird er es vielleicht vergessen; er will das Hühnchen schlachten, aber es soll nicht bluten. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn es wenigstens nicht gelänge, die private Einsicht des wohldenkenden Menschen teilweise auch zur öffentlichen zu machen.

Fühlte man sich nicht durch Vergangenheit und Theorie festgelegt, sondern hätte die Frische, die Jugend und Liebeskraft, sich von den Tatsachen überwältigen zu lassen, um demnächst sie zu überwältigen, so müßte ein Rausch von Schaffenslust durch das Land gehen. Nie bisher haben wir in der modernen Geschichte eine Weltlage erlebt, in der das Ideal „Nation“ alle andern für Tatentscheidungen in Betracht kommenden Ideale so stark, sei es in den Hintergrund drängte, sei es suspendierte. Dabei ist dieser hochgespannte Nationalismus — entrungen einer Not, die durch den

Kriegsausbruch nicht gemacht, sondern nur auf eine lange Zukunft offenbar geworden ist — für die menschliche Seele ein auch verstandesmäßig erkennbarer, ein endlicher Zweck. Er ist zu deutlich, als daß die allgemeinen Anschauungen, die sich aus der Schwärmerei und der Sehnsucht und dem Zweifel und dem Zynismus der Menschen heraus bilden, gegen ihn wirksam sein könnten. Nicht nur die Internationalität der Sozialdemokratie, sondern auch jede andre Internationalität wird sich davor beugen müssen, sogar die des Geldes, sogar die der Heiligen Allianz, die von ihrem Tod noch keineswegs überzeugt war. Wir erfahren stündlich, daß Regierung, die wir geneigt waren für etwas Automatisches zu halten, etwas höchst Lebendiges ist. Obgleich sie alle unsere Gewohnheiten über den Haufen wirft — warum sind wir doch so einverstanden mit ihr und tun zur etwa nötigen Geduld das heilsame Körnchen Humor mit so viel Freiwilligkeit wie nie? Weil wir ihren Zweck erkennen, fühlen und mitwollen.

Es ist kein Grund, anzunehmen, daß so unmittelbar praktisch, und darum Anschauungen klärend der Nationalismus nicht auch nach dem Kriege sein dürfte, sein müßte. Auf den Krieg wird keine Lage der Läßlichkeit folgen, sondern eine der verschärften Notwendigkeit. Es hilft nichts, dawider zu träumen. Der Gedanke der Welthegemonie ist erwacht, und er wird — selbst wenn Deutschland, wie bisher, nicht an ihm teilhaben sollte, wenn es auch nachträglich keine Spur des bisher fälschlich, ja lügenerisch ihm in dieser Hinsicht entgegen-

gebrachten Mißtrauens verdienen sollte — aus der Welt nicht schwinden; und wenn er, eine Generation später, das Feuer zwischen Rußland und England aufgehen läßt, so wird Deutschland abermals eine ungeheure Stunde haben. Der Verstand der Verständigen, der sich das Leben einrichten will, vergißt zu gern, daß dieses Leben auf einer unheilbar tragischen Grundlage wuchert. Der Gegensatz des Tragischen — ist nicht das Komische, das vielmehr nur eine Abart davon bedeutet, — ist das Moralische. Will dieses aber politisch werden, so kann es sich wohl dem Sieg immer mehr nähern und so dicht herankommen, daß es glaubt, es habe ihn schon; wenn es aber zuflappt, flappt es ins Leere und sieht mit Schrecken die Entscheidungen von woanders fallen.

Dies ist besonders die Gefahr des liberalen Bürgertums, schon weil es von Natur ideologisch verpflichtet und nicht an ein Klasseninteresse gebunden ist. Es muß beständig davor auf der Hut sein, daß es nicht eine Aufhebung des politischen Denkens werde, statt eine seiner Formen. Es krankt zudem immer noch am „Darwinismus“, an dem Begriff einer automatischen Entwicklung; und so hat es sich in den letzten dreißig Jahren so fort entwickelt, ist mit Maßen sozialistisch, mit Maßen militaristisch geworden — und will etwa mit Maßen agrarisch und schutzzöllnerisch werden? Es hat aus keiner seiner Entwürfe eine volle Tat, einen rechten Sieg zu machen verstanden. Aber was man muß, soll man wollen, oder man kümmerst nur immer hin.

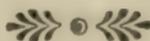
Den Raub der Ideen haben die Konservativen von jeher besser verstanden als die Liberalen, und das war ihre Stärke. Sie haben sich gegen das größere Deutschland bis in die siebziger Jahre gewehrt und behielten doch das Heft in der Hand. Auch sie stehen vor inneren Entscheidungen, die nicht einfach auf der verlängerten Linie ihrer bisherigen Anschauungen liegen. Sie hatten eine feine Witterung, als sie dem Nationalismus mißtrauten; und jetzt, in seiner unerhörten Steigerung, in seiner praktischen Bedingtheit und unumgänglichen Strenge, zum Vorwand für Klassengelüste in keiner Weise tauglich, wird er sie aufs neue prüfen. Er verlangt ein Hochmaß von bürgerlicher Freiheit und die Erziehung zu einem bewußten politischen Leben. In der scharfen Kriegesnot sehen wir jede Dummheit, jede Dumpfheit zum Hindernis in der Wehrhaftigkeit ausschlagen, in allen Fragen der Ernährung, der Versorgung und des Geldes. Es wird der Macht im Staate nicht mehr genügen dürfen, des Pöbels sicher zu sein oder ihn zu berauschen, sondern sie wird trachten müssen, so wenig Pöbel wie möglich zu haben, Pöbel als Klasse, als Gesinnung und als Hintertreppe auch mancher besseren Häuser.

Das Volk soll in möglichst hohem Grade Staat werden, der Staat soll Volk werden; das ist Sinn und Arbeit des inneren politischen Lebens. Im ärgsten Fall schließen sie einander völlig aus; der schönste — hängt in den Wolken, „aber man muß auf die Wolke zielen, wenn man den Waldrand treffen will“. Insofern die

Nation ein organisches Gebilde ist, macht sie die Alternative Demokratie oder Aristokratie hinfällig. Die katholische Kirche ist ein Beispiel für die mögliche vollständige Vereinigung von demokratischen und aristokratischen Prinzipien; jede Bäuerin darf ihren neugeborenen Knaben zum Herrn der Christenheit träumen, und wenn der Papst gewählt ist, sinken vor ihm die Kardinäle, die eben noch an seiner Stelle zu sein hofften, in die Kinderschaft zurück. Warum sollte das nur das einzige Beispiel sein? Deutschland vor allen Völkern ist befähigt, scheint berufen, das zweite zu werden. Über den größten deutschen Werken, ja über den größten deutschen Männern schwebt ein Hauch von Anonymität; ein demokratischer Zug, wenn man will, so gewiß die Größe aristokratisch ist. Bach, der kaiserliche Mensch, soll gesagt haben, daß er alle seine Werke darum gäbe, wenn er die Melodie „O Welt, ich muß dich lassen“ dafür geschaffen hätte. Das ist die Ur- und Wahrdemokratie.

Wird man nur auf den Straßen, die man seit lange angetreten, die Wahrheit zu finden glauben, so wird man sie nicht finden. Möge marschieren, wer marschieren will. Aber mögen sich auch zum Abseitsgehen alle die zusammenfinden, die nur insoweit Segner sind wie die Tunnelarbeiter, die sich in den Berg von beiden Seiten einbohren.

(Dezember 1914)





## Kunst und Nation

Seit dem Kriegsausbruch begegnet man in Zeitschriften, Zeitungen und Reden sehr häufig dem freilich auch schon früher gern zitierten Ausspruch, daß deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Da es mit dem kategorischen Imperativ so bestellt ist, daß, wer ihn entdeckt hat, doppelt gehalten ist, ihn zu befolgen, so hat das deutsche Volk den Vorzug, daß ihm die Lüge schärfer verboten ist als jedem andern; Lüge in welcherlei Form, auch in der zu großen Bereitwilligkeit, sich selbst zu schmeicheln. Eine solche verderbliche Schmeichelei enthielte der obige Ausspruch, wenn man ihn als Definition, als Feststellung wollte gelten lassen. Die Geschichte der Menschheit hat zu allen Zeiten und in allen ihren Völkern Religiöse, Denker, Künstler, Helden und Gelehrte als Blutzengen der Wahrheit hervorgebracht, eine Gesellschaft der Heiligen, in der es erlaubt sein mag jeden Unterschied festzustellen, nur nicht den nach dem Grade der Hingabe und Opferbereitschaft.

Anders aber steht es, wenn der Ausspruch eine Ermahnung sein will, ein Befehl und ein Gesetz; dann ist er folgenreicher, als seine moralische Fassung verspricht.

Denn was heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun? Es wäre zu wenig und lohnte den Aufwand von Stolz nicht, wenn damit nur gesagt wäre, daß wir kein Ding nur deshalb treiben sollen, weil wir irgendwie dafür bezahlt werden, sei es durch Geld oder durch Ruhm in einer ihrer Münzen. Unbestochenheit und Uneigennützigkeit gehören in die Elementarklasse sittlicher Leistungen, sie sind als Voraussetzung bürgerlichen Geschäfts vom Bürger zu fordern. Wenn sie in großer Reinheit und Häufigkeit angetroffen werden, können sie einer Gesellschaft zur Ehre gereichen; sie aber einem Volke zu seinen an das Metaphysische grenzenden Aufgaben zu rechnen, das wäre nur ein Kleinmütiger Anspruch. Wo das Laster aufhört, fängt noch lange nicht die Tugend an.

Mag uns ein Beispiel weiterführen: Was hieße es, die Kunst um ihrer selbst willen zu treiben? Offenbar nicht mehr und nicht weniger, als daß man ihr keinen außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck zumute, und sei es an sich der höchste. Die großen Künstler des Religiösen sind vielleicht deshalb die größten überhaupt, weil das Gebot ihrer Kunst sie zwingt, selbst dem Religiösen nicht einfach zu dienen, sondern das Gemüt so weit, reich und stark zu entfalten, daß darin das Religiöse als ein Teil, wenn auch als der oberste und alles beherrschende, Platz findet. Und in der That strahlt aus dem anscheinend rein religiösen Künstler immer eine bittere oder süße Weltseligkeit aus, die so von eignen Gnaden ist, daß zuweilen der Künstler darüber Gewissensnot hat.

Wird diese so groß, daß der Gepeinigte von seiner Kunst abfällt, so verbrennt er, wie Botticelli, nicht nur die Venus, die sein verführter Pinsel gemalt hat, sondern auch die Madonna. Wir haben ein Schicksal dieser Art zuletzt sich an Tolstoi vollziehen sehen. Und es tut unsrer innersten Gewißheit wohl, gegen den solcher Art erliegenden Künstler den siegreichen zu halten und in Bachs Werk die Passionen, Messen und unzähligen Kantaten doch im unendlichen Reigen des Tanzes, Bauwerks und Ornamentes mit allen Schöpfungsmächten verschwifert zu sehen. Es ist ein Triumph der Musik, daß dieser wahrheitsgewaltige Künstler, obgleich ein Protestant, den ganzen katholischen Messetext zu einer Zeit komponierte, als in seiner eignen Leipziger Kirche noch das Kyrie und das Gloria erhalten waren. Er diente keiner Theologie, sondern schuf und umsing eine, beiläufig eine deutsche Theologie, die, wie jene des Mittelalters, vielleicht auch auf ihren Luther wartet.

Man ist heute geneigt — und nichts ist für den Augenblick verständlicher und verzeihlicher! — der Kunst dennoch einen Zweck vorzuschreiben, der höher stünde als das ihr innewohnende Gesetz: den nationalen. Stellt man diese Forderung mit der fanatischen Unmittelbarkeit und Engherzigkeit derer, die im Innersten des Herzens ihren Sroll gegen die Kunst haben und froh sind, ihrer durch anbefohlene Zweckdienlichkeit ledig zu werden, so fällt man sogleich in den Irrtum, statt eines nationalen Gehaltes den nationalen Stoff zu verlangen. Damit hätten zuerst die Betrüger und Stümper den Weg frei. Ist man

weitsichtiger und fühlt etwa die „Jungfrau von Orleans“ darum nicht weniger als ein deutsches Werk, weil es ein Ereignis der französischen Geschichte verklärt, so tritt das Problematische dieses Begriffes „künstlerischer Gehalt“ sofort verwirrend hervor. Wie, wenn der nationale und jeder andre moralische Gehalt der Kunst in höherem Maße eine Pflicht des Volkes wäre als der Kunst selbst? Wenn das Volk auch auf diesem Gebiete die Aufgabe des Organismus hätte, aus den ihm zugeführten Nahrungsmitteln das Belebende und Aufbauende vermöge seiner eigenen Konstitution herauszuziehen, nicht aber zu verlangen, daß das Nahrungsmittel restlos in dem Körper aufginge? Jede Ernährung, auch die geistige, ist ein Kampf zwischen den Organismen und den Nahrungsmitteln; der Körper geht zugrunde, den man dieses Kampfes überheben wollte. Und so gibt es in der Tat eine Forderung nach nationalem Gehalt, die, obgleich sie ganz und gar berechtigt ist, doch die schaffende Kunst nichts angeht. Der Künstler kann gar nicht um des Deutschen willen das Deutsche wollen; er will die Schönheit um ihrer selbst willen. Besteht also der eingangs angeführte Ausspruch Richard Wagners zu Recht, so ergibt sich der sonderbare Zwiespalt, daß ein Künstler, der sein Werk um des Deutschen willen schafft — nicht deutsch sein könnte. Seinen Grad an Deutschheit bestimmt nicht die Deutschheit seiner Kunstabsicht, sondern ihre Reinheit.

Jedes Lebensverhältnis führt in ähnlicher Weise auf eine geheime Paradoxie, läßt sich schließlich aber doch

nicht von ihr verblüffen und einfangen; und die Kunst, deren Freiheit national nicht bedingt erscheint, sieht sich doch in die nationale Geschichte gebend und empfangend aufs innigste verflochten. Sie hat ihre Zwecke nicht im Nationalen, aber sie hat ihre Triebe darin. Und wie die Baumkrone das ins Licht gehobene Gleichnis des Wurzelwerks ist, so erzeugt auch der Trieb, wenn er nicht sinnlos verwuchern will, ja selbst noch, wenn er das will, einen Zweck aus sich heraus. Die Kunst eines Volkes ist von der eines andern Volkes nicht nur verschieden, sondern das wechselnde Bewußtsein dieser Verschiedenheit gehört zu ihrer Geschichte. Und wieder schlägt der Hase einen Haken: diese Geschichte in Verführung und Abwehr, in Gift- oder Kraftsaugen, folgt keinem unmittelbar nationalen Befehl. Wir haben in der Entwicklung der Künste Beispiele genug, den hier waltenden Gesetzen auf die Spur zu kommen.

In Dresden hängt das Porträt eines jungen Mannes von Dürer, des Malers Barend van Orley; das stark-  
knochige Gesicht eines jünglinghaften Menschen von bescheiden-fanaticher, bleicher Schwärmerei. Dieser im Typus fast an Luther erinnernde, dabei johanneisch vibrierende Mann war einer der niederländischen Maler, die im Anfang des 16. Jahrhunderts ihre landes- und volksgeborene Kunst an Italien verloren, ja verrieten. Er sieht fast aus wie einer unsrer jungen Nazarener und war, wie sie, ein Schüler Raphaels; aber unvergleichlich schuldvoller als sie, wurde er in Rom wesenlos. 200 Jahre später fraß ein deutscher Mann die italiänische Musik,

die Marcello und Vivaldi und wie sie alle hießen, und blieb und wurde dabei: Johann Sebastian Bach. Das sind die zwei äußersten möglichen Gegensätze in der Wirkung, die eine fremdländische Kunst auszuüben vermag; es gibt indessen kompliziertere Fälle. Dürer erlitt von dem italiänischen Einfluß in mancher Hinsicht eine schwächende Verallgemeinerung seiner Gestaltung, als Gesamtpersönlichkeit aber die Bereicherung, die seine Erscheinung über das rein künstlerische hinaus in die geistige Höhe und in den Adel der Universalität erhebt. Rembrandt wiederum hatte italiänische Kunstwerke wie andre Kostbarkeiten als Sammler in seinem Hause und ließ sich, wenn er den Pinsel ansetzte, nicht im geringsten davon anfechten. Benutzte er eine italiänische Komposition, was ein paarmal geschah, so blieb nicht ein Hauch Italiänisches davon übrig, es wurde alles rembrandtisch.

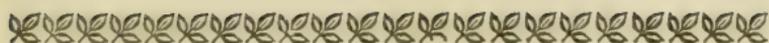
Was ist von diesen Beispielen abzulesen? Vorerst müssen wir noch eine sehr bedenkliche Durchkreuzung unsers Problems ausscheiden, die darin besteht, daß bei Barend von Orley und selbst bei Dürer die Renaissance es war, die sie verwirrte, während der barocke Geist in Rembrandt und in Bach die fremde Welt in seine Flamme zu ziehen vermochte und mitverbrannte; uns darf es nur auf das Außerhistorische dieser Vorgänge ankommen. Wir sehen: die schwach gewordene niederländische Malerei geht nach Italien um des neuen italiänischen Geschmacks willen und löst sich auf; Dürer geht um des Geistes willen und trägt Schaden, Zwiespalt

und eine nur persönlich geltende Bereicherung davon; und Bach, der Mann der himmelstürmenden Wahrheit, ist immer und überall nur auf Wahrheit aus, bis zum Simpelsten und bis zum Ungeheuersten des Wortes, und jede Wahrheit, wo er sie findet, darf ihm recht sein, jede muß ihm helfen.

Nicht die Höhe des Genies an sich entscheidet, sondern der Drang nach Wahrheit. Ist im Künstler nicht die unbedingte schöpferische Kraft vorwaltend, sondern mischt sich der Geschmack, der Genuß der Kunst hinein, so droht das Verderben. Sucht eine Kultur den Geschmack der andern Kultur, so ist sie verloren; sucht sie die Wahrheit, so ist sie immer auf dem guten Wege. Das Publikum, ungeschützt durch das Gesetz der schöpferischen Kräfte, ist naturgemäß durch das Fremde am meisten gefährdet. Es weiß mit der Kunst nicht viel Besseres anzufangen, als sie zu genießen, und der Genuß kennt keine Schranken. Ahnungslos vor dem Mysterium der gewachsenen, einmaligen, notwendigen Form, ist es immer begierig, Unvereinbares zu vereinigen, Unvermischares zu vermischen. Dieses schmeckt gut und jenes schmeckt gut, — warum will nicht ein und derselbe Topf es kochen? Das ist eine Stimmung des Publikums, die überhandnehmen und auf die Kunst selbst zurückwirken kann. Dann bekommen wir die Erscheinungen, deren unterste das Potpourri einer Badekapelle ist, deren oberste aber durch alle Verhüllungen des Geistes ihre Unfruchtbarkeit vor der Richterin Zeit nicht verbergen kann.

Alles ganz Große, das heißt ganz Wahre aller Kulturen wird über jede Grenze hinaus verstanden, es wirkt und bildet. Ist einer so deutsch, daß er den Deutschen das ganz Große im Geben und Nehmen verbieten wollte? Nicht die Kunst, wohl aber der Geschmack muß national sein, oder er wird zweideutig bis zur Zerstörung; die Kunst kümmert sich nur um sich selbst. (1915)





## Nietzsche und sein Volk

In einer Wochenschrift der literarischen und sonstigen Ultras, der „Aktion“, findet sich ein Aufsatz des Herausgebers Pfemfert über die „Deutschsprechung Nietzsches“; ein höchst verdienstlicher Aufsatz, weil er den Übereifer züchtigt, der einseitig bis zur Fälschung Nietzsche für den unmittelbaren Patriotismus reklamiert — und weil es keinen Sinn hat, sich in die eigene Tasche zu lügen. Es hat in der Tat niemand den Deutschen Böseres gesagt als Nietzsche, nicht bloß in Worten des Grolls, sondern der völligen Abneigung und Abwendung. „O peuple des meilleurs Tartuffes“, spottlacht er, bevor er die Anker nach „Kosmopolis“ lichtet, und sogar die Tartufferie hat er vorausgesehen, die ihn selbst, den Mann von jenseits der Moral, zum Philosophen der preußischen Junkergesinnung machen und ihn für „bestes Potsdam“, „echtes, bestes Preußentum“ ausgeben würde.

Aber wenn wir es nicht verhehlen oder abstreiten lassen, daß Nietzsche in wachsendem Maße und ganz konsequent, mit allen Mitteln seiner Beredsamkeit, mit aller Bosheit des guten Stils, mit der Unbändigkeit

seines Freiheitsdranges Deutschland, deutsches Wesen und deutsche Kultur weggestoßen hat — müssen wir denn sein Urteil, sei es auch mit Knirschen, gelten lassen? Ist er, selbst abgesehen von dem Gesamtbild des menschlichen Lebens, das er in sich trug, und das die Vorbedingung jedes Einzelurteils ist (ein Gesamtbild, das ganz gewiß den wenigsten von denen annehmbar scheint, die mit seinen Aussprüchen ihre allzu zeitlichen Erregungen putzen), ist er so ehrlich wie deutlich, wenn er über die Kulturen Europas spricht, so tief wie stürmisch, so treu im Gewinnen wie im Aussprechen des Urteils? „Ich glaube nur an französische Bildung,“ sagt er und läßt in diesem Zusammenhang die deutsche Bildung mit betont geringschätziger Bewegung aus seiner Hand fallen.

Jedoch man mache es sich einmal klar, was es heißt, wenn ein empfindlicher Mann das eine Stück Leben immer nur von weitem, ein andres immer im Druck der nächsten Nähe zu spüren bekommt. Nietzsche hat Frankreich und die Franzosen aus eigener Anschauung nicht gekannt; er hatte es mit Büchern zu tun und mit Menschen fast auch nur, insoweit sie Bücher waren. Die paar leibhaftigen Ausnahmen, die er traf, waren auf Reisen, waren in der Fremde — und wie sieht ein Mensch in der Fremde aus, zumal wenn man selbst aus Gründen der geistigen Hygiene unterwegs ist? Es ist fast immer ein Mensch, der irgendwie seiner Not entronnen ist, ein leise verklärter, einigermaßen verallgemeinerter Mensch, an dem gerade das verschwiegen bleibt, was ihn unbequem

machen könnte; vor allem aber ein gebildeter Mensch, der auch seinerseits geistig Hygiene und geistigen Sybarismus schmecken läßt. Von solchen Typen, höchst gereinigten Exemplaren, schloß Nietzsche auf die Kultur, der sie entstammten. Er verachtete Leute, die täglich ein Ei essen und niemals lernen, welche Sorte am besten schmeckt. Wie es aber in französischen Kleinbürgerwohnungen, auf französischen Bauerhöfen, in der Provinz des französischen Geistes aussieht, das wußte er nicht, und sein Kulturbedürfnis, das sich so viel auf Realität zugute tat, schlug der fernen Welt gegenüber gleich ins Idealistische um.

Umgekehrt hielt er's gegen Deutschland. Er hatte das deutsche „Warm“ zu nahe gefühlt, die Enge, den Kampf im deutschen Gelehrtenleben, Geschmacklosigkeit und ähnliche Menschlichkeiten zu direkt gesehen, und seine Empfindlichkeit verdichtete sich zu einem Mißbehagen und Mißtrauen grundsätzlicher Art. Bei den Franzosen ersetzte ihm der Kulturtyp die Erfahrung, bei den Deutschen verdächtigte ihm die Erfahrung den Kulturtyp. Aufs äußerste ungeduldig gegen den betrogenen Betrug in der deutschen Philosophie und selbst im Urteil ohne Zweifel zu literatenhaft schnell, zu summarisch, übersah er, daß man von deutscher Bildung nicht sprechen dürfe, ohne die Namen Goethe, Bach und Dürer zu nennen, und daß diese höchsten Erscheinungen im ungetrübten Glanze bestehen bleiben, selbst wenn es wirklich um die deutsche Philosophie so „zweideutig“ bestellt wäre, wie

er im Verlaufe seiner Entwicklung mit immer unbedingterer Wildheit glaubte.

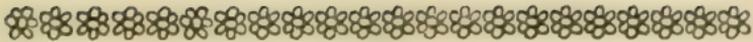
Vor allem darf man auch nicht vergessen, daß Nietzsches Verhältnis zur deutschen Kultur von Anfang an durch sein Verhältnis zu Wagner vergiftet war. Als er Wagner und Deutschland für identisch nahm, war er selbst „zweideutig“. Und er wußte das früh. Nicht weil er sich von Wagner zu lösen hatte, sondern weil er sich aus einer Unwahrhaftigkeit in diesem Verhältnis zu lösen hatte, geschah die Befreiung so revoltant. Es war etwas in ihm schief geworden und wurde nicht mehr gerade. Es ist bekannt, daß lange vor dem Bruch, ja zur Zeit der leidenschaftlichsten Parteinahme in Nietzsche schon die Segnerschaft gegen Wagner heranwuchs. Höchst bezeichnend ist das kleine Erlebnis, wie Nietzsche das Triumphlied von Brahms, woran er Gefallen gefunden hatte, Wagner aufdringen wollte und es ihm immer wieder aufs Klavier stellte, indes Wagner es immer wieder wortlos wegtat. Nietzsche hat das dem Meister als einen Mangel an Wahrheitsmut verargt; in jungen Jahren sind wir geneigt, ihm recht zu geben; älter geworden, empfinden wir Wagners Recht, nicht zu leiden, was ihm das Innere störte. Und ganz so wie Nietzsche — von Grund auf zu falsch gestimmt, als daß er Wagner je wieder im klaren Umriß hätte sehen lernen — in spielender Scheinfreiheit Bizets „Carmen“, die tragische Operette, gegen Wagners Drama ausspielte, während die deutsche Musik ihren Weg zu Bruckner weiterging: ganz so hat er gegen das deutsche Wesen Segenkönige

aufgestellt, von der Lust des Königmachens mehr als von dem Drang nach Wahrheit geführt. Er ist ein hinreißender Mann; und daß ich ihn immer nur zitiere, um ihm zu widersprechen, geschieht aus Respekt vor ihm und vor seinem Problem, die beide ich mich schämen würde auf die ästhetische leichte Achsel zu nehmen, ja es geschieht aus Bescheidenheit. Aber sein Denkstil ist trotz alledem für die großen Entscheidungen, die er unternimmt, nicht klassisch genug; denn klassisch ist ein Stil nur, der weder kritisch noch historisch ist.

Selbst aber wenn wir dem Urteil Nietzsches über Deutschland nicht von vornherein mit Zweifel begegneten, so bliebe es doch noch in der deutschen Gesamtrechnung nicht zu unsern Lasten, sondern zu unserm Vorteil. Je mehr ein Denker sich ins Prophetische steigert, um so geneigter ist er, sein Volk zu schelten. Das aber gereicht dem Volk zur Ehre. Der jüdische Prophet ist eine Ehre seines Volkes, nicht eine Bestätigung seiner Schande. Denn ein solcher Prophet, selbst ein Genosse, ein Organ des Volkes, beweist durch seine eigne Flamme, daß dieses Volk weiter und über sich hinaus will. Wenn einem müden Leib ein erhabener Wille noch eine Meile und noch eine Meile Marsch im Sonnenbrand abtrozt, so ist der Leib nicht die Schande des Menschen. Und so müssen wir uns bewußt werden, daß sich der Zeugnisse eines Volkes gegen sich selbst um so mehr finden, je tüchtiger das Volk noch — oder schon! — ist; eine Wahrheit, die wir zudem nicht nur für uns in Anspruch nehmen sollten. Es steckt ein schädlicher und ärgerlicher Selbst-

betrug darin, wenn wir zum Beispiel Zeugnisse gegen England aus Ruskin abschreiben, solche Zeugnisse gehören auf die englische Kreditseite. Man kann mit den Urteilen über eine ganze Kultur, über ein ganzes Volk nicht vorsichtig genug sein, sowohl im Rühmen wie im Verdammten. Denn zu leicht wird man verführt, sich dadurch seine eignen unmittelbaren Pflichten und Aufgaben bequemer, statt strenger zu machen. (1915)





## Die Verschwendung des armen Mannes

Es ist bekannt, daß der wirtschaftlich Schwache gegenüber dem wirtschaftlich Stärkeren zu allem übrigen noch dadurch in ein ungünstiges Verhältnis gesetzt ist, daß er einen größern Teil seines Einkommens für den nötigsten Lebensunterhalt verbraucht. Im Verhältnis zu seinem Einkommen wohnt der arme Hinterhäusler teurer als der üppige Schloßbesitzer; sein Brot hat er nur um ein geringes wohlfeiler, und dafür iszt er mehr. In allem, was er braucht, auch wo die Preise abgestuft sind, bleibt seine Gegenleistung, gemessen an seiner wirtschaftlichen Kraft, unvergleichlich größer als die des Reichen, von der Eisenbahnfahrt vierter Klasse, die er unternimmt, um Arbeit zu suchen, bis zur letzten Fahrt im „Wagen ohne Rad und Deichsel“. Die indirekten Steuern liegen am schwersten auf seinen Schultern, und selbst die direkten bis zu einer wirklichen Ausgleichung gerecht zu verteilen, gibt es kein Mittel, nähme man die Progression auch noch so scharf. Denn immer bleibt die Grundtatsache bestehen, daß ein Groschen, der vom

Nötigsten weggenommen wird, schwerer wiegt als jede mögliche Summe, die der Überfluß hergibt.

Dieses Übel also liegt in der Natur der Dinge. Sagen wir: es liegt nur einstweilen in der Natur der Dinge, so befinden wir uns im Zauberbann der Utopie, und auf sie hinzusteuern, auf sie zu hoffen und sie im Traum vorweg zu nehmen, mag Menschenrecht und Menschenschuldigkeit bleiben. Aber inzwischen gilt es, die Hände zu rühren und zu bessern, wo Besserung möglich ist, und das ist wohl in noch höherem Maße Menschenrecht und -pflicht. Sieht man nun die Wirtschaft des armen Mannes, nicht in den Handbüchern der Statistik, sondern am Beispiel des einzelnen lebendigen Verlaufes, so entdeckt man, daß zu ihrer einstweilen unverbesserbaren, notwendig und automatisch eintretenden Benachteiligung noch eine andere heimlich und tückisch hinzu kommt: der arme Mann verschwendet. Sofern er, wie andre Menschen, aus Übermut oder aus einer Unkenntnis, die ihm als Schuld beizumessen wäre, verschwendet, hat die wirtschaftliche Erwägung nichts mit ihm zu tun und überläßt ihn, wie jeden andern Menschen, der Erziehung in irgendeiner Form. Aber er verschwendet notgedrungen, nämlich indem er die schlechtere Ware nehmen muß. Für seinen Groschen, der an sich schon unmeßbar schwerer wiegt als der des reichen Mannes, für diesen seinen Groschen bekommt er in unzähligen Fällen eine schlechtere Ware, als der reiche Mann für den seinen. Er kauft eine einzelne Kerze, weil er für ein ganzes Paket nicht Geld genug übrig hat; und nicht nur, daß er sie schon deshalb teurer

kauft, er kann auch sicher sein, daß er eine schlechtere Kerze nehmen muß, als derjenige sich bieten ließe, der die Wahl hat. Er kann sicher sein, daß, wenn das Bier teurer wird, es für ihn auch dünner wird. So geht es ihm mit seinem Rock, seinem Hemde, seinem Strumpf, ja mit seiner Nähnadel und mit seinem Zwirn.

Wer sich einredet, daß die Konkurrenz der Fabrikanten und Händler diesen Schaden mit der Zeit von selbst kurieren müsse, ist theoretisch befangen und kennt das wirkliche Leben nicht. Die Konkurrenz hat sich ja in den letzten Jahrzehnten immer verschärft; aber das hat den Übelstand, von dem wir hier reden, nicht gemildert, sondern es ist im Gegenteile nur schlimmer damit geworden. Bei der Wirtschaft von der Hand in den Mund wird nun einmal nicht die für einige Dauer, sondern die für den Augenblick passendste Ware genommen, und das ist die wohlfeilste. Diese aufgezwungene Kurzsichtigkeit und Kurzfristigkeit des Wirtschaftens hat eine verhängnisvolle Abstumpfung jedes Qualitätsgefühls zur Folge; zur Folge, die wiederum zur Ursache wird, so daß in unendlicher Kette das Übel sich vergrößert. Und dieses Übel, das Schwinden des Qualitätsgefühls, ist vielleicht das tiefste und verheerendste von allen. Es zehrt wie ein Krebs am Volke und gefährdet sogar den Begriff des Volkes überhaupt. Etwas mit Wahl zu kaufen, gibt ein Gefühl von Freiheit und ist von einem Hauch der Schönheit, ja der Idealität unzertrennlich. Aber wer nicht mehr unterscheiden darf, wird bald nicht mehr unterscheiden können und schließlich nicht mehr

unterscheiden wollen. So wird das Nützliche zum Gemeinen, und der roheste Materialismus ist unausbleiblich.

In der Moral der Klassen und Völker kommt alles auf Gewöhnung an. Direkte Belehrung vermag nichts auszurichten, so muß es die indirekte durch den Zwang. Von den ältesten Zeiten an hat der Staat den Käufer zu schützen gesucht, indem er Gewicht und Maß festsetzte. Die Methode wurde immer sorgfältiger, immer mißtrauischer. Es ist noch nicht lange her, daß auf den Märkten der kleinen Städte Fische, Obst und Gemüse aufs Ungefähr und nach Schätzung gekauft wurden, und das war nicht einmal übel, denn es schärfte den Blick der Hausfrau und schuf zwischen den Marktbesuchern Verhältnisse des Vertrauens und der Gewohnheit. Dennoch war es richtig, den Verkauf nach Gewicht einzuführen; weil dadurch die Redlichkeit des Händlers zu etwas technisch Selbstverständlichem wurde. Dieser Schutz des Käufers erstreckt sich im allgemeinen nur auf das Quantitative, greift aber doch in gewissen Fällen auch darüber hinaus. Ich habe es in Schülerjahren noch mit eignen Augen gesehen, daß einer Bäuerin auf dem Markt die Butter, die nicht genügend ausgewaschen war oder zu viel Salz enthielt, mit den schönen grünen Weinblättern, auf denen sie sie feilbot, zusammengestampft wurde, ein Vorgang beiläufig von einer belustigenden, volkstümlich moralischen Eindringlichkeit. Was hier bestraft wurde, war ein Betrug im Gewicht, also ein quantitativer, aber ein wenig reicht schon diese marktpolizeiliche Fürsorge ins Qualitative hinüber. Noch mehr war das der Fall, wenn

eine Milch, die nicht den vorgeschriebenen Fettgehalt hatte, in den Rinnstein gegossen wurde.

Und warum sollte denn die Qualität nicht überhaupt so gut wie die Quantität der Sorge des Gesetzgebers und der Aufsicht der Polizei unterworfen werden können? Warum sollte nicht überall, wo das Gesetz bis zur praktischen Brauchbarkeit eindeutig zu sein imstande wäre, das Qualitätsminimum festgestellt werden können — für Kerzen, Seifen, Fette, Stahl- und Textilwaren und für manche andre noch? Daß eine solche Maßregel technisch ohne Schwierigkeit durchführbar ist, lehrt jeder Zolltarif. Und was stünde ihr sonst wohl entgegen? Zugegeben, daß durch sie eine Verminderung des Geldumtriebes eintreten würde. Aber wenn man es sich erst eingestanden hat, daß die Lebhaftigkeit des Geldumtriebes zu einem Teil trügerisch war und eine ungesunde, hektische Konstitution zur Grundlage hatte, wenn man erkannt hat, daß die Lebhaftigkeit des Kaufens zu einem Teil nichts Besseres war als die Sucht des bleichsüchtigen Mädchens nach bleichsuchtbefördernden Getränken, so wird man die Verminderung des Geldumtriebes zu diesem einen Teil als einen moralischen Vorteil gelten lassen müssen, der morgen ein ökonomischer wird. Alles provisorische Kaufen bedeutet einen ökonomischen Verlust. Die Gewöhnung an schlechte Ware führt zu der Gewöhnung an wohlfeile Ware, und dieses wiederum führt obenein zum unnützen Kaufen. In allen knappen Wirtschaften kommt es vor, daß Dinge gekauft werden, nicht, weil man sie braucht, sondern weil sie wohlfeil zu haben

sind. Was für das kleine Haus des einzelnen gilt, gilt auch für das große Haus des Volkes; Krankheit der Privatwirtschaft ist oder wird auch zur Krankheit der Volkswirtschaft. Der Krieg, wie jede Krisis, vergrößert die ökonomische und die moralische Spannung zwischen arm und reich; der Berg wird höher getürmt, das Tal wird tiefer gerissen; und lange, mühselige Arbeit ist vonnöten, das übertriebene Verhältnis wieder auszugleichen. Es würde was helfen, wenn der arme Mann auch als Verbraucher von Waren mehr geschützt werden könnte, als er es heute ist.

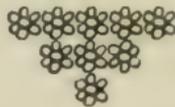
Größer indessen wäre der indirekte Vorteil von dem hier vorgeschlagenen Gesetz. Eine Erhöhung des Qualitätsminimums würde auch eine Erhöhung des Preisminimums zur Folge haben, und bei manchen Waren eine beträchtliche. Es müßte also für gewisse Anschaffungen wieder gespart werden. Die Wahl würde zögernder und vorsichtiger. So würde ins Kaufen wieder ein Stückchen mehr Erlebnis kommen, und — das ist die Hauptsache — das Qualitätsgefühl würde leise erwachen.

Ohne dieses Qualitätsgefühl ist alle Hoffnung auf Volkskultur illusorisch. Es ist aber durch die Entwicklung des 19. Jahrhunderts bei allen vorgeschrittenen Völkern des Westens so von der Seele des Volkes weggespült, wie in den ehemals fruchtbarsten Gegenden der Erde nach dem Niederschlagen der Wälder der Humus von den nackten Felsen heruntergespült ist. Ganz so wie Kornkammern Kleinasiens von ehemals heute zur un-

fruchtbaren Öde verdammt sind, ganz so öde in der Härte des sinnlosen Nutzens starrt das Gemüt des Volkes. Man kann Bäume in Kübeln auf die toten Berge tragen, aber es wachsen keine dort. Wenn wir Häuser, Dörfer, ja ganze Städte nach den besten, nach guten Mustern bauen, so ist nichts damit getan, solange das Volk nur mit der verlegenen oder schlaunen Bereitwilligkeit des Beschenkten die schönen Dinge hinnimmt, solange es nicht von ihnen in einer eignen, natürlichen Empfindung getroffen wird. Das gute Vorbild als solches kann nichts wirken, wenn es nicht von einer vorbereiteten Seelenverfassung empfangen wird.

Kultur und Kunst aus abstrakten Gründen und abstrakten Kräften vom Volke zu verlangen, ist ein ungeheurerlicher Selbstbetrug. Nicht Kultur, sondern Natur ist das Wesen des Volkes. Weil es ihm natürlich ist, nicht, weil er damit Kunst machen will, muß der Tischler das gute Verhältnis einer Tür, die weiche Schärfe einer Kante, den Sinn eines Schmuckteils zustande bringen. Unsere ganze hochgesteigerte Kultur — Poesie und Kunst, Politik und Moral — bliebe ein Spiel der Eitelkeit und des Selbstbetruges, wenn sie nicht aus dem Boden des Volkes genährt würde. Das ist ihre Demokratie. Sie selbst ist nicht Volk, sie mag und soll dem Volke fremd sein, aber nur wie die Blüte dem Wurzelgeslecht und Mutterboden. Soll das Volk seine geheimnisvoll nährenden und treibenden Kraft behalten oder wiedererhalten, so muß es zu allererst wieder von Natur zwischen gut und schlecht unterscheiden lernen.

Um dieses zu befördern, sind die Kleinen Mittel nicht die schlechtesten, sind vielleicht die besten; ganz abgesehen davon, ob man ein Recht hat, für den Menschen, der um seinen Lebensunterhalt in Sorge und Arbeit schwer und preisgegeben ringt, irgendein wirtschaftliches Mittel Klein zu nennen. Nur von der Wirtschaft her ist es möglich, das Wertgefühl aus der Beseßtheit durch den nächsten, den dümmsten Nutzen zu erlösen, und nur durch die Steigerung des Wertgefühls kommt das im Volke zum Leben, was wert ist, Volk zu heißen. (1916)





## Karl XII. und seine Krieger

Verner von Heidenstams Prosaepos „Karl der Zwölfte und seine Krieger“ ist in einer neuen deutschen Ausgabe erschienen\*; ein Buch, das in mancher Hinsicht nicht seinesgleichen hat. Schon daß in unsrer späten, historisch bedenklichen und vernüchternen Zeit ein Dichter den Mut haben darf, sein Volk als Ganzes zum Helden zu nehmen, ist etwas Erstaunliches; wovon wir etwa in Charles de Costers Mien Spiegel ein zweites Beispiel haben. Beide Dichter standen bei so gewagtem Unternehmen vor einem Problem, das nur eine ganz persönliche, notgedrungenenerweise originelle Lösung ertrug. Der Flame, der nicht ins Spezielle des historischen Romans verfallen wollte, machte eine symbolische Gestalt zum Mittelpunkt seiner Dichtung; ja, nicht nur Tyll, der Geist, sondern auch Nele, das Herz der Mutter Fländern, und Lamme Soedzaß dazu, so persönlich und deutlich sie erscheinen, sind nichts anderes als ihre verkörperte Rasse selbst. Wenn aber der schwedische Dichter in ähnlicher Absicht die Erscheinung seines Volkes suchte, so

---

\* Übersetzt von Gustav Bergmann, bei Albert Langen, München.

fand er seinen Blick doch immer auf die Geschichte gebannt; statt eines Symbols trat ein Mensch ihm entgegen, ganz und gar zeitlich bestimmt und doch so außerhalb der Zeit, daß ein Symbol daneben noch flach und willkürlich erscheinen mußte; und wenn nun auch er dem historischen Roman entgegen wollte, so sah er sich gezwungen, ein umgekehrter Homer, seinen Stoff in Einzelgefänge zu zerlegen und ihn in ein paar Dutzend von Erzählungen, Visionen und Phantasieen ahnungsvoll aufglänzen zu lassen.

Aus de Costers Werk singt in Tönen unendlicher Liebe die Zuversicht auf das Leben und die Zukunft eines unterdrückten Volkes. Schweden ist nicht unterdrückt; es hat einmal eine große Macht gehabt und hat sie nicht mehr und hofft auf sie nicht mehr; aber es ist frei und ist im Wohlergehen; — ein Zustand, der für das Entstehen eines großen Epos etwas Flaues zu haben scheint. Dennoch vermochte Heidenstam seinen Kranz von Helldengedichten um das fahle Haupt des Mannes und Königs zu flechten, der sein Land nicht etwa ins Verderben, sondern für das dichterische Gemüt in etwas Schlimmeres, in die Kleinheit, in die Seringheit gestürzt hat. Ein in die Abenteuer verliebtes Knabengehirn würde das Bedenkliche dieser Verklärung gar noch nicht verstehen; und Strindberg hat immer Hohn und Haß für diejenigen unter seinen Landsleuten gehabt, die sich durch Karls XII. meteorisches Licht gegen das durch ihn heraufbeschworene Verhängnis blind machen ließen. Wir geben Strindberg, dem von Tatsachen besessenen,

sich immer an Thatfachen wundstößenden Manne unrecht, jedenfalls gegen Heidenstam. Indem dieser den Ruhm und den Untergang der schwedischen Größe heroisch besingt, nicht etwa elegisch beklagt, stellt er sie aus der vergänglichen Zeit in die Ewigkeit hinaus, wo auch die Schicksale der Völker nur ein Tag sind und des Menschen Werke Gras, das zu Heu wird: seine Werke; aber nicht der Mensch selbst mit seinem Geiste; der steht vor der Ewigkeit als nichts Seringeres, denn sie. Und so ist es schwedische Unsterblichkeit, die dem Dichter von seinem Könige entgegenstrahlt; Erfolg und Mißerfolg sind kaum sein Kleid, geschweige seine Gestalt.

Eine historische Erscheinung so ins Überhistorische sehen und sie dennoch in die geschichtliche Ursach- und Wirkungskette einfügen, ist nur möglich, wenn man ihre Laufbahn als providentiell annimmt. Verdienst und Schuld hören auf. Nicht dieser bestimmte Mensch mit seinem zufälligen Charakter hat diese bestimmten Veränderungen in das Leben der Völker gebracht; sondern die Veränderungen sollten geschehen, und damit sie eintreten könnten, bedurfte es des für das Werk tauglichen und vorgesehenen Charakters. Wir haben vor der Geschichte in einer gewissen Entfernung und entsprechenden Vereinfachung ihrer Linien leicht einen solchen Eindruck des Planmäßigen und Vorherbestimmten. Es sei dahingestellt, wieviel Kurzschlüsse des Denkens dazu führen, das Fehlerhafte daran ist nicht schwer zu beweisen; nur daß über allen Beweisen doch immer der unergründliche Spott des Unergründlichen schwebt. Karl XII. jedenfalls

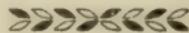
und das Schicksal, das er seinem Lande bereitet hat, stehen nicht in der einfachen Nothwendigkeit zueinander, wie ein Mensch und seine That. Für das, was er herbeizuführen berufen war, genügte es nicht, daß er ganz und gar als ein dämonischer Mensch daherkam; daß er als ein solcher, kaum dem Knabenalter entwachsen, wie ein Blitz auf die Dänen zuckte, den großen Peter niederstürmte und August von Polen wie einen Hasen vor sich herjagte; er mußte dazu noch der allersonderbarste Charakter sein, der sich in das schlechthin Unsinnige verbißt, der von einem Mazarin verführt werden konnte, und der an den Mauern Pultawas den Rang einer schwedischen Großmacht wie ein rohes Ei zerschlug.

In unsern Tagen hat man den Versuch gemacht, den Hieb Karls nach der Ukraine, als der Wurzel eines großen Rußlands, für ein Zeichen gerade seines politischen Tiefblicks auszugeben, für einen Fingerzeig auf das, was uns selbst gerade heute nottut. Sicherlich ist das zu munter ausgelegt. Karl, nachdem inzwischen Peter sein Heer organisiert und die neue russische Hauptstadt an der Newa gegründet hatte, mußte vor Pultawa verbluten, weil — ja weil es an der Zeit war, zu erweisen, daß Schweden keine Festlandsmacht sein könne. Skandinavien ist vor dem Gesicht Europas so gut wie eine Insel. Noch solange schwach, so daß sie jeden Übergriff erleiden müssen, noch solange politisch oder wirtschaftlich vom Augenblick befangen, eines Tages schwellen die Völker des Kontinents zu ihrer Kraft und drücken das Inselvolk über das Meer zurück. So ist Schweden der

Dänen, gegen welche es selbst ein Kontinent ist, ledig geworden. So ist England vor Frankreich gewichen, und es würde ihm wieder so gehen, wenn es durch diesen Krieg aufs neue den Versuch machen sollte, festländischen Grund zu fassen. Wenn Krieg, nach dem berühmten, wie alle einfachen Summen von komplizierten Vorgängen verführerischen Worte, die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist, so ist er darüber hinaus auch eine Brückenprobe, eine Belastungsprobe für eine Politik. Das Schweden mit Großmachtbesitz an der Weser und am Segenufer der Ostsee war eine fehlerhafte Konstruktion, Karl hat sie zerbrochen. Aber weil er nur eine Politik widerlegt, sein Volk jedoch in allen Tiefen bestätigt hat, durfte er das Kleinod dieses Volkes bleiben, das, nach dem letzten Satze bei Heidenstam, „beim Fall seiner Größe seine Armut zu ehrendem Ansehen gebracht hat vor aller Welt“.

Wir fühlen uns heute unwillkürlich noch an ein andres Inselvolk erinnert, das auf das Festland will. Es möge der Phantasie erlaubt sein, Jahrzehnte und vielleicht noch mehr vorwegzunehmen und sich vorzustellen, daß Japan einst auf ein andres Rußland stoßen wird als auf das von 1904. Bekommt Rußland Konstantinopel nicht, so wird es einsehen lernen — bekommt es Konstantinopel, so wird es erfahren, daß dieses alte, ehrwürdige Byzanz nicht mehr die Stadt seines zweihundertjährigen Traumes ist. Der Weg durch den Bosphorus und die Dardanellen führt heute, trotzdem England Gibraltar schon hatte, während Peter mit Karl

raufte, in unvergleichlichem Grade mehr von einem Binnensee in den andern. Was aber die Kultur betrifft, so kann Rußland die Bulgaren und die Serben ebensowenig kultivieren, wie Japan die Chinesen. Kein Volk vermag das zu nah verwandte zu kultivieren; die Verwandtschaft will immer differenzieren. Rußland kann die slavischen Völker des Balkans unterdrücken, und dadurch schlechter machen, und dadurch schlechter werden. So Japan die Chinesen. Wohl aber ist Rußland geeignet, in China Särung zu wirken, in einer Weise, daß es von einer solchen Durchdringung selbst die ihm notwendigen rückwirkenden Kräfte erfährt. Ein nicht nur gegen Asien, sondern gegen den Stillen Ozean gewendetes Rußland ist das Bild einer Zukunft, das für Deutschland das einer Politik sein würde. Japan aber, von seinem Festland abgedrängt, wird nach Osten ziehen, über das Meer, wie England nach Westen ziehen mußte, über das Meer, und wird dort einen immer noch dünn bevölkerten Kontinent in seine dann erst entscheidende Särung versetzen. (1916)





## Zionismus und Politik

Daß der Krieg, unter anderm, auch eine Angelegenheit — und demnach vielleicht eine Gelegenheit — des Zionismus werden könnte, das haben politisch gerichtete Zionisten vom Anfang an gespürt. Die ersten Aufstellungen sind inzwischen durch die so schnell nicht erwartete Erschaffung eines neuen Polens und darnach durch die russische Revolution sehr stark verschoben worden, am meisten aber durch das verdächtige Interesse der Entente. Es ist begreiflich, daß dem einen oder dem andern bange davor wird; daß besonders diejenigen, denen ein inneres Zion mehr am Herzen liegt als die Reiche dieser Welt, es mit Sorge und Kummer sehen, wie nun auch ihr zukünftiges Palästina, ihr neues Jerusalem in den „Wirbel von Länderverteilungen und Eroberungen“ hineingerissen wird. Von Max Brod haben wir diese Klage im Septemberheft der Neuen Rundschau gelesen, Buber hat ihr in seiner Zeitschrift „Der Jude“ Ausdruck gegeben, und beide haben damit nichts andres ausgesprochen, als was offenbar vielen Unruhe und Beschwernis macht.

Indessen werden doch auch diese nicht die Augen davor verschließen können, daß der Zionismus mindestens

zu einem Teile ein politisches Problem ist. Mögen seine Gründe, Wurzeln und Motive noch so religiös, seine Ziele noch so ideologisch sein und seine Methode sich dementsprechend bemühen, rein zu bleiben, immerhin handelt es sich darum, daß in einem bestimmten Lande Menschen zu einer bestimmten Art von gemeinschaftlichem Leben sich ansiedeln wollen, also einen Grad von staatlicher Unabhängigkeit, ob er nun hoch oder niedrig sei, anzustreben haben und auf diese Weise mit andern, schon vorhandenen, schon zu Formen hingebildeten, im Besitze, im Rechte befindlichen Gruppen und Staaten in Beziehung treten müssen. Rechtsgrenzen werden zu ziehen sein, und solche werden morgen zu Machtgrenzen, und diese wiederum, übermorgen, zu neuen Rechtsgrenzen; denn zwischen allem, was Staat und dem Staate ähnlich ist, gibt es nichts andres als Segnerschaft, als wovon Freundschaft und Feindschaft nur die nach den Umständen wechselnde Erscheinung sind. Selbst wenn der Zionismus sich ganz und gar und mit unbedingter Ausschließlichkeit religiös besänne und ein Mönchtum, ein Berg Athos zu sein begehrte, so würde seine Niederlassung eine politische Seite haben, die er als solche, als eine politische betreiben müßte.

Ich verstehe nicht, warum er sich dagegen innerlich sträuben sollte; ich hoffe, er verträgt die Säkularisation; es scheint mir, daß man andernfalls nicht an den Ernst seines Glaubens glauben, sondern an dem Ernst seines Willens zweifeln müßte. „Wer nach den neuentdeckten Inseln fahren will, nutzt die Winde, wo sie wehen,“

sagt Florian Seyer. Gerade weil für die Stellung der Juden nicht klar und einfach auszumachen ist, ob der Begriff der Rasse oder der Nation oder der Religion oder eine Mischung davon zu irgendwelchen Teilen sie bestimmt, ist alles willkommen zu heißen, was dazu zwingt, die zarten Dinge praktisch zu nehmen; im Praktischen ist alles Unfaßbare sogleich faßbar, und praktisch und politisch — ist Maus wie Mutter, wie man's heißt.

Etwas andres wäre es, wenn die Einstellung des Zionismus in die Politik nicht sowohl prinzipiell, als in der gegenwärtigen Zeitlage heikel empfunden würde; für Menschen, auf die ohnehin unfreundlich aufgepaßt wird, als eine Verlegenheit darum, weil die vorausgesetzte Einheit der Juden inmitten der einander bekriegenden Völker — wie andre die Grenzen überfliegenden Einheiten, zum Beispiel die der Religion — einstweilen mit leidlichem Vertrauen hingenommen wurde, in dem Augenblick aber höchst verdächtig werden konnte, wo sie von einer der beiden gewaltigen Parteien politisch angespannt und ausgenutzt zu werden drohte. Was aber hülfte es in diesem Falle, den Kopf in den Sand zu stecken? Man muß ihn vielmehr nun erst recht erheben, schon weil das die des Kopfes einzig würdige Haltung ist.

Ich weiß nicht, ob es meine Kompetenz verstärkt oder erschüttert, daß ich nur so ein Zionist in partibus bin, aber allerdings einer bin, solange ich denken kann und ehe das Wort an mein Ohr schlug. Jedoch nicht von weitem wurde mir das zum Widerspruch, nicht einmal zur Beunruhigung des Bewußtseins, daß ich auf deut-

ischer Erde geboren bin und daß mir alles, was ich zu vernehmen imstande war, die deutsche Sprache gesagt hat; selbst dann nicht, als der gehässige Leichtsinns der Schule das noch wehrlose Gefühl hätte entzweien können. In meiner Kindheit waren wir, die einzige jüdische Familie im Ort und nach der Strenge des Ritualgesetzes uns verhaltend, in unsre christliche, deutsche Umgebung vollkommen ein- und hineingelebt durch unsre jüdische Gegensätzlichkeit, nicht trotz ihrer. Ist das mein besondrer Fall, so kann ich nichts wider ihn; ist er heute nicht mehr möglich, so trägt die Schuld daran nicht eine etwa neu erstandene Strenge der Idee auf beiden Seiten, sondern die Vergrößerung, ja der Zerfall alles Anonymen, Ruhsamen im Gemüt. Aber ich glaube das nicht; sondern vertraue darauf, daß mancher Jude mich hier versteht, und nicht minder ein Deutscher, der sein Volk belauscht hat und es wirklich, daß heißt nicht bloß durch seine Repräsentanten kennt. \* Es ist nichts Unnatürliches darin, seine Bahn mit zwei Mittelpunkten zu laufen; einige Kometen tun es und die Planeten alle. Unvereinbar Scheinendes zu vereinen, darin besteht im Grunde das ganze geistige Geschäft; sind doch selbst das private, individuelle Leben und das der Gemeinschaft, auch der nationalen und auch sogar der religiösen, Gegensätze. Wie es keine Lage des Menschen gibt, die er sich nicht in Schande; keine, die er sich nicht in Ehre verwandeln könnte, so gibt es auch keine, die nicht Schwäche werden kann oder Kraft.

Und so, als Jude deutsch „orientiert“ — um diese

Redensart einmal zu gebrauchen, hier wo sie am widersinnigsten Klingt —, habe ich den Zionismus von jeher auch als ein deutsches Interesse gedacht. Palästina, zugleich Vereinigung und Trennung, Brücke und Kluft zwischen Afrika und Asien, müßte, so schien mir, wenn es durch die jüdische Kolonisation von einem neuen Leben angefüllt wäre, genug, um einen neuen, gebürtigen Willen in die Welt zu setzen, mit zum Hindernis werden können, daß die beiden Ströme der englischen Macht, der indische und der afrikanische, zusammenfließen. Wenn jetzt von Amerika her dem Zionismus rattenfängerisch gepfiffen wird, und wenn man damit etwas andres will, als unbedenklich Unbedenkliche fördern, wenn man es also verhältnismäßig ernst und ehrlich meint, was ich auch „verhältnismäßig“ nicht glaube, so täuscht man sich. Nehmen wir einmal an, Amerika, das heißt England, vermöchte es, durch diesen Krieg den Zionismus in Palästina zu etablieren, so wäre es ja dazu doch nur imstande, wenn es in einem so hohen Grade siegte, daß es auch auf jede andre ihm beliebige Weise Palästina in seine weiten mazedonischen Pluderhosen stecken könnte. Dann aber wäre für das deutsche politische Interesse eine zionistische Kolonie dort immer noch ein Vorteil; ein kleiner, vielleicht ein winziger Vorteil, doch ein Vorteil; denn es wäre in die englische Kette immerhin ein Element von wahrscheinlicher Unruhe eingeschaltet. Es scheint mir nicht einmal allzu phantastisch, sich vorzustellen, von welcher Art die Unruhe sein würde: von der religiösen. Der Boden, der mehr als einmal geborsten ist,

könnte leicht wieder trüchtig werden; und durch christliche Sekten, Islam und zionistisches Judentum, zwischen denen es Kochen wird, könnte noch einmal der synkretistische Sturm fahren. Eine politische Gefahr würde das immer nur für eine Macht bedeuten, die eine geographische Kontinuität ihrer Herrschaft zu bewahren hätte; für keine andre.

Aber England wird nicht in die Lage kommen, sein Geschenk zu machen. Denn ein Geschenk wäre es doch, nicht wahr? Wenn es auch Narren gibt, die von einem Recht der Juden auf Palästina reden; als ob sie das Land nicht durch dieselbe Macht verloren hätten, durch die es gewonnen war, nämlich durch Krieg, Raub und Eroberung. Ein Geschenk in jedem Fall, würde es aus Englands, des alttestamentarischen, bibelfesten Englands Hand zu einer Parodie seiner selbst. Und das wissen die Zionisten bei uns, wahrscheinlich aber auch die in Amerika; sie wissen, daß die Entwicklung, auf die sie hoffen, nur unter dem Halbmond so viel ideelle Freiheit gewinnen kann, wie ihr großer Gedanke braucht und verdient, mögen auch die materiellen Bedingungen für eine Weile noch gedrückt und gefährvoll sein.

Es ist sehr gut, daß der Krieg den Zionismus mit politischen Versuchungen bedrängt hat. Nichts kann ihm förderlicher werden, als daß er sich immer deutlicher bewußt wird, etwas Praktisches, Gestalter eines Stückes Leben, bedingt, begrenzt zu sein und nicht dazu da, ein Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Ich rechne es nicht hoch an, daß er dadurch auch einer gewissen

überfeinen Kritik ledig wird, die ihn als romantische Rückständigkeit verwirft. Immer wo etwas getan wird, sind auch die Leute nicht weit, die hoch darüber hinaus sind und doch so hoch leider nicht, daß sie ihres erhabenen Weges gingen, unbekümmert um die sich in der niedrigeren Region Abmühenden. So gibt es unter Juden freie Geister, die den Zionismus als einen Verrat am selbstigen, von Staat und Volk und ähnlichem Gespenstwesen freien Geist zu verachten und zu verhöhnen wissen. Wären sie nur recht von allen Fesseln frei! so würden sie auf die Fessel nicht speien. Aber sie kommen mir vor wie ein Mensch, der einmal dem Düngen und Pflügen und Säen und Mähen zusieht und aller sonstigen Mühsal, bis das Korn zu Mehl und das Mehl zu Brot wird: er zuckt die Achseln, er weiß es besser, man braucht nur in den nächsten Bäckerladen zu gehen und kauft eine Semmel. Wie manche Gedankenwelt, bestrickend, unentrinnbares Netz, solange das Buch aufgeschlagen ist, versinkt in den Abgrund, sowie es zugeklappt wird! Denn die Natur und die Not sprechen dann sogleich wieder ihre vernehmliche, weise und unwiderlegbare Sprache, mächtiger als die des edlen Müßiggangs der Gedanken, geschweige des unedlen. Der Zionismus, Urbarmachung eines Stückes Erd- und Menschenboden, Arbeit, Ent-sagung, Hingebung, Vertrauen und verschwenderische Saat in die Zukunft, — es gehört schon die grinsende Verweisung dazu, andre Gefühle gegen ihn zu haben und zu erweisen, als die der bewundernden, verehrenden, helfenden, nachfeiernden Teilnahme.

Aber freilich, nur als Tat ist der Zionismus ein vollkommener — Gedanke. Insofern er Weltanschauung oder Philosophie oder Religion sein will, gibt es eine einzige kleine Tatsache, die jeden, der nicht viel Zeit hat, der Mühe überhebt, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Es ist dieselbe Tatsache, die ihn zu einem praktischen, einem politischen Ding macht; die nämlich, daß er fragmentarisch bleiben muß. Brod führt eine Schätzung von Ballod an, wonach die Gesamtkapazität Palästinas (an Menschen) ungefähr sechs Millionen betrage; er hätte — fast bin ich versucht, zu sagen: ehrlicher Weise — hinzufügen müssen, daß andre Schätzungen weit niedriger greifen; Professor Philippson, zum Beispiel, glaubt sogar, daß noch für lange Zeit die ganze Türkei nicht was Rechtes an ackerbauenden Menschen werde aufnehmen können, und um solche handelt es sich beim landbesiedelnden Zionismus zuerst. Aber selbst die sechs Millionen Professor Ballods angenommen, so sind sie noch nicht die Hälfte aller Juden; da sie sich in eignen Sitzen mindestens so stark vermehren werden, wie in russischen Pogrom- und in polnischen Elendsbezirken, so wird aus Palästina auch wieder ausgewandert werden; es ist des Soluß kein Ende. Über das Dilemma des kleinen Landes und der zu großen Menschenanzahl hilft kein Brückenschlag hinweg, am wenigsten ein jüdisch-imperialistischer Traum. Näher kommt den voraussichtlichen wirklichen Verhältnissen die Anschauung, daß in Palästina sich ein vorbildlich vorbildendes Muster jüdischen Lebens, die vielgesuchte innere Einheit des heute nicht nur außer-

lich unendlich zerflühteten Judentums ausformen werde. Doch auch dann wird alles auf die nachbildende Kraft und den Willen der in der Welt zerstreuten Juden ankommen; und es bleibt dabei, daß der Zionismus zwar für einen, den Kleinern Teil der Juden das Problem löst, es für den größern aber verschärft.

Auch dieses ist ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil und rechnet zu den Verdiensten des Zionismus. Er ist damit das Gegenspiel zu der andern Verschärfung, die durch den Krieg und durch einige seiner politischen Folgen gemacht wurde.

Als unsre Heere Polen eroberten und sich ausdrücklich, mit Worten der Selbstverpflichtung, als Befreier bekannten, fühlten die deutschen Juden, daß ihre Lage ein neues Gesicht bekommen könnte; und einige fühlten es, man mag es verachten (ich tue es trotzdem nicht), mit Beklommenheit. Sie wußten sich leidlich assimiliert in Kleider- und Lebenstracht, und nicht zum wenigsten durch ihre geringe Zahl, ein knappes Prozent der gesamten Bevölkerung Deutschlands. Nun schien mit einem Schlage die mühsam durch Leid und Schuld und Arbeit geschaffene Situation aufs neue bedenklich zu werden.

Diese Sicherung der westlichen Juden durch bürgerliche Ähnlichkeit und geringe Zahl war ja gewissermaßen eine ästhetische; sie schien fallen zu müssen, wenn ihre Bedingungen fielen; das heißt für die deutschen Juden, wenn Millionen anders gearteter und anders bebarter Menschen, Menschen zudem der tiefsten Armut, von

einer hierzu immer bereiten öffentlichen Meinung mit ihnen auf gleich und gleich gestellt würden. Gelüste der Distanz, wenn auch verkleidet, regten sich; — denn es ist längst nicht mehr so unzweifelhaft entschieden, was Schopenhauer als ein jüdisches moralisches Dilemma aufstellt und löst: „Ein englischer Jude,“ so nimmt er mit einem Redner des englischen Parlaments an, „kommt nach Lissabon, woselbst er zwei Männer in äußerster Not und Bedrängnis antrifft, jedoch so, daß es in seine Macht gegeben ist, einen von ihnen zu retten. Persönlich sind ihm beide fremd. Jedoch ist der eine ein Engländer, aber ein Christ; der andre ein Portugiese, aber ein Jude. Wen wird er retten? — Ich glaube, daß kein einsichtiger Christ und kein aufrichtiger Jude über die Antwort im Zweifel sein wird.“ Ich glaube, daß heutzutage die Antwort in mehr als einem Falle anders lauten wird, als Schopenhauer erwartet. (Aber ist das etwa, auch von einem einsichtigen Christen, zu rühmen? Man konstruiere den Fall, und bleibe sich des Bedenklichen solcher hypothetischen Versuchungen bewußt, mit einem Bayern und einem Preußen! Wenn Schopenhauer hinzufügt, daß die Antwort auf seine Frage „den Maßstab für die den Juden einzuräumenden Rechte“ abgebe, so hat er eine Goldwage aufgestellt, und wägt Säcke voll Kartoffeln darauf.)

Die Furcht vor einer schärferen Anspannung des Antisemitismus war es, die solche treulosen, snobistischen Gefühlsregungen hat aufkommen lassen. Sie hat auch andern Unruhe gemacht, und darunter manchem,

der, aus deutscher Empfindung heraus, die Schädlichkeit des Antisemitismus für das deutsche Volk einseht. Der Antisemitismus, und wir können das heut am deutlichsten beobachten, lenkt die moralischen Regungen von ihrem natürlichen Ziel, welches immer die eigne Brust ist, geflissentlich ab und auf einen Prügelnaben, einen Sündenbock, hin; er verhindert ein ganzes Volk, zu beten wie der Zöllner, und verführt es, sich zu rühmen wie der Pharisäer. Darum ist er auch das ungeeignetste Mittel, den Juden, selbst durch den berechtigtesten Tadel, zu nützen. Nicht weil sie verstoßt sind! Sondern weil das Wort: „das ist jüdisch“ jedes moralische Zuendedenken für beide Teile unmöglich macht. Mit einer so vorschnell gezogenen falschen Summe ist für beide Teile der Ernst, die Verpflichtung und die Unverbrüchlichkeit des moralischen Gesetzes sogleich aufgehoben. Und daß die summarischen Urteile gerade immer die Individuen treffen, für die sie nicht gelten (weil sie ohnehin ein allzu waches Gewissen haben), und an denen vorbeigleiten, auf die sie passen (weil sie ein dickes Fell haben), das haben die Juden besonders leibhaftig erfahren.

In Wahrheit aber würde die Einbeziehung der polnischen Juden in den westlichen Kreis den Antisemitismus nicht bloß stärker gemacht haben; sondern auch, für die deutschen Juden, förderlicher und kräftiger. Nicht die Feindschaft wäre gewichen, wohl aber das Verkleinernde, Besudelnde, Erniedrigende der Feindschaft; das Problem wäre größer geworden; die leichte Verletzlichkeit, die jedes Urteil fälscht, würde aufhören.

Und zudem: haben wir nicht den gewaltigsten Haß an der Arbeit gesehen und genug daraus gelernt, um ihn als einen tüchtigen Sporn zu nehmen? Hat nicht der consensus omnium, dieses bewährte Streitwort gegen die Juden, ganz Deutschland getroffen und also seine Beweiskraft eingebüßt? Die tatsächliche, auch die durch plumpeste Zufälle herbeigeführte Feindschaft erzeugt, bei der heuchlerischen Natur des menschlichen Intellekts, sehr leicht die ideelle.

Durch die Erschaffung eines Königreichs Polen scheint das Problem der polnischen Juden für die deutschen wieder in eine nebelhafte, ungefährliche Ferne gerückt. Aber es scheint nur so; das Problem rückt auf einem andern Wege wieder nah, in der Frage, wie es mit der Einwanderung zu halten sei, ob man sie verbieten oder erlauben oder unter Bedingungen erlauben solle. Auf diese Frage gibt es eine ganz klare Antwort nur vom Prinzip der Staatsbürgerlichkeit und ihrer Freiheit her. Alles was von dem staatsbürgerlichen Prinzip abweicht, mag es sich auch mit sehr einleuchtenden oder tiefsinnigen Gründen einführen, steht — auf diesem Gebiet wie auf andern — mit Recht unter dem Verdacht der Reaktion; was ein furchtbarer Schaden ist.

Hier ist es, daß der Gedanke des Zionismus eingreift, und ihm kann die staatsbürgerliche Lösung nicht die rechte sein. „Wir wollen,“ lese ich bei einem Zionisten, „die Rettung unsres bedrohten Volkstums.“ Aber nur allzu gut weiß er ja, daß es nicht zum wenigsten durch die Assimilation bedroht ist; und zwar sowohl

durch ihre halbschichtige Abart, die da sagt: wir werden Geld in die Kasse zahlen, Zeitschriften und Vereine gründen, damit andre nach Zion wandern; als durch die schnelle, oberflächliche, streberische, die auch den deutschen Juden schlecht bekommt: die Sanatorien wissen ein Lied davon zu singen. Es läge durchaus in der Konsequenz des Zionismus, wenn er die polnische Grenze gegen Westen dichter wünschte, als der staatsbürgerliche Gedanke es darf. Aber dann hätte er ein Recht, mit Nachdruck daran zu erinnern, daß die Deutschen, als ihre Heere den polnischen Boden betraten, ein Versprechen gegeben und eine Verpflichtung auf sich genommen haben; und daß beide, Versprechen und Verpflichtung, weder durch den Untergang des Zarentums noch durch die Errichtung eines selbständigen Polens in Wirklichkeit gelöst oder gar hinfällig geworden sind. Das Wort eines Volkes, in solcher Schicksalsstunde gegeben, verträgt kein Drehen und Deuteln. Wagt man die relative Abschließung der polnischen Juden — ein Wagnis auch im kältesten politischen Sinn —, so kann nur eine mit ungeheurem Ernst gemeinte Sorge und Hut den Eingriff in das Staatsbürgerliche ausgleichen. Eine über die Kultusgemeinde hinausgehende Selbstverwaltung wäre zu fordern, mit einem Minister für die jüdischen Angelegenheiten (das hat es schon einmal gegeben); Schulen wären zu gründen; Hausindustriellen zu schaffen; Versuche innerer Kolonisation mit Hilfe deutsch-jüdischer Ackerbauer zu machen; und mit allen sonstigen Mitteln ein Leben zu fördern, das aus sich selber spielte

und seine Talente für sich selber zu Wachstum und Fruchtbarkeit gewönne, statt, wie jetzt, sie zum größern Teil zu verlieren.

Ist so viel guter Wille bei irgendeiner Staatsmacht zu träumen? Ich fürchte: nur zu träumen. Wenn aber eine derartige Lösung versucht würde, und wenn sie gelänge, so würde trotzdem der Zionismus sich wieder gegenstellen müssen, daß sie nur partiell sei, wie die in Palästina. Und wenn er dann erst recht, erst richtig nach seiner Einheit begierig wäre, wo fände er sie? Nicht im Volk; das lehrt ihn die nicht aufzuhebende Zerstreuung. Nicht in der Rasse; denn die ist eine natürliche Bedingung des Lebens, wie andre, und kann sein geistiges Ziel nicht sein. Bei Carolath gibt es eine Linde, die mit dem Wipfel in den Erdboden gepflanzt und mit dem Wurzelstoß in den Himmel gestellt wurde; sie wuchs und treibt Blätter, aber ihre Krone ist ein Geflecht widrig wie Schlangenknoten und ohne Ähnlichkeit mit der grünen Wolke des ehrlich gewachsenen Baumes. Keine natürliche Bedingung des menschlichen Daseins kann ungestraft zu seinem Ziele gemacht werden; alles, was gegen dieses Gesetz sich unterfängt, ist schlechter, schlecht verkappter Materialismus. Mögen wenigstens die neu-modischen jüdischen Chamberlains sich das gesagt sein lassen.

Und so bleibe als drittes nur die Religion; und damit hat die Politik ein Ende. Es ist der Zionismus, der diese Forderung stellt, und der sie nicht etwa als schon erfüllt ansehen kann. Ihm kann Religion nicht genügen

als das ethnographische Gebilde, das wir kennen; nicht als die ästhetische Befriedigung, die sich mit frömmelndem Augenaufschlag einfindet, daß es doch so schön und erhaben und jeder Verdauung förderlich sei, zu glauben. Die Einheit der Juden durch Religion, die aus der Mahnung des Zionismus folgen muß, liegt nicht in der Vergangenheit; sie ist eine Aufgabe; eine Aufgabe auch als Form, — vielleicht als Kirche.

(1917)





## Politische Voraussetzungen etcetera

I. „Ich glaube an das aristokratische Gefüge des Lebens, und niemand ist imstande, mir es wegzubeweisen; wenn ich aber selbst in Gefahr bin, es zu vergessen, so mahnt mich die heiße, demokratische Welle daran, die mir eifersüchtig sogleich durch das Blut fährt — gleichwie, umgekehrt, mein aristokratischer Wille sich gegen jedes Wort aufbäumt, das meiner Demokratie feindlich zusetzt. Ich bin ein Liberaler — wie denn nicht? Konservativ, selbstverständlich; und ein Sozialist in jedem Fall.“

Wer ein solches Bekenntnis vor der selbstgerecht unanfechtbaren Öffentlichkeit machte, brauchte für den Spott nicht groß zu sorgen; es wäre das Mindeste, daß man ihm sagte: „Seh in dein Kämmerlein und bete!“ In der That aber habe ich noch keinen Menschen getroffen, es sei ein Dichter oder ein Bauer gewesen, ein konservativer Agrarier oder ein liberaler Zeitungsabonnent, der nicht auf ein ähnliches Bekenntnis hinausgekommen wäre, sobald er die Gewohnheit seiner Meinungen hinter sich ließ und sich in seine Erfahrungen vorwagte, in

sein Gewissen oder in seine ganz persönliche, zwei- und mehrseitige Lebenslage.

„Gut,“ wird mir erwidert: „da wir alle Menschen sind, so wird keine noch so entschiedene Einsicht in einem von uns ohne Spur und Ähnlichkeit im andern sein. Aber die Politik hat es nicht mit den Ähnlichkeiten zu tun, sondern mit den Verschiedenheiten; die weckt sie auf, reizt und steigert sie und teilt die Menschen, wie der Weltrichter am jüngsten Tag, in die zur Rechten und die zur Linken.“

Und das mag richtig sein. Die Geschichte bestätigt es als einen Zustand, zu dem sie immer wieder hindrängt; — aber keineswegs als einen solchen, in dem sie sich immer befinden will und immer wohl fühlt. Solon wollte jeden bestraft wissen, der in Bürgerkriegen nicht Partei ergriffe; aber muß nicht, damit es zu Bürgerkriegen kommt, vorher zu schnell, zu blind Partei ergriffen sein? Wenn, wie in unsrer Zeit, den tatsächlichen Zuständen keine einzige Partei mehr entspricht; wenn keine von ihnen sich rühmen darf, das auszudrücken, was wirklich geschieht und geschehen will; wenn sie alle an der Last ihrer Geschichte und an der Schuld ihrer Taktik zu tragen haben und, bewußt oder unbewußt, vieles tun, nicht weil es als gut und richtig erkannt ist, sondern um den Gegner zu bekämpfen; und wenn nun obenein das Schicksal selbst die furchtbare Erschütterung des Krieges als eine Gelegenheit aufdrängt, eben diese Überlast von Geschichte, von unfruchtbar gewordenen Pflichten und Banden loszuwerden und das Recht eines neugebore-

nen Rationalismus für ein paar Jahrzehnte zu begründen — denn das ist die Funktion der großen Kriege und Revolutionen: so kann nichts anderes helfen, als daß von vorne angefangen wird, das heißt, bei Gedanken, die nicht schon als Sklaven angebahnter Entscheidungen geboren und damit zur Verkrüppelung verdammt sind. Und überdies, wie könnte es irgendwie schädlich oder auch nur hinderlich sein, wenn zu den dummen Klarheiten des Tages sich dann und wann ein paar nicht dumme Unklarheiten fänden? Kein denkender Mensch nimmt die Definitionen unverändert aus der Hand eines andern, und im innersten Herzen hat jeder Gedanke mehr von seinem Gegensatz in sich, als er auf dem Markte eingestehen möchte. Heute freilich halten viele es für möglich, die Politik — auf Politik zu gründen; aber fast überall, wo man sich ein Bismarckertum und einen Napoleonismus für den Handgebrauch zu rechtgemacht hat und gegen die Ideologie auftritt, ist nicht Realität, sondern nur übertölpelte Ideologie; und um so notwendiger ist es, daß nichts verschwiegen werde, was ernstlich gemeint und aus dem Leben gedacht ist. Noch niemals wurde etwas für das Zusammenleben der Menschen als recht Erkanntes durch Ereignisse und Tatsachen widerlegt; es wurde immer bloß besiegt, überwältigt und vielleicht zerstört, vielleicht aber auch für ein geheimes Wachstum verborgen; doch auch dieser letzteren Rechtfertigung braucht es nicht. Und wenn es nun in der Tat so wäre, daß kein Mensch, der sich bis ins Innerste zu prüfen fähig ist, sich in eine der schein-

bar eindeutig gegensätzlichen Parteien verwurzelt erkennt, sollte es dann keine Möglichkeit geben, für diese innere Realität die äußere Form zu finden? Da die einmal etablierten Gegensätze jeden neuen Gedanken in ihre Fragestellung zu zwingen trachten und ihn fälschen, trüben, schwächen und verrenken; so gälte es also — nicht etwa den Gedanken zu suchen, der zwischen zwei feindlichen Gedanken ein Kompromiß machte; ein solches Kompromiß zerfällt nach kurzer Zeit, unter Erscheinungen der Verachtung, ins Nichts. Sondern einen Gedanken, der, aus gutem Boden genährt, eigenen Triebes bei Wind und Wetter gewachsen, eine wahre Ursprünglichkeit bewährte, dergestalt, daß jene beiden Gedanken, obgleich sie zeitlich — wie der Text vor der dazukommenden und doch ursprünglicheren Musik — vorher da waren oder sich bemerkbar machten, als das erscheinen, was sie sind: als seine vorspuhenden Bilder oder seine Splitter oder sein Mißverständnis.

Wieder höre ich die Stimme, die mir sagt: mit alledem bewiese ich's, und je ausführlicher ich würde, um so stärker verriete ich, daß ich kein Politiker sei.

Ich wollte, die Stimme hätte recht. Im elfenbeinernen Turm des Radikalismus ist so gut wohnen, wie in jedem andern. Aber zu deutlich spüre ich an jedem Tage hundertmal, daß ich ein Objekt der Politik bin, und erfahre „den stillen Widerspruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen ist, wenn ihm irgendein bestimmter Zustand dargeboten wird“; Goethe sagt das von der Retina, und es ist seine Grundanschauung vom Leben

überhaupt. Nur vom politischen Menschen wollte er's nicht gelten lassen; — und gerade für den finden wir es immer mehr in der Ordnung, so sehr, daß wir es ihm nicht etwa bloß zugestehen, sondern als eine Pflicht abfordern.

II. Eine in aller Unschuld höchst aufrührerische Forderung; indem sie gegen den dargebotenen Zustand den Widerspruch des Individuums, von der bloßen Verneinung an bis zu einem eigenen, eigenwüchsigen Gestaltungswillen, aufruft, nimmt sie Politik eigentlich als mit oppositioneller Politik identisch. So gewagt und paradox dieser Schluß auch scheinen mag, so entspricht er doch dem wirklichen Tatbestand; und hier ist der Grund, warum Männer, die im höchsten Sinne zum Schaffen geboren sind und sich also zur Verneinung unter keinen Umständen, aber auch zur partiellen Gestaltung nur unter Vernachlässigung und Verwirrung ihrer mitgeborenen Aufgabe herbeilassen könnten, sich zur Politik in ein rein leidendes Verhältnis setzen, wie zu andern Gewalten der Natur, gegen die zu kämpfen dann und wann ein edler Geist sich versagt hat, der eine gegen Armut, der andre gegen Krankheit oder gegen schlechtes Wetter oder gegen die menschliche Insuffizienz im allgemeinen. Wer wollte ihnen ihr höheres Recht abstreiten! Da sie sich nicht als „politische Menschen“ fühlen, gilt auch für sie die Forderung zum Widerspruch nicht. Sie sind es ja, die „den Menschen vorbereiten, formen und bilden, für dessen Glück es sich überhaupt erst lohnt, Politik zu treiben“; sie sind, als Dichter und Künstler, als Forscher und Heilige, in die unmittelbare

soziale Mitarbeit nicht einbezogen, weil sie die höchste mittelbare leisten.

Diese aber kann, bei dem Umfang und der Kompliziertheit der heutigen Kulturbezirke, nur dadurch in den Blutkreis des Volkes gelangen, daß sie zerspalten, zerfleinert und zersetzt, daß sie vorgekaut und vorverdaut wird. Es bedarf dazu des Typus eines Vermittlers, einer Mischung — in unübersehbar verschiedenem Verhältnis — von produktiven und rezeptiven Gaben, von Lehrer und Lerner: nennen wir ihn schlecht hin den Literaten. Er ist ein zweideutiger Typus und bekommt den Haß des trägen Mehls gegen den Sauerteig in mancher Gestalt zu spüren. Aber nicht leicht ist seine Wichtigkeit hoch genug zu schätzen: ohne ihn blieben nicht nur die Weisheit der systemebauenden Denker, die Verkündigungen der Heiligen und die Gedichte der Dichter, sondern auch die Symphonieen und die Gemälde der Meister eingesargt und wirkungslos wie das Radium in seinem Bleibehälter; und wenn man seine Tätigkeit mit einem einzigen Worte bezeichnen wollte, so würde man nicht zu eng noch zu weit greifen, wenn man sagte: er verwandelt alles geistige Erzeugnis in Politik, auch was vorher der Politik am meisten wesensfremd war.

Er ist sich dessen nicht durchweg bewußt. Es ist merkwürdig genug, daß vor gar nicht langer Zeit gerade Literaten es mit Geringschätzung von sich wiesen, Politik zu treiben, in welcher Form immer. Jetzt freilich ist dagegen ein Rückschlag von so heftiger, ja krampfhafter Art eingetreten, daß selbst diejenigen, und sie sogar be-

sonders, die die ganze Politik mit allen Konsequenzen leugnen, es aus politischer Leidenschaft tun! Mögen nun die Gründe zur Abweisung der Politik sublim oder nährisch oder beides zusammen gewesen sein, und mag die praktische Folge davon überhaupt nicht ins Gewicht fallen, der Vorgang selbst ist sonderbarer, als es den Anschein hat; auch wenn er nur eine Laune launenhafter Menschen wäre, bliebe sein Grund noch ein Problem.

III. Man versuche einmal, ihn sich in der Antike vorzustellen: es ist unmöglich. Kein Grieche oder Römer wäre auf den Einfall gekommen, den lebendigen Anteil an den Geschicken des Staates unter seiner angeborenen oder angemachten Würde zu sehn.

Und in der Tat war es das Christentum, das für unsern Kulturkontinent den Geist isoliert und in einen eigenen Bezirk gebannt hat. Es schuf ihm eine neue Demut dadurch und einen neuen Hochmut. Indem es einen Begriff „gut“ für den Menschen, das Kind Gottes, aufstellte, jenseits aller seiner natürlichen Bedingungen des Geschlechts, der Familie, des Volkes, des Staats und der Rasse, hat es diese natürlichen Bedingungen für unfähig oder zumindest für ungenügend erklärt, das wahre, einzige Gute aus sich herauswachsen zu lassen, und hat zwischen ihnen und der Sphäre des reinen Selbsten geschieden.

Wir wissen, wie tief die Menschen es fühlten, daß dieser christliche Begriff „gut“ in ungeheurem Maße revolutionär ist. Darum haben ihn die meisten getrübt. Von den Klarsehenden haben ihn einige, in ungestümen

Anfällen vermeintlich göttlicher Kraft, zur sozialen Herrschaft bringen, andre ihn abschaffen wollen. Auch heute sehen wir ihn den schwersten Angriffen ausgesetzt, den Willen zur Macht, als oberstes Lebensgesetz gegen ihn proklamiert oder eine neue heidnische Religion drohend als möglich hingestellt.

Doch nichts hat vermocht, und nichts wird vermögen, ihn zu entthronen. Wie er vor dem Christentum da war und sich Zeugen seiner Offenbarung schuf, so hat er den Umkreis des kirchlichen und sogar des religiösen Bekenntnisses verlassen und wirkt in tausendfacher Verwandlung seinen ewigen Gedanken.

Dabei aber ist es erwiesen, der tägliche Augenschein lehrt es, und Männer wie Kierkegaard und Tolstoi wurden in die eifervolle Not ihres Herzens dadurch gebracht, daß dieser christliche Gedanke sich mit der Wirklichkeit nicht deckt und sich nicht einmal wie eine Asymptote ihr nähert. Höchstens daß man auslegen könnte, er habe sie wie ein Sauerteig durchdrungen oder umgeschichtet und umgelagert; nie aber ihre Materie verändert. Die Wirklichkeit, die sich dann und wann in seinen Schleier hüllen läßt, behält auch unter dem Schleier ihr triumphierendes Gesicht. Und da man sie weder anbeten wollte, noch verwerfen konnte, so schuf man sich als Ausweg aus dem Widerstreit — dem zwischen der tatsächlichen Moral und der verkündeten christlichen — einen Dualismus. Man schied den Menschen in einen politischen und einen persönlichen; das heißt: man ließ die Moral das Gesetz des Individuums sein und die

Macht das des Staates (oder Volkes . . .). So hatte man die Tugend gerettet und die Realpolitik; die Frömmigkeit und den Imperialismus.

Wie, wenn die Lösung nicht nur falsch, sondern sogar das genaue Gegentheil von der richtigen wäre? Wenn wir die Moral als ein Gesetz begreifen, so müssen wir ihr eine unerschütterbar waltende Gültigkeit zuerkennen. Die Erfahrung lehrt, daß unter einer solchen das menschliche Individuum nicht steht. Ihm kann verziehen und können durch die Verzeihung die äußeren Folgen seiner Tat erspart werden. Auch die inneren, wie die Religiösen behaupten; denn er kann bereuen und wiedergeboren werden. Eine Familie hat es schon schwerer; — und einem Volke wird nicht verziehen, noch kann es bereuen.

So stünde also das Leben der Völker unter dem Gesetz der Moral, und hätte Moral als Aufgabe, eine gewichtigere und verhängnisvollere als das Individuum? Und die Wirklichkeit hätte doch noch eine andre Würde als die ihrer fürchterlichen, unabweisbaren Vorhandenheit? Wenn aber die natürlichen Bedingungen des Daseins nicht mehr, im günstigen Falle, die bloße Gelegenheit sind, an denen sich der wahre Mensch zu üben und zu bewähren hat; im ungünstigen ein Hindernis, daß er sich bewähre; wenn sie vielmehr die unerschöpflich unendliche Arbeit sind, die Wahrheit zu suchen und zu bilden — wie steht es dann mit der vorher und ein für allemal verkündeten Wahrheit? Als Paulus diese unsre irdische Welt verneinte und zur selben Verneinung Gläubige sammelte, da war sie ihm ein Interim. Er

lehrte, daß Jesus, so gewiß er gestorben und auferstanden sei, auch vom Himmel herniederkommen werde, „mit einem Feldgeschrei und der Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes“, und alle Seinigen, die Toten wie die Lebenden, zu sich entrücken werde. Wenn er auch Zeit und Stunde nicht ansagt, so läßt er doch keinen Zweifel, daß es geschehen werde, während er selbst leiblich noch lebe nebst denen, an die er schreibt, die Korinther, die Thessalonicher. Seine Prophezeiung hat sich nicht erfüllt; und also ist mit ihr und mit dem ganzen ihr zugrunde liegenden Glauben der Urchristenheit — zwar nicht der Kern der Lehre, aber ihre besondere, asketische, weltverneinende Auslegung dahin, und selbst der Gläubigste hätte das Recht, zu fragen, wieviel Teil an der Lehre ihre Voraussetzung gehabt habe. Indem die Lehre sich einmal auf eine zeitliche Voraussetzung berief, hat sie ihre überzeitliche Geltung, ihre Unbedingtheit verwirkt. Am nahen und gewissen Weltende geprüft, mochten Ehe und Familie, Staat und Volk nichts Besseres als Fesseln und Verunreinigungen der wartenden Seele heißen; für eine Dauer ohne sichtbares Ende bestimmt, wurden sie wieder, was sie waren und was sie sind: des Menschen Weg und Ziel, sein Schaffendes und sein Geschaffenes, nicht Himmel noch Hölle: sondern Fegefeuer. Etwa den Tod des einzelnen gleichnißweise für das Weltende zu setzen und so die Lehre zu retten, widerspricht dem Wortlaut. Ganz abgesehen davon, daß es der Wirklichkeit widerspricht. Paulus hat den Streit zwischen seinem Begriff vom

wahren Menschen und der Wirklichkeit nicht ausge-  
tragen; er hat das gewaltige Material von Leben nicht  
zum Baustein genommen, sondern verworfen, weil er  
glaubte, es sei schon von der Hand Gottes verworfen.

Dann aber ist der Kampf überhaupt noch nicht ent-  
schieden; die dualistische Lösung, war sie das eine Mal  
voreilig, nämlich als die wirkliche Welt dem wahren  
Menschen mit einem überkühnen Stoß aus dem Wege  
geräumt wurde, ist es nicht minder überall dort, wo die  
wirkliche Welt für souverän erklärt wird. Alle abend-  
ländische Freigeisterei ist Revolte gegen die asketische  
Auslegung des christlichen Gedankens gewesen; sie lebt  
von ihrem Gegner; sie stirbt mit ihm. Der Dualismus  
hat, nach der einen Seite entschieden, den Menschen zum  
Gespenst gemacht; nach der andern, zu einem Tier mit  
Verstand. Aber von beiden Entscheidungen verfehlt,  
rollt die Wirklichkeit durch die Jahrhunderte und schafft  
und zertrümmert und sucht . . . in tausend Siegen und  
tausend Niederlagen. „Wer weiß, was zuletzt bleiben  
wird? Das Leben ist ein feiner, feiner Filter; das  
Tröpflein Seele, das sich durchdrängt und am Ende  
hinausichert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die ro-  
sige Sonne des andern Himmels voll Freuden in ihm  
spiegeln mag.“ Warum sind diese Worte (von Emil  
Strauß) so ergreifend? Weil sie um keine Schwü-  
gung gewisser sind, als menschliche Gewißheit sein kann. Sie  
enthalten den Sinn eines einzelnen Lebens; aber im  
selben, und wohl noch in höherem Grade sprechen sie  
den Sinn der Geschichte, der Völker aus. Kein Mensch

ist von Geistes Gnaden so hoch gefürstet, daß er ein andres Gewissen in sich entdecken könnte, als welches die Gemeinschaft der Menschen in ihm webt. Und wenn der einzelne „das Gute“ sucht, so kann er es nur, weil die untereinander verstrickten Menschen in allen ihren natürlichen Bedingungen es suchen: „das Gute“ jenseits der natürlichen Bedingungen, den revolutionärsten, keine Ruhe gebenden Begriff. Das ist die echte und rechte Urdemokratie, aller möglichen Demokratieen Quelle und — Ufer.

IV. Der Versuchung, die wirkliche Welt zu verwerfen, war jede nachchristliche Form von Geist ausgeliefert. Am Kampfe mit ihr steigerte und verfeinerte sich der Geist, trieb sich in die sieben Einsamkeiten und baute ein neues Jerusalem nach dem andern auf die Wolken. Nur wenige große Männer nahmen den auferlegten Zwiespalt als Glück, Wachstum und Kraft, der Pflanze gleich, die in zwei Blattfamen keimt, von reicherer Struktur und doch nicht minder einheitlich als die einblattsamige; unter ihnen als größter Goethe, vermöge seiner mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit ausgebildeten Naturanlage, den Erscheinungen des Lebens „nicht polemisch, nicht konziliatorisch, sondern positiv und individuell“ gegenüberzutreten. Er allein ist fast zweitausend Jahren Geschichte ebenbürtig. Er war kein Weltverbesserer, sondern ein Weltgestalter. Der Unterschied zwischen beiden Typen, ob sie gleich an ihren Grenzen ineinanderfließen, ist groß. Der eine sagt: Kommt her, setzt euch an meinen Tisch und merkt auf; ich werde

euch alles klärlich ordnen und fügen; ihr braucht nur genau das zu tun, was ich euch lehre, so werdet ihr glücklich sein; nichts weiter ist dazu nötig, als daß ihr nicht die seid — die ihr seid; wollt ihr durchaus die sein, als die ihr geschaffen wurdet, so holt euch, so hole euch der Teufel! Der andre, der Weltgestalter, der doch auch die Welt verändern will, liebt sie doch, heimlicher und geheimnisvollerweise, wie sie ist; er ist ein Künstler.

Und überall, wo der Sieg der Realität sich in einem idealistischen Gemüthe entscheidet, wird die Welt in einer über alle sondernden, unduldsam eifersüchtigen Begriffe erhabenen Art wahr; die Kunst leuchtet sie an und ordnet ihre Lichter und Schatten. Man hat auch die Politik eine Kunst genannt; und sie ist es in der That, in mehr als bloß in einem technischen Sinne.

Wer sie praktisch ausübt, muß sich, ob er es weiß oder nicht, ihrem Wesen als einer Kunst anbequemen. Das klingt verzweifelt ironisch. Zwar ist es längst ein Gemeinplatz, Bismarck als ein musikisches Temperament anzusprechen; von dem Privatmann lehren es hundert Züge: die lyrischen Edelkristalle in seinen Briefen, die Souveränität seiner Lebensführung, die Gewitter seiner Nerven, der tiefe Zug, daß ihm der Grimm über das Mißglückte weit höher stieg als die Freude über das Erreichte, die nie beschwichtigte Sekränktheit, die noch im hohen Greisenalter einen Tropfen quasseligen Jünglingsblutes in ihm verrät; vor allem aber, beiläufig, seine Lust, ja sein Zwang, was immer er zu berichten hat, über die platte Wirklichkeit hinauszuhoben; ver-

gleicht man Erzählungen von ihm mit andern über denselben Gegenstand, so findet man bei ihm, trotz objektiver Übereinstimmung, jede Situation epigrammhafter und dramatischer; er bemächtigt sich des Augenblicks, der der andern sich bemächtigt; er ist frei, er spielt, er dichtet. So auch dichtet er Geschichte; und es war für unser inneres politisches Leben verhängnisvoll, daß er keine Gegenspieler fand, die zum wenigsten seiner Art ihr hohes Recht zuerkannten, sondern sich davor bekreuzigten; die sich nicht beleidigt geglaubt hätten, wenn mehr von ihnen wäre verlangt worden, als eine ernsthafte Sache mit ernsthaften Leuten ernsthaft zu traktieren; obwohl sie selbst, sobald sie praktische Politik trieben, ein Stück Künstlertum aufgedrungenenerweise in sich entwickeln mußten, ohne daß sie freilich ahnten, welch ein Dämon im Spiele war, wenn sie sich in Kompromisse und Inkonssequenzen verstrickt sahen. Über das Unentscheidbare gibt es keine andre Macht, als die der Kunst; und unentscheidbar sind alle großen Alternativen der Menschheit.

Nur dem praktischen Politiker, im Augenblick der Praxis, wird das unfreiwillige Künstlertum aufgezwungen; dem theoretischen nicht. Zwischen beiden, in einer zwielfichtigen Stellung, befindet sich der Literat. Seine Funktion, um sie noch einmal im Gleichnis zu umschreiben, ist wie die der Mikroorganismen des Ackerbodens, ohne die aus der chemisch besten Erde auch das keimkräftige Saatgut nicht zur Ernte aufzurauschen vermag. Der Literat verwandelt Gedanken in Urteile und führt sie dadurch in Taten über. Und dieser Literat, der, von

Berufs wegen, anscheinend so viel mit der Kunst zu tun hat, ist weniger Künstler, als man gemeinhin und als er selbst von sich glaubt. Er sträubt sich sogar dagegen, es zu sein. Denn da eine seiner innerlichsten Triebkräfte die Rivalität mit dem Genie ist, so tut er sich Gewalt an, verengt und versteift sich, und wird in allem, was er urtheilt, um eine gefährliche Nuance zu radikal. Er nimmt auf diese Weise an der asketischen Grundtendenz des Geistes teil, an seiner Würde und an seiner Unduldsamkeit.

Aber er, der dazu da ist, die Gedanken praktisch zu machen, sollte eben das wissen, was nicht zu wissen das Wesen des Genies ist: daß die Welt zugrunde gehen würde, wenn irgendein Gedanke absolut herrschte. Und da er, von Fall zu Fall, die Politik belehrt, so sollte er von ihr, wie jeder Lehrer vom Schüler, auch einiges lernen: die Bedingtheit, die sie ihm auferlegt; und daß es schwerer ist, charaktervoll in der Bedingtheit zu sein, als in der Unbedingtheit. Es ist leichter, für den gemeinen Tag, und leichter, für das Tausendjährige Reich zu werben, als für ein Stück dieser irdischen Zeit dazwischen, das auch nur abzugrenzen schon den Griff des Bildners erfordert.

V. Diese Lehre, die die Politik zu geben hätte, reicht allerdings sehr tief in den strengen philosophischen Bezirk hinein, als in welchem die Menschen gemeinhin überhaupt nicht lernen, sondern nur sich ihren dunklen Drang bestätigen wollen; eine andre ist handlicher, fast könnte man sagen: fröhlicher, und recht dazu angetan, die Freiheit des Künstlers mobil zu machen; wer sich

vor ihr verschließt, verschließt sich vor der Erfahrung und sogar vor der Ehrlichkeit. Es ist die, daß die Theorieen keineswegs die betreffende Wirklichkeit decken und oftmals überhaupt nichts mehr mit ihr gemein haben. Ein so verführischer Geist wie Nietzsche hat, weil er das nicht sehen wollte, politisch ins Leere phantasiert. In die Lüge tun es alle einer Partei verschriebenen Literaten, von ganz rechts bis ganz links. So eine Theorie — etwa über das, was konservativ ist; etwa über das, was demokratisch ist — schließt sich hübsch, in sich stimmend und im Lichtschein einer eigens zu diesem Zwecke entzündeten Erhabenheit effektiv zusammen; sie überzeugt, um ein böses gutes Wort zu wiederholen, nachdem sie manchen Leser oder Hörer überzeugt hat, am Ende auch ihren Urheber; und die freiwillige Blindheit — es gibt überhaupt mehr freiwillige, als angeborene — ist fertig, die als Verstocktheit oder Heuchelei oder Pharisäismus ihr Wesen treibt und Wirklichkeit nicht mehr aufkommen läßt. Das ist auch eine Art von Radikalismus, und sogar die häufigste; denn es gibt nicht so viel Berauschte im Geist, wie sich als solche gebärden. Wenn der Kampf der Theorieen nur zwischen den dazu Befähigten spielte, so möchte es hingehen, daß jeder sich seiner Wollust überläßt. Aber sein eigentliches Ziel ist es ja gerade, die nicht dazu Befähigten in sich hineinzuziehen, sie zu blenden und sich botmäßig zu machen. Eine ungeheure Demagogie deshalb, weil sie sich auf alle Mitglieder eines Volkes losläßt, sobald das Volk es erreicht hat, über sich selbst politisch zu bestimmen.

In diesem Zustand befindet sich ein Volk, wie das deutsche, seitdem es das allgemeine und gleiche Wahlrecht hat.

VI. Der Mensch sieht sich von Natur mit seinem Interesse gegen fremdes Interesse gestellt; er will das seine durchsetzen; er sammelt seinen Willen. In dem Augenblick jedoch, wo er seinen Willen zu Politik machen soll, muß er ihn als den Teil eines Ganzen erkennen und muß imstande sein, oder sich imstande wähnen, dieses Ganze zu konzipieren. Interessenpolitik ist noch überhaupt nicht Politik, oder doch nur eine ihrer Vorstufen oder eine ihrer Materien neben andern.

Solange dem Bürger die Geschichte seiner politischen Freiheit nichts andres gewährt hat, als seinen Willen — wobei sie aber schon so weit gediehen sein muß, daß sie ihn nicht knebeln will — so lange ist seine natürliche politische Vertretung die nach Ständen oder nach Berufen oder nach irgendwelcher ihn unmittelbar erfassenden Gemeinschaft. Sowie er aber zur allgemeinen, gleichen Wahl berechtigt ist, verschiebt sich das einfache Bild von Grund aus. Denn eine aus allgemeinen und gleichen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung steht unter der Fiktion, daß sie nicht mehr die abgrenzbaren Interessen eines abgegrenzten Teiles zu besorgen habe, sondern das Wohl des Ganzen. Jeder einzelne Abgeordnete ist darnach, von wenigen praktischen Fällen abgesehen, z. B. wenn er einen Bahnanschluß empfiehlt, nicht der Vertreter seines Wahlkreises, sondern ist der von diesem Wahlkreis entsandte Vertreter des ganzen

Volkes. Er empfängt von keiner Seite ein imperatives Mandat, und ist auch ein Vertreter seiner Partei nur insofern, als er in dieser Partei die Verkörperung der Gedanken sieht, die er für wahr und auf das schlechthin Gute gerichtet hält. Unter derselben Fiktion steht, da die Wahlen direkt sind, aber sogar der Wähler selbst.

Nicht das naive Interesse, das immer mündig ist, sondern der von der Einsicht geleitete und auf das Wohl des Ganzen gerichtete Wille ist also zur Grundlage der primären politischen Betätigung gemacht. Daß das nicht mehr als eben eine Fiktion ist, der die Wirklichkeit ins Gesicht hohnlacht, ist klar. Daß trotzdem das allgemeine, gleiche Wahlrecht, über alle Gründe hinweg, als ein hohes unentreibbares Gut zu gelten hat, ist uns so sehr zum Grundgefühl geworden, daß selbst diejenigen, die es für einen Fehler durchaus halten, es zu den Fehlern rechnen, die ein Volk nicht abstellen kann, sondern die es verdauen muß. Einen so hohen Rang könnte es nicht einnehmen, wenn es nur einen zwar bisher äußersten, aber doch noch relativen Fortschritt auf dem Wege zur Freiheit bedeutete; aber es bedeutet auch, und das erst gibt ihm den unter allen politischen Erscheinungen unvergleichlichen Rang, einen absoluten: die Überwindung der Interessensvertretung zugunsten des Guten für alle und für das Ganze. In dieser seiner Eigenschaft rückt es in eine Reihe mit den großen, fast mit den religiösen Ideen der Menschheit; mag es auch, gleich ihnen, in der Unzulänglichkeit des tatsäch-

lichen Lebens nur als ein Schatten und gar als ein Zerrbild sichtbar werden. Es gleicht ihnen auch darin, daß es erzieht, indem es den Zustand, den es herbeiführen will, als schon vorhanden vortäuscht.

VII. Dieser Kern von mehr als praktischem Wesen, der in dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht steckt, ist der Grund, warum die Korrekturen, die an ihm versucht werden, unzulänglich sind. Man sieht so viel überredeten, verführten, betrogenen und betrunken gemachten Willen, so viel leichtsinnigen und dummen Willen sich in die Wagschale legen, daß man, auch ohne einer parteiischen Tendenz schuldig zu sein, sich in Erfindung besserer und bester Wahlsysteme gütlich tut. Insofern diese die angemessenere Vertretung der Minoritäten bezwecken, greifen sie das Prinzip nicht an. Anders steht es mit dem Pluralwahlrecht. Es gibt sich den Anschein, das wichtigste Element der Wahl, die Einsicht, zu bevorzugen, indem es die Kinderzahl oder das Alter oder die Bildung als Gründe zu größerer Besonnenheit und damit als Recht auf gewichtigere Stimme annimmt. In Wahrheit, oder doch im Effekt, würde es aber einem ganz andern Ding das Gewicht geben: dem größern Interesse an dem Bestehenden. Diese heimliche Interessenpolitik steht unter der eingestandenen an Realität, und unter der reinen Politik, die den Staat will, nicht damit er besteht, sondern daß er das Gute erzeuge, an Idealität. Vollends ihr Erziehungswert ist ganz gering; es wird niemand Examina machen oder Kinder kriegen, um eine Wahlstimme mehr zu haben. Vor etwa fünfundzwanzig

Jahren habe ich auch einmal, veranlaßt durch gewisse Erscheinungen bei einer Reichstagswahl, die ich in einem ländlichen Bezirk mitmachte, ein Wahlssystem erfunden; ganz aus der Tiefe des Gemüths, ohne Kenntniß der vielen Versuche dieser Art und ohne zu argwöhnen, was ich später erfuhr, daß ich eine Erfindung gemacht hatte, zu der es meiner nicht mehr bedurfte. Aus einem bestimmten, später zu nennenden Grunde möchte ich hier von meiner jugendlichen Konstruktion einen Abriß geben: Die Wahl — zum Reichsrat, der aus fünfhundert Mitgliedern besteht! — wird von einer Wahlbehörde geleitet, der keine andern Befugnisse als registrierende und rechnende zustehen. Bei ihr zeigen sich bis zu einem bestimmten Termin die Mandatsbewerber an; und zwar kann sich sowohl eine Gruppe oder Partei als auch jeder einzelne bewerben. Jede Bewerbung wird numeriert; jede wendet sich an das ganze, zur Stimme berechtigte Volk. Gewählt wird auf die Nummern. Die Summe der abgegebenen Stimmen wird durch fünfhundert dividiert, und der sich ergebende Wahlquotient weist die Anzahl der Reichsratsitze aus, die jeder Bewerbergruppe zustehen. Oder auch jedem einzelnen Bewerber. Kommen auf einen einzelnen mehr Sitze, so ernennt er einen zweiten, kooptiert mit diesem zusammen den dritten und so fort. Auch die Gruppen wählen aus sich die Abgeordneten.

Ich hatte also ein regelrechtes, ein simples Proportionalsystem, übrigens aufs genaueste, ausgeheckt und wenigstens das eine richtig gesehen, daß ein Proportionalsystem nur ohne die Einteilung des Landes in Wahl-

Freie seinen Sinn bewähren kann. Zwar sagte ich mir, daß ich nun wohl dem Senie, als welches durch die Wahlkreiseinteilung hatte obdachlos bleiben müssen, den Weg bereitet hätte; aber auch allen Sonderlingen und Wunderlingen, allen Monomanen und sonstigen Spielarten von Weltverbessertum. Ich tröstete mich, daß die Öffentlichkeit sie kurieren, in manchen Fällen sie rechtfertigen würde und daß es überhaupt nicht schaden könnte, wenn in der Vertretung des Volkes sein wirkliches hundertfältiges Triebleben sich geltend machte. Daß die unübersehbare Zersplitterung in so einem Parlamente die politische Arbeit hindern müßte, wie das veto im polnischen Reichstag, kümmerte mich nicht sehr, weil eine Zweiparteiengruppierung bei uns ohnehin am Zentrum scheiterte.

Ich lasse das nun dahingestellt. Es war aber in meinem Entwurf eine kleine wunderliche Bestimmung, die Herrn von Egidy, der ihn zu veröffentlichen nicht unlustig war, so anstößig erschien, daß er sie entfernt sehen wollte; und die preiszugeben mir ganz unmöglich schien. Denn in ihr verbarg sich der psychologische Grund meines ganzen abenteuerlichen Versuchs. Ich hatte nämlich vor den Wahltermin eine Quarantänezeit gesetzt, von sechs Wochen, innerhalb welcher die Freizügigkeit für die Agitation aufgehoben sein sollte; dergestalt, daß innerhalb dieser Zeit die Mandatsbewerber sich nur durch Druckschriften an die Wähler wenden dürften, in Versammlungen aber niemand auftreten sollte, der nicht ein so und so viele Jahre eingewöhntes Mitglied der betreffenden, in den großen Städten eigens für diesen Zweck

zu konstruierenden Ortsgemeinde wäre. Ich hatte die wesenlose, von Grund aus trügerische, jede Gemeinheit der Instinkte entfesselnde und benutzende Form der Agitation in den Versammlungen mit wahren Schauder angesehen, diese Triumphe, wenn eine Partei der andern „das Bureau abdrückte“; und ähnliches. Je näher dem Wahltag, um so schärfer und um so gemeiner wurden Hieb und Segenhieb. Wo blieb lebendiger Streit, wo Beratung, Einkehr, freie und verantwortliche Entschliebung?

Noch heute ist mir mein unpraktikabler Vorschlag wegen seines Anlasses von Wert; um so mehr, als wir einen praktikablen Ersatz dafür haben könnten: in der indirekten Wahl. Einen Abgeordneten zu wählen, erfordert vom Wähler einen politischen Gesamtwillen; um einen Wahlmann zu wählen, brauchte es nur des persönlichen Vertrauens. Wie dieses zu organisieren sei, ist eine Sache für sich, und keine leichte. Im Prinzip aber ist an der preußischen Wahl die Dreiklasseneinteilung die Ursünde; darnach die öffentliche Abstimmung; keineswegs die indirekte Wahl.

Wenn es gilt, daß das Volk seinen Willen zur Herrschaft bringe, so ist es nötig, daß es ihn nicht durch ein bequemes Gefühl von Genugthuung entwerthe. Wer zu faul ist, der Freiheit bis zur Straße entgegenzukommen, zu dem braucht sie auch nicht ins Zimmer zu gehn. Man mag Willen säen und pflanzen, jäten, begießen und auf alle sonstige Weise fördern; aber man darf niemandem, der ihn nicht hat, einreden, vormachen, vorlügen, daß er einen habe. Wir sind durch unser Reichstagswahlrecht,

das heißt durch die direkte Wahl, nur scheinbar durchpolitisiert, zu sehr bei scheinbaren Willensäußerungen beruhigt. Nicht daß alle frei wählen, schafft einen Volkswillen, sondern daß jeder weiß, was er tut, wenn er wählt. Nur die Summe des vorhandenen echten Willens kann zur Macht werden; die nur zu zählenden, nicht zu wägenden Stimmen — wiegen nichts, auf die Dauer. Noch immer ist bei uns die so stürmisch und leidenschaftlich vollzogene Wahl mehr eine Demonstration als ein Beschluß des Volkes. Wie könnte es auch anders sein, wo der Wähler mit dem Hinreichen seines Zettels gleich auch seine Abdankung als politisches Wesen für fünf Jahre vollzieht und sich in die Ruhe oder in die Partei zurückzieht!

VIII. Es wäre nun gewiß verbohrt, darüber hinwegzusehen, daß das Treiben innerhalb der Partei eine tüchtige Schulung und Übung im politischen Gebaren ist. Auch sind die Parteien, da sie materielle Interessen von großem Gewicht vertreten, höchst imponierende Erscheinungen im öffentlichen Leben; aus demselben Grunde aber vermochten sie nicht Subjekte der allgemeinen Politik zu werden. Sie blieben in ihren Tendenzen befangen; und während sie an Einfluß und Freiheit zu wachsen sich einreden durften, erfuhren sie eines bösen Tages, daß sie die Politik nicht machten, sondern erlitten. Der Krieg hat sie das gelehrt; er hat ihnen die eingewohnten Grenzen zerschlagen, und sie werden nicht mehr in sie zurückfinden. Wie es Menschen gibt, die erst durch den Krieg verstehen lernten, daß der Tod in der Welt ist,

so haben nun alle, auch wenn sie ihre Verstocktheit weiter prästieren, es zu wissen bekommen, daß kein Stand und Beruf, und sei er noch so ausgedehnt und mächtig, in sich selbst das Gesetz des Ganzen findet. Es gibt heute agrarische Sozialisten; es wird einmal auch sozialistische Agrarier geben. Und so war es der Krieg, als Gelegenheit so zwingend wie eine Revolution, der uns jetzt einen ersten wirklichen, positiven Fortschritt für die Politik des Volkes gebracht hat: in den Reichstagsausschüssen; als politischer Gedanke an Bedeutung der preussischen Wahlreform so überlegen, daß alle Kraft daran gesetzt werden mußte, ihn nicht verkümmern zu lassen.

Kurz vor dem Krieg ist in einer süddeutschen Zeitschrift ein Aufsatz (von mir) erschienen, der unsere politische Stagnation davon ableitete, daß in dem politischen Aufbau zwei undurchlässige Schichten seien: zwischen der Wählerschaft und dem Parlament und zwischen dem Parlament und der Regierung. Die erste wollte er, der an der direkten Wahl auszusetzen hatte, daß sie den Wähler politisch neutralisierte und die Minoritäten ausschalte, durch eine freie Vereinigung durchstoßen sehen. Es heißt dort: „Denken wir uns im Reiche oder in einem der großen Bundesstaaten auch nur einen Wahlkreis, in welchem die — nehmen wir an: drei Parteien fähig und willens wären, nach stattgehabter Wahl wieder voreinander den Hut abziehen und jede aus der Hand der andern ein Stück Brot, wenn's auch nur ein Stück Wahrheit ist, zu nehmen. Sie wählen ohne Proportionalität zu ihren erreichten Stimmen, jede aus sich die gleiche Anzahl,

etwa sieben, Mitglieder zu einem ständigen Ausschuß. Zu den einzelnen Mitgliedern hat jeder Wähler so viel Zutritt, wie ihm das mitbürgerliche Zusammenleben gewährt; zum Ausschuß selbst die mitberatende, aber nicht mitbeschließende Teilnahme an gewissen, für diesen Zweck vorzunehmenden Sitzungen. Gleichfalls zu gewissen Sitzungen des Ausschusses darf, zu einer bestimmten muß der Abgeordnete des Wahlkreises erscheinen. Wir haben Vereinsfreiheit; alle Abmachungen können diskretionär sein; kein Gesetz steht dieser spontanen Neuschöpfung im Wege. Findet sich ein einziger Kreis, der sie wagt, so folgen andre, folgen viele . . ."

Vor dem Kriege war das eine Utopie; nach dem Kriege brauchte es eine solche nicht mehr unbedingt zu sein. Man muß nur nicht an die größten Städte und an die kleinsten Landgemeinden dabei denken, sondern an die übersichtlichen Gemeinden, in denen das Gefühl des produktiven Miteinanderlebens und Aufeinanderangewiesenseins auch durch das Getöse der periodischen politischen Anfälle nicht unterdrückt wird. In ihnen könnte sehr wohl der Zweifel an dem Wahrheitsgehalt der Parteien zum Ausdruck kommen wollen, ein Zweifel, der nach dem Kriege ebenso wachsen wird wie sein Gegenteil, das fanatische Bekenntnis zur Partei. Wenn Ausschüsse dieser oder ähnlicher Konstruktion möglich wären, so würde durch sie der Nachteil der direkten Wahlmethode ausgeglichen sein; nicht nur, daß dahinter die indirekte Wahl, als welche doch immer eine Schwächung des Prinzips bedeuten würde, zurückbleibt; sondern es hat

auch etwas Verföhrenderisches, sich vorzustellen, daß nicht durchaus geschriebene Verfassung, erkämpftes oder geschenktes Recht den Freiheitsweg eines Volkes bestimmt. Die zweite undurchlässige Schicht, die der zitierte Aufsatz in unserm Staatsorganismus beklagt, die zwischen dem Parlament und der Regierung, mußte er kein Mittel zu durchbrechen. Dabei war der Gedanke, die auswärtige Politik vor eine Kommission des Reichstags zu ziehen, doch schon mehrfach ausgesprochen worden; er ist zum Beispiel vor neun Jahren, damals als Bülow nach Potsdam ging, aufgetaucht. Und jetzt haben wir die Ausschüsse; und wenn uns der Zweifel an ihrer jede andere innerpolitische Frage überschattenden Bedeutung und an ihrer derzeitigen Kraft heimsucht, so sollten wir uns aus der Geschichte aller Völker erinnern, wie zäh, langsam, rückschlägig und schließlich unaufhaltsam Verfassungskämpfe vor sich gehen, und sollten über dem, was sie sind, nicht vergessen, was sie werden können.

Denn freilich wurde der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten sogleich bei seiner Geburt verpfuscht. Dadurch daß er mit dem Budgetausschuß identifiziert wurde, ist sein Prinzip verleugnet und der Pelz trocken gewaschen worden. Es kann und wird nicht dabei bleiben. Man denke sich diesen Ausschuß als die vornehmste Abordnung des ganzen Reichstags, seinen Mitgliedern vom Kaiser den Beamtencharakter verliehen, und wir hätten einen Senat, eine Instanz von höchster Würde, die zugleich der natürliche Staatsgerichtshof wäre, vor

den der Reichskanzler seine Verantwortung zu tragen hätte. Er würde Talente an sich ziehen und entwickeln; die Parteien würden wetteifern, ihre ausgezeichnetsten Männer in ihn zu entsenden; er würde auch, es ginge gar nicht anders, über kurz oder lang Minister stellen. Nur eine schwache Regierung oder eine, die sich gegensätzlich zum Volk fühlt, kann die Vertretung des Volkes schwach wünschen, einem Unternehmer gleich, der aus falschem Ehrgeiz nur Stümper zu Mitarbeitern wählt; eine starke schafft mit einem starken Instrument ihr Bestes. Die nihilistische Abart der Demokratie kann nur dann entstehen, wenn das Volk an der Regierung nicht beteiligt ist; ist es an ihr wahrhaft und schöpferisch beteiligt, so wird es verbinden und befestigen, anstatt zu trennen und zu lösen; es selbst wird Staat.

IX. Erst wenn das Volk Politik durch seine Organe ausübt, wird es die notwendige Aktivität der Politik begreifen. Der Bürger hat eine Neigung, Erbe — lachender Erbe — zu sein; vornehmlich der Macht und Gewalt, die er für sich arbeiten läßt und darnach hart anfährt (beiläufig auch der Wissenschaft und der Kunst, von denen allen er die echte Mühe und Tiefe weder kennt, noch also respektiert und deren Erzeugnisse er für sich nimmt, als sei dieses Nehmen etwas ebenso Gutes wie das Geben). Er hat geglaubt, daß ein Minimum von Politik die beste Politik sei; wie die Frau die beste sein soll, von der man am wenigsten spricht. Aber bei der heutigen, aktiven oder passiven, Solidarität aller Völker der Erde, ist für einen großen Staat keine aus-

wärtige Politik möglich, die ihn von irgendeinem Problem der auswärtigen Politik isolierte und als unbeteiligt hinstellte. Wenn im Jahre 1904 ein deutscher Staatsmann empfohlen hätte, Rußland, das seine Front nach Osten gekehrt hatte — nicht etwa in den Rücken zu fallen, sondern ihm beizuspringen, so hätte es einen Sturm verschiedenen Chors bei uns gegeben; aber wer getraute sich heute, das ganz und gar für falsch zu erklären? Der unbedingte Pazifismus kann den nur bedingten matt setzen, nicht den Krieg; den wird er nicht aus der Welt schaffen, sondern immer wieder nur aufstauen, bis er sich zu einer alle Dämme zerreißenden Wucht gesammelt hat. Und allzuleicht verführt die völlige Entwöhnung vom Kriegsgedanken zu kühnen und voreiligen Schritten, die unterlassen würden, wenn man sich in jedem Augenblick darüber Klarbliebe, daß es in jedem Augenblick um die Wurst geht. Nur dann kann ein Volk den Krieg vermeiden, wenn es ihn nicht aus der Hand gibt.

So lange das Volk kein aus ihm selbst erwachsenes Organ zur Betreibung der auswärtigen Politik hat, muß es in seinem schädlichen Indifferentismus verharren; schädlich gleicherweise im Sinne derer, die nach Eroberung, wie derer, die nach Frieden streben. Entwickelt sich der Keim, der in dem Ausschuß steckt, zur Kraft, so hat das Volk sein Organ. Was liegt an Worten? Was liegt daran, ob man den neuen Zustand Parlamentarismus heißt, zur Fahne für die einen und zum roten Tuch für die andern? Er würde keine Parlamentsherrschaft bedeuten, sondern die Volksherrschaft, — die heute auf

seine Weise jeder will, so daß nicht einmal der materielle, historische Anspruch der Privilegierten sich offen eingestehen mag, sondern sich nach einer romantischen Idee interpretiert. Die Frage: Aristokratie oder Demokratie? ist falsch gestellt, wenn sie ein Entweder-Oder herausfordern will. Auch Aristokratie und Demokratie verhalten sich zueinander wie Einatmen und Ausatmen; eins kann das andre nicht entbehren, nur daß oft genug das eine vom andern nichts wissen will und es unterdrücken und hemmen möchte; nicht ahnend, daß es dadurch auch sich selbst unterdrückt und hemmt; wovon die Folge ist, daß der Atem ungleich geht und die Lungen nicht genug Sauerstoff empfangen und nicht genug Stickstoff loswerden. Das Edle hätte in einem einzelnen Menschen oder einer Familie nicht zustande kommen können, wenn es nicht vorher dem ganzen Geschlecht, der ganzen Art zu eigen gewesen wäre; so wie ein tiefsinniger Maler an einer bestimmten, weise berechneten Stelle eine Farbe zur eindeutigen Erscheinung bringt, die das ganze Bild latent durchwirkt. Das Urpferd, *equus Przewalski*, ist keine Schindmähre, sondern die Uranlage auch zu dem Perser- und Araberpfersd. So aufgefaßt, scheint mir, ist Demokratie ein deutsches Gewächs, und es ist nicht nötig, es als einen Ableger von 1789 zu betrachten.

Die Politik ist in primitiven Zuständen eines Landes und eines Volkes nichts weiter als ein Kampf um Macht, um Gold, um Weiber und um Rache, kurz der unmittelbarsten Leidenschaften. Die beginnende Gestaltug wird sogleich zur Idee erhoben, und damit ist eine neue Ursache

eingeschaltet. Daß wir die Idee so gern an den Anfang setzen, geschieht zwar nur zur Beruhigung unsres Gefühls von der Unsicherheit im Strom der Welt; ist sie aber einmal geboren, so wirkt sie zu Ende; und das Unpersönliche, Dienende und Verpflichtete wird stärker als die Leidenschaften: der Vertrag ist da, ein gebrechliches und heiliges Werkzeug. Wenn, zum Beispiel, ein Volk mit seinem princeps übereinkäme, daß er nicht vom Ausland heiraten, nicht im Ausland Geld anlegen dürfe und eine Regentschaft einsetzen müsse, sobald er über die Grenzen reiste, so würde das aussehen, als wollte es ihn beschränken. Aber es würde ihn dadurch auch in höherem Maße sich zuwenden, diesem Volke, das mit ihm eins und nicht in seiner Hand etwas ist. Der freie Vertrag ist es, der ihn zu einer Person macht. Auch das wäre deutsch, und nicht von 1789.

X. Die tiefste Schuld der Reaktion nach 1815 war, daß sie die Erneuerung des Staates, die aus eigenbürtigen Kräften begonnen hatte, trostlos abwelken ließ und dem Schicksal aussetzte, durch eine Revolution von Gnaden nicht durchweg eigenbürtiger Kräfte wieder lebendig zu werden. Fast jede Revolution im Laufe der Geschichte ist niedergeschlagen worden; aber jede ist am Ende siegreich geblieben.

(1917)





## Psychologie beginnt zu Hause

Deutsche Frauen wenden sich bittend an französische, und bekommen eine Abweisung; den englischen Internierten steckt man Briefchen zu und fleht sie an, der Unschuld des neuen Deutschlands die Schuld des alten zu vergeben und drüben gut Wetter zu machen; hausgebauene Männer, welche fürchten, ausrangiert zu werden, rufen zu Sündenbekenntnis und Reinigungsoffer. Man faßt sich an den Kopf. Könnten wir nicht mit etwas weniger Geräusch tugendhaft werden? Könnten wir einige Würde nicht auch im Unglück, gerade im Unglück bewahren, und wenn schon nicht um der Würde willen, so wenigstens aus Klugheit, und wenn wir sie nicht haben, könnten wir sie nicht wenigstens spielen?

Aus Klugheit. Es hilft uns nichts, wenn wir uns jetzt als zwei Nationen etablieren, eine schuldige und eine unschuldige: die Amerikaner nehmen uns als eine. Und sie werden uns unsern haltungslosen Eifer, dessen Können wir sicher sein, ins politische Debet setzen, daß uns die Stirne sinken wird. Sie werden verachten, und die Verachtung wird schwerer auf uns lasten als der Haß. Für sie wird trotz alledem die Niederlage unser Unrecht gemacht

haben, nicht das Unrecht die Niederlage. Sie haben ja selbst Kriege geführt; sie waren es ja, die die Methoden der Landesverwüstung aus scheinbar abgelebten Zeiten in den Besitz des 19. Jahrhunderts wieder aufgenommen haben; und wenn sie ihre Sherman und Sheridan noch einmal brauchen sollten, werden sie sich nicht genieren.

Wohlgemerkt und für die Schwerhörigen gesagt: ich predige hiermit nicht den Krieg, nicht die Verwüstung und nicht den Mantel der Nächstenliebe über das Verbrechen. Aber noch dem zum Gehorsam bezwungenen Knaben steht der Trotz gut an, und die züchtigende Hand ekelt sich, wenn sie auf einen Gallert von Seele trifft; wie darf eine ganze Nation ihr auch durch das größte Unrecht nie zu verwirkendes Recht preisgeben? Wir haben die erste Psychologie der Feinde (welche Schwachheit bei ihnen voraussetzte) jämmerlich beschämt gesehen; in einer zweiten Beschämung dieser Art (welche Wahrheit bei ihnen voraussetzte) sind wir mitten drin: wollen wir uns jetzt die dritte leisten? Aber wenn die Völker miteinander in Verkehr treten und ein Deutscher draußen unter Fremden stehen muß, dann wird man es erfahren, daß nicht die Feindschaft, nicht der Krieg mit Sieg und Niederlage unser Aufatmen politisch und wirtschaftlich so pressen wird wie die Geringschätzung.

Wenn es denn schon Psychologie sein muß, so rate ich die des eignen Volkes zu treiben; seiner einzelnen Schichten, über die weder etwas Wahres noch etwas Nützliches ausgesagt wird, wenn man darauflos schimpft, und seiner Totalität. Denn diese gibt es; und mit ihr

ist eine Einheit des Charakters verbunden, die so fest steht wie der farbige Ring um den Mond herum auf den im Winde jagenden Wolken. Man hat im Scherz gesagt, daß die Berliner Revolution ein letzter Triumph der preußischen Art gewesen sei. Ja, es sind dieselben Menschen, die heute im Zenith des Sieges standen, am nächsten Tag sich im Abgrund der Niederlage sahen und beide Zustände sich leidlich paßrecht schoben; dieselben, die von einer Zeitung zur andern Republikaner wurden und dazu mit dem Kopfe nickten, wie die Indianer, als Kolumbus ihr Land betrat: na denn helpt et nischt, denn sind wir entdeckt. (Ich spreche nicht von denen, die sich so schnell entwickelt haben, — daß heute auf das Mitläufertum schon die Mitläufer hinuntersehen.) Es sind dieselben Menschen, die im Feindesland böse, böse Dinge taten, und die wir, wenn wir mit den einzelnen sprechen, mit Mann für Mann, so finden, wie wir sie immer kannten: gutartig durch und durch, verständig, unschuldsvoll.

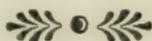
Man fragt, wie ein solcher Widerspruch möglich sei. Wenn andre Völker leicht zu berauschen sind, das deutsche ist leicht zu betrügen; und ich sage das zu seiner Ehre. Es ist ein junges, vielfach ein kindliches, zuweilen wie alle Kinder auch ein kindisches Volk, scheu und neugierig, zurückhaltend und hingegeben blind. Es nimmt die ideellen Dinge nicht als Fahne wie andre Völker, sondern um einige Grade wörtlicher als sie, und die realen um ebensoviel zu leichtsinnig. Es glaubt darum jede Ideologie und ist zu jeder bereit.

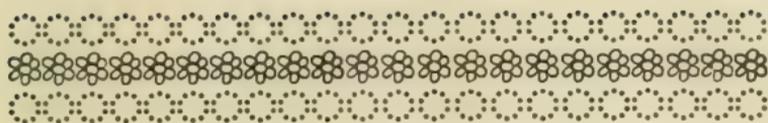
Ein unkünstlerisches Volk, sagen manche und erklären daraus seine politische Schwerbeweglichkeit. Aber auch dieses Urteil ist nur obenhin. Mit dem kunsthaften Wesen des deutschen Volkes hat es eine eigne Verwandtnis. Ungarn, Zigeuner und Italiener sind musikalisch, das liegt auf der Hand. Daß die Deutschen es seien, darf jeder bezweifeln, der sie aus den Wirtshäusern und auf ihren Landpartien hört. Aber es ist noch nicht lange her, daß jeder Dorfkantor mehrstimmig singen ließ und selber seine Choralvorspiele kunstgerecht setzte. Die stolze deutsche Musik, von der Zeit her, wo es in Thüringen hieß, wenn die Organisten und Musikdirigenten der Landschaft sich versammelten: die Bache kommen, war kein Zufall im Wesen des Volkes, das wäre ein absurder Gedanke; sie war auch nicht ein Gegensatz zu ihm, eine innere Entzweiung und Überwindung; sondern sie ist sein Zeugnis, Ausdruck und Triumph: Musik macht dem Deutschen nicht Selbstgenuß, er will nicht schwül und heiß werden an ihr, er schafft sie, da ist sie in der Welt und ist eine Welt, und er bleibt, der er war.

Und genau so verhält er sich zur Politik, — würde er sich verhalten, wenn er endlich einmal zu sich käme. Vergebliches oder zerstörendes Bemühen, ihn mit Politik wie mit Ölfarbe anzustreichen; das hat auch Bismarck getan, nichts Besseres, und allerorten hantieren jetzt die großen und die kleinen Pinsel. Wo er unpolitisch ist, dort sitzt auch das Beste seiner menschlichen, sich gegen die fortschreitende Ent-Menschung der Welt immer noch wehrende Kraft, seine Realität, seine Wahrheitsliebe,

seine Jungheit und schaffende Tugend. Aus dieser Unpolitik seine Politik zu entwickeln, das wäre die Aufgabe dessen, was sich heute den Geist nennt. Aber dazu darf man nicht glauben, sich die Menschen bücken zu können, wie man sie braucht, sondern man muß sie lieben und erkennen, wie sie sind. Es gäbe keine Erziehung, wenn das neugeborene Kind ein unbeschriebenes Blatt wäre, auf das man schreiben und Krüzeln darf, was einen gut dünkt; Erziehung kommt erst zustande durch das, was sie unmöglich zu machen scheint: durch die Unveränderlichkeit des Charakters. So steht es mit den Individuen, und so mit den Völkern.

(1918)





## Neuer Nationalismus

Während der Hochflut des Krieges hatten wir in Deutschland eine Auseinandersetzung über den nationalen Staat, die so leidenschaftlich und erbittert, wie paradox war. Wir hatten Annexionisten, das heißt Leute, die den deutschen Staat auch um eine große nichtdeutsche Bevölkerung spannen wollten, und hatten ihre Segner, die die Staatsgrenze unbedingt mit der Volksgrenze identisch verlangten; aber jene, die also ein übernationales Deutschland erstrebten, waren zugleich die Nationalisten von Gesinnung, und die andern, die das rein-nationale Deutschland verfolgten, waren das nicht, in mannigfacher Schattierung von der Lässigkeit bis zur bittersten Feindschaft. Wenn die Moral und die Gefahr nicht dazwischen gekommen wären, hätte es ja eigentlich umgekehrt sein müssen. Die Paradoxie ging scheinbar noch weiter, so weit, daß sie sich auflöst und erklärt. Denn die meisten von denen, die den deutschen Charakter des Staates durch Eroberungen nicht verwischt sehen

wollten, hatten zu ihrem nationalen Eifer andre als nationale Antriebe; wessen aber konnten die eigentlichen Nationalisten sich versehen, welche Gefahr für ihr Ideal wagten sie außer Rechnung zu setzen, wenn sie Belgier, Franzosen, Polen, Litauer und was etwa noch drum und dran hing, in ihr reines Deutschland einzubeziehen trachteten? Nun, sie waren auf Herrschaft aus; und sie sagten sich, daß Herrschaft, als ein unumgängliches Prinzip nur erst einmal nach außen hin etabliert — ein besseres sahen sie nicht, versuchten und übten sie nicht —, auch nach innen neu befestigt dastünde.

Ein anderer Nationalismus als diese beiden Abarten hat im ostherrischen Europa gesiegt; kein historischer mehr, sondern ein ethnographischer. Ja, Europa hat einen Rückfall in die Ethnographie erlitten, in die Naturwissenschaft, ins Untermenschliche. Schon hören wir, daß die Slowaken sich gegen die tschechischen Brüder zu sammeln anfangen; und der Prozeß der Zerteilung vermöchte in sich selbst nicht eher ein Ende zu finden, als bis auch die Nuancen innerhalb eines Volkes ihre Feindschaft, diese verbissenste von allen, ausgerast hätten. Alle die Kriege, Wanderungen und Kulturkreuzungen der Menschheit hatten den Sinn, die Grenze zu zersprengen, die Völker wollten aus ihrer Haut heraus; jetzt schlüpfen sie wieder hinein. Friede kann daraus nicht werden. Jeder Sedanke, der ein gutes Gewissen hat, wird intolerant; da er sich als die Wahrheit fühlt, muß er herrschen wollen. Wenn also Nation ein Sedanke wird, so wird auch sie intolerant. So lange die jung-berauschten, mit sich selbst beschenken

Völker kein andres Wort zum Weltgeist emporzuschicken haben, als das der Kinder: „Ich ich — hab', hab',“ so lange wird die Wildheit der frühen Zeiten wieder durch Europa fiebern, und die Tugendwächter des Erdballs werden mit strafbereitem Wohlwollen zusehen.

Deutschland ist nicht wild von Natur; es ist stark von Natur, und das Schicksal verbietet ihm obenein seine Stärke für lange Jahre: was hat es dem rasenden, drohenden, dreisten Nationalismus, der einstweilen überall triumphiert, entgegenzustellen? Denn zu aller aufgezwungenen Schwäche leistet es sich eine freiwillige noch dazu: es träumt schon wieder den alten Traum der Internationale. Aber nur für das deutsche Volk, loyal und gutgläubig gegen Ideen wie es ist, bereit, sie wörtlich und als eine Realität zu nehmen, ist dieser Gedanke eine Gefahr, eine Hemmung und Hinderung; für kein andres, auch für das russische nicht; denn diese alle, als Völker, wissen darauf zu spielen wie auf einem Instrument. Dennoch — um seine Widerlegung brauchen wir nicht zu sorgen; die Feinde selbst werden ihn uns verbieten. So wie wir jetzt unsre Telegramme nach Washington schicken und die Antwort darauf aus Paris und London bekommen, so werden wir sagen: Freihandel, Völkerbund, Solidarität der werktätigen Klassen, und das Echo wird uns klingen wie: Irland.

So bliebe, auch für Deutschlands schöpferische Gesinnung nur der eine geistige Befehl des Nationalismus, der ethnographischen Bescheidung und Versteifung?

Und wir haben doch die Erfahrung gemacht, daß gerade Deutschland aus Gründen seiner besten Wahrhaftigkeit, am tiefsten verlogen wird durch einen falschen Gedanken; daß es, weil metaphysisch gerichtet, der metaphysischen Heuchelei verfällt, die schlimmer, zehrender ist als die vielberühmte moralische der Engländer. Wenn die Deutschen Gott suchen, so werden sie einen deutschen Gott finden; wenn sie aber einen deutschen Gott suchen, so werden sie — nichts finden, oder Schlimmeres als nichts, einen Teufel.

Aus diesem Dilemma scheint es keinen Ausweg zu geben. Aber nein; je schärfer, je klemmender es ist, um so lichter ist der Weg, der hinausführt. Es ist nichts weiter nötig, als daß wir unsre wesentlichen Entscheidungen nicht erleiden, sondern tun. Alle Kraft hat ihre Bitterkeit; alle Kraft hat ihre Heiterkeit. Es wäre an der Zeit, erwachsen zu sein, und das heißt, daß man lernt, die Welt anzuschauen — ohne „Weltanschauung“, will sagen ohne ein übereiliges und kurzschlüssiges System. Goethes wunderbarster, tiefster Lebenssatz gilt auch hier: Dieses — daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren — „mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu tun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich und das Erfahrungsergebnis, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll.“ Auf eine solche, auf Goethische Art Politik zu treiben, das wäre die Aufgabe Deutschlands, es wäre auch seine

Rettung. Wir müssen frei und, um uns des gewagten Ausdrucks zu bedienen, ironisch genug sein, den Nationalismus als praktische, nicht als ideelle Tendenz zu erfassen. Dann erst und dann wieder können wir aus ihm alles Nötige an Kraft gewinnen, ohne eine Gefahr für die Seele. Dann endlich könnten wir wieder ein Vaterland haben.

(1918)





## Einstweilen Punkt

Zu den geistigen Waffen der Sozialdemokratie gehört die Lehre, daß die Lebensanschauungen der Menschen, ihre Ideen und ihre Ideale nichts Ursprüngliches seien, sondern nur der Ausdruck eines bestimmten Klasseninteresses und Klassenbewußtseins. Man sollte meinen, daß eine solche Lehre gerade zu einer Waffe nicht tauge, zumindestens nicht zu einer moralischen; denn insofern sie ein Gesetz ausdrückte, würde aus ihr und der nur relativen Gültigkeit der Ideen auch die relative Schuldlosigkeit ihrer Bekenner hervorgehen. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Menschen unheilbar auf Moralität eingerichtet sind und daß sie auf der Leiter des Urteils: Begrenztheit, Irrtum, Fahrlässigkeit, Narrheit, Schurkerei von den oberen Stufen blind und ungestüm zu der untersten hinuntertoben. Diese moralische Tobsucht ist ihnen vielleicht vonnöten, weil ein jeder durch den Blutandrang zum Gehirn sich vor der Einsicht retten muß, daß auch er nur relativ sei und Heil und Ziel der Menschheit nur nach seinem eignen und seiner Klasse bißchen Ziel und Heil zu bilden vermöge.

Ich möchte hiermit der relativen Schuldlosigkeit keineswegs das Wort reden. Es ist vielmehr am Platze, immer wieder auf die absolute Schuld aller hinzuweisen; vielleicht daß in dieser mehr Keim zur Einigkeit und Auferstehung verborgen ist als in jener. Es ist Fetischismus, die Schuld bei einem Datum anzufangen; es ist Fetischismus, und in vielen Fällen etwas noch Gröberes, die Schuld bei einem Sündenbock anzufangen. Der Fetisch ist der eine Herr der Welt; jedoch er kann die Seele wohl begrenzen, mit einer Grenze, die feindlicher ist als irgendeine zwischen zwei Völkern, — zu ihrer Erneuerung vermag er nichts. Es gibt aber eine Rettung vor aller Monomanie, vor Gott und dem Teufel, als welcher der Fetisch ist, vor dem All und dem Teil; das ist die Kunst als Denkform, und zwar als die eigentlich menschliche Wahrheitsform.

Der Becher ist übergeflossen, und nun plagt jeder Tropfen den andern an. Es ist schauerlich, daß bei einem so großen Unglück und bei einer so gewaltigen Aufgabe, wie sie dem deutschen Volke auferlegt sind, jedermann nur die Sünden des andern kennen will. Und dabei stand es in unsern letzten Jahrzehnten nicht etwa bloß darum schlecht um uns, weil jede Partei oder Gruppe oder Klasse über ihrem eignen Interesse das Wohl des Ganzen versäumte. Sondern wenn auf ein verhängnisvolles Telegramm des Monarchen nicht der Reichskanzler sein Amt niederlegte; wenn dem Reichskanzler, der das unterließ, nicht vom Parlament das Gehalt verweigert wurde; wenn ein Parlament, das sich davor

drückte, nicht durch die entschlossenste Obstruktion auseinandergesprengt wurde, — so macht das zwar eine Kette von Schuld aus, von der die Revolution keinen entlastet; aber das Übel lag noch tiefer, als in der bloßen politischen Kurzsichtigkeit und Charakterverflauung. Es hat im Grunde keiner nicht nur des Staates und Volkes Sache, sondern auch nur seine eigne Sache gekonnt. Die Konservativen konnten das Konservative nicht, die Liberalen nicht das Liberale, die Juden nicht das Jüdische, die Christen nicht das Christliche, und die Sozialdemokraten konnten den Sozialismus nicht.

Der Sozialismus war Kritik gewesen. Das ist immer eine gesunde Bewegung, so lange das Tor hält, gegen das man den Sturmbock anrennen läßt; wenn es aber, und nicht einmal durch den Stoß, zusammenbricht, kann sich's herausstellen, daß der Sieg zu einer Verlegenheit wird. Mit einem heimlichen, ja nicht mehr bloß mit einem heimlichen Schrecken sahen die Führer, daß sie sich zu einseitig auf den großen Tag vorbereitet hatten; hinter dem Tor hatten sie den brennenden, geputzten Weihnachtsbaum erwartet oder doch versprochen. Die gepriesene Entwicklung, einen nur nach rückwärts gültigen Gedanken, sahen sie vor sich unerwarteterweise gehemmt, gekreuzt, zerspellt — wodurch? Durch Neid, Haß und Begierde von Menschen. Neid, Haß und Begierde sind Realitäten, und als solche respektabel, und brauchen nicht umgedeutet zu werden, selbst nicht durch die Erwägung, daß z. B. der Neid auch etwas gegen den Beneideten aussagt. Ach ja, man hatte die Menschen organisiert

und politisiert, und darüber nur das eine vergessen: daß sie Menschen waren; den Menschen aber vermag keine Entwicklung die berühmte reife Frucht in die offene Hand fallen zu lassen. Die Sozialdemokratie hatte geglaubt, daß sie die kapitalistische Gesellschaft nur einfach würde zu beerben brauchen; nun erfährt sie, daß die Sozialisierung des Wirtschaftsertrages noch nicht die der Wirtschaft ist. Morgen wird sie lernen müssen, daß die Sozialisierung der Wirtschaft noch nicht die des Volkes ist; und übermorgen, daß die Sozialisierung des Volkes, die neue, jetzt geahute, nur ein Teil der am Volke und vom Volke zu leistenden Arbeit ist.

Vieles hatte die Sozialdemokratie, als Partei, erreicht; nur eines eben nicht: Sozialismus. Wir haben es mitangesehen, wie sie von dem kapitalistischen Bürgertum, nach der anfänglichen wütenden Feindschaft, gezähmt, ja daß sie ungefährlich und nützlich gemacht und wie ein Zugtier, gut gefüttert und gut gestriegelt, vor den Wagen gespannt wurde. Dann setzte die Kritik dieses Vorgangs ein; sie nahm allmählich die Form eines leidenschaftlichen Widerstands an; aber ungeheuer ernst wurde sie erst in dem Augenblick, wo sie, in Rußland, praktisch wurde. Dann brandete das Feuermeer gegen unsre schwankenden Grenzen; dann schlug die Flamme herüber; und ob sie nun das ganze Land entzünden wird, das ist die Unruhe in unsern Städten und Dörfern geworden, Angst und Sorge bei den meisten, Hoffnung bei vielen, kalte wollüstige Schadenfreude bei einigen.

Aber ist es zu früh gehofft, daß alle Durchglühungen

und Durchrüttelungen, die wir erleben, uns schließlich nur dazu dienen werden, die Kruste der Gewohnheit von uns abzuschlagen, die uns immer noch umfassen hält? An die Stelle des Obrigkeitsstaates soll der Volksstaat treten. Das heißt, mit andern Worten: bisher war der Primat bei den Herrschenden, und sie zwangen sich die Beherrschten zu Organen ihres Willens; von jetzt an soll der Primat bei den (bisher) Beherrschten sein, und sie schaffen sich ihre Regierer als Organe ihres Willens. Daß diese politische Umwälzung die entsprechende soziale zur Folge haben muß, wird auch den widerstrebenden Gehirnen durch die Konvulsionen, die den Volkskörper schütteln, zum Bewußtsein gebracht. Alles, was wir bisher in der Wirtschaft gewohnt waren Organisation zu nennen und wovon wir unsern Stolz setzten, ist Herrschaft, verhehlte oder verkappte und verkleidete Herrschaft. Auch diese Organisation beruhte ideell auf der Voraussetzung, daß der Unternehmer sich der Arbeiter als der Organe seines Willens bediene; aber auch hier wird darum gerungen, daß die Arbeiter ihrerseits in Ordnern, Verwaltern und Regierern sich Organe schaffen. Wirtschaft bisher: das Gehirn schuf sich die Hände; Wirtschaft fortan: die Hände schaffen sich das Gehirn. Demokratie ist der Aufbau der Ämter von unten; der Aufbau der sozialen Form von unten ist ihr notwendiges Korrelat. Dem bisherigen zentrifugalen Prinzip, des Staates und der Gesellschaft, tritt ein zentripetales entgegen, feindlich so lange, bis die wechselseitige Durchdringung, lebengebend und lebenempfangend, gelungen ist.

Das ist kein Rezept; das ist eine Aufgabe, und ist eine Aufgabe für alle. Der Rätegedanke ist dem konservativen, ständischen verwandter als dem parlamentarischen, und der vorkapitalistische Bürger würde manche seiner schönsten, schöpferischen Tugenden aus ihm zu entwickeln wissen. Noch will er aus Wut nichts andres als sich selbst; er weiß noch nicht, was er, durch sich, will. Der Widerstand der Blinden trägt dazu bei, ihn zu blenden, indem er ihn dabei hält, Klassenkämpferisch zu bleiben. Aber ein siegreicher Sozialismus hebt den Begriff der Klasse auf. Einstweilen hat er es noch leicht; er zeigt mit Fingern auf die Privilegierten, denen eine Krone oder eine Nachtmütze abzustoßen ist; er ist eine Waffe, und jede Waffe ist geizig darnach, den Arm, der sie führt, mehr zu beherrschen als er sie. Er ist ein Mittel, die Individuen zu entfesseln; — aber erst, wenn er sie wird binden müssen, wird binden wollen, wenn er allem und jedem Entfesslungen, Verzichte, Opfer und Selbstbändigungen auferlegt, erst dann wird er seine Schicksalsstunde, die Probe auf das Rechenexempel durchmachen.

Sollte er aber darüber zusammenbrechen, so wird er das Schicksal des Protestantismus haben, als welcher seine Kraft von seinem Gegner empfing, darnach als Kirche blutleer wurde und schließlich als Besinnung die Welt durchdrang.

(1919)



Gedruckt

in der Weiß-Fraktur von der  
Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Druckleitung, Schmuck, Einband:

E. R. Weiß





446417

LG Heimann, Moritz  
H4675p Prosaische Schriften. Vol.1.1.

NAME OF BORROWER.

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

**Acme Library Card Pocket  
LOWE-MARTIN CO. LIMITED**

